

2002

Rainer Suhr

Visionen für 8000 neue Arbeitsplätze / Oberhausen plant auf dem ehemaligen Stahlwerksgelände für die Zukunft 27

Dietrich Behrends

Gendarm führte Wilddieb an der Kette durch Königshardt / Schwerer Start der ersten Siedler vor 225 Jahren 33

Helmut Kawohl

Peking 2008 ist das Ziel / Hammerwerferin Silke Grundmann: Jedes Jahr drei Meter weiter 45

Margitta Ulbricht

Wo einst Gas strömte, fließt jetzt das „Blaue Gold“ / 50 Meter hoher Wasserkegel begeistert im Gasometer 52

Heinz Ingensiep

Meter machen für Marokko / Mit der „MEO-Karawane“ und den „Roten“ nach Casablanca, Beni Mellal und Taroudannt 57

Michael Schmitz

Die Szene-Kirche / TABGHA öffnet ein Gotteshaus für junge Leute 67

Gustav Wentz

Träume enden jäh und unsanft / Auch altgediente Rot-Weiße machen sich Gedanken über die Zukunft des Zweitligisten 73

Marc Hippler

Wie ein Kotelett Wunder wirkte / Emil und Frieda Musiolik leben seit 63 Jahren in der Zechensiedlung an der Wallensteinstraße 77

Monika Idems

Radikales Malen / Seit mehr als 20 Jahren: Der Verein für aktuelle Kunst Ruhrgebiet 83

Hans-Walter Scheffler

Dunkle Wolken über dem Hexbachtal / Im Drei-Städte-Eck ist ein wichtiges Naherholungsgebiet bedroht 89

Gustav Wentz

Schönheit in die Jahre gekommen / 75 Jahre Stadion Niederrhein 101

Volker Strommenger	
Langer Weg zum Wohlstand / Freunde in Saporoshje kämpfen mit schwerer ökonomischer Krise	107
Michael Schmitz	
Miss Kultur / Hildegard Matthäus pflegt den Unruhestand	113
Friedel Kaufhold	
Quo vadis, Revier-Löwen? / Die Zukunft des Eishockeys in Oberhausen bleibt ungewiss	127
Ute Bauer	
Kunst auf die Straße geholt / Auf der 2. Oberhausener Kunstmeile sprudelt die Kreativität aus vielen Quellen	131
Martin Berger	
Wenn der Hausmeister mit dem Zahnarzt einlocht / 45 Gramm treiben die Golfer auf „Jacobi“ oft zur Weißglut“	135
Hans-Walter Scheffler	
Schichtwechsel an der Tankstelle / Die Sparkasse erlebt eine ungewöhnliche Zäsur	141
Friedel Kaufhold	
Eine „Landratte“ mischt die Dickschiff-Szene auf / Peter Süsselbeck segelt die Weltmeisterschaft nach Holten	147
Mirco Stodollick	
Verbundenheit soll in Städtepartnerschaft münden / Sardischer Kulturverein „Rinascita“ steht seit 20 Jahren für einen Teil der Bergbau-Vergangenheit Oberhausens	151
Ralf Bögeholz	
Mit dem Krummstab nach oben / OTHC strebt zum Jubiläum den Aufstieg an	157
Klaus Müller	
Damit Schule auch künftig lebt / Studienseminar am Kaisergarten macht angehende Lehrer fit für den Alltag	161
Astrid Knümann	
Im Banne der heiligen Barbara / Das Steckenpferd des Sterkraders Alfred Lindemann	167
Michael Schmitz	
Ein ganz besonderer Park / Oskar Bruch jr. investierte 12 Mio. in neue Erlebniswelt am CentrO.	170
Helmut Kawohl	
Blick zurück auf 2001/ Oberhausener Schlagzeilen	174

OBERHAUSEN '02



Ein Jahrbuch

TITELBILD

*Markanter Punkt auch aus der Vogelperspektive: der Gasometer Oberhausen.
Bis zum 17. März 2002 wird hier die Winterausstellung „Blaues Gold“ zur Faszination des Wassers gezeigt.*

RÜCKSEITE

Das ehemalige Gelände der Zeche Osterfeld mit dem „DOM“.

HERAUSGEBER

*Plitt Druck- und Verlag GmbH, Oberhausen
in Zusammenarbeit mit der Stadt Oberhausen - Bereich Öffentlichkeitsarbeit -
und mit freundlicher Unterstützung
der Stadtparkasse*

*© Alle Rechte vorbehalten
Nachdruck auch auszugsweise nur mit
Genehmigung des Verlages*

KONZEPTION UND REDAKTION

Helmut Kawohl, Ha-Jo Plitt, Michael Schmitz

GESTALTUNG

Claus Schneider

FOTOS

*Sammlung Behrends · Hans Blossey · Frank Elschner · Manfred Ehrich · Jochen Emde
Ruth Gläser · GHH-Archiv · Heinz Ingensiep · Werner Joppek · Sammlung Langenberg
Maria Lockhorn · Privatarchive · Kerstin Prasse · Stadtarchiv Oberhausen · Stadt Oberhausen
Wolfgang Volz · Thomas Thöne · WAZ-Archiv*

HERSTELLUNG

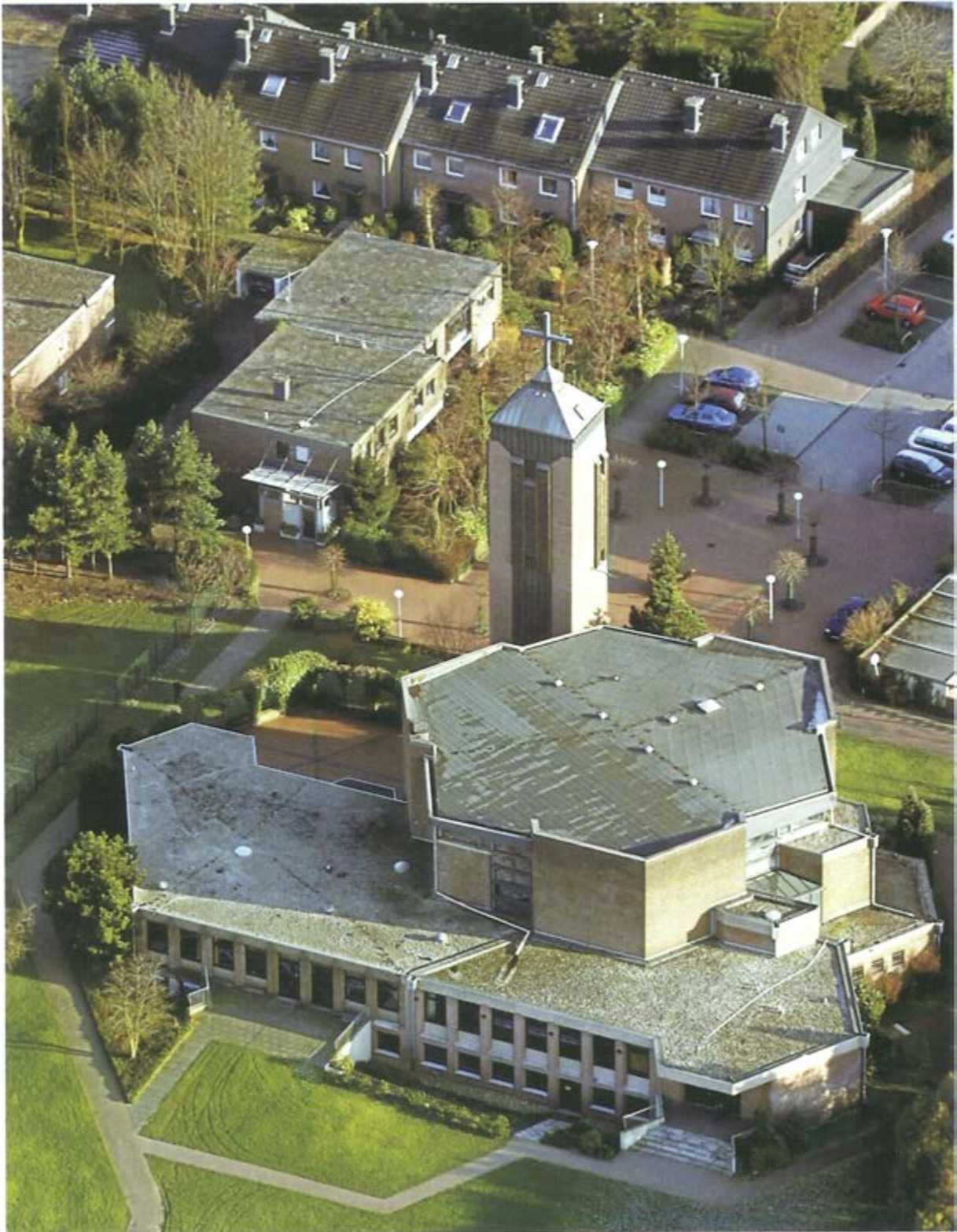
*Reproduktionen, Satz und Druck
Rehrmann Plitt GmbH & Co.KG, Oberhausen
Feldstraße 21, Telefon 02 08 / 65 69 70*

Dezember 2001

Von O.ben...

Oberhausen aus der Luft gegriffen könnte man meinen. Aber irgendwie trifft es den Charakter der Bildgeschichte „Von O.ben...“ auch, die Oberhausen aus der Vogelperspektive festhält. Die Bilder stammen von Hans Blossey, der Bildjournalist bei der Westdeutschen Allgemeinen Zeitung ist. Der Mittvierziger, in Essen geboren, wuchs auf zwischen Mörsenbroicher Ei und Kamener Kreuz. Lange Jahre war er als Fotograf vor allem für die WAZ-Seite 1 und die WAZ-Reportage tätig. Jetzt arbeitet er zunehmend wieder im lokalen Bereich, um, wie von ihm gewünscht, wieder näher an den Menschen sein zu können. Seit 20 Jahren ist „Hänschen“ Blossey Privatpilot und Spezialist für Luftbilder im Rhein-Ruhr-Gebiet. Er lebt in Hamm, fünf Minuten von „seinem“ Flugplatz entfernt. Sein Eindruck von der niederrheinischen Landschaft und ihren Schlössern: „Einfach wunderschön.“

Eine Aussicht, die sonst nur Engeln vorbehalten ist, intoniert mit Blick auf St. Barbara Königshardt die Ouvertüre zu einem luftigen Exkurs durch Oberhausen ...



... der vom hohen Norden mitten über dem Sterkrader Zentrum innehält, wo kraftvolle Architektur ein zärtliches Glockenspiel beinahe zugedeckt hat und weiter südlich weist ...



... auf das Johanniter-Krankenhaus, das am Rande pulsierenden hektischen Lebens ein Ort der Neubesinnung, auch des Reaktivierens ist und eher ...



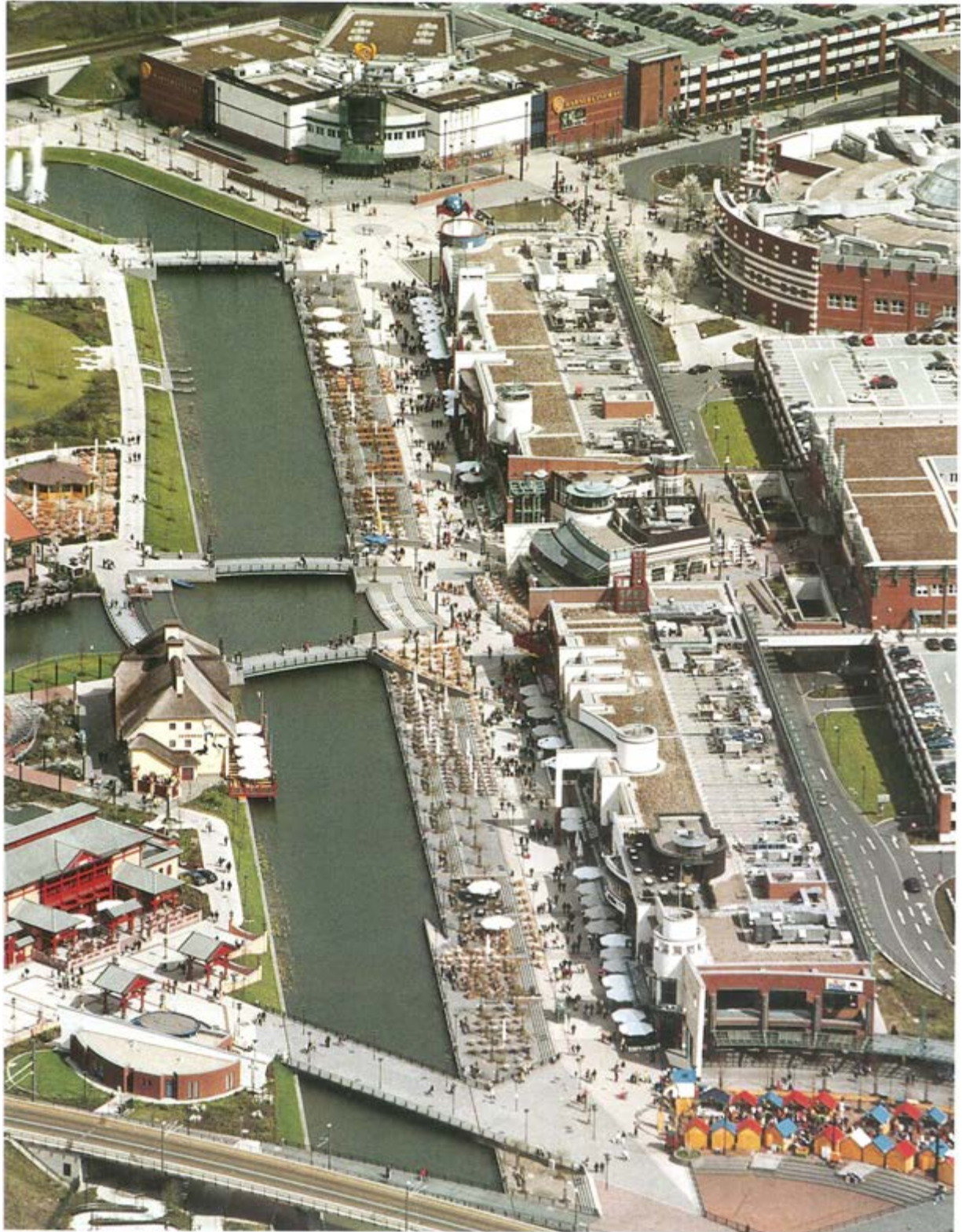
... mit der Burg Vondern verbandelt sein könnte, die in malerischer Postkartenidylle ein kulturhistorisches Denkmal ist auf dem Weg zur ...



... Kultur der neuen Welt, wo ein Musical-Drache sein Leben ausgehaucht hat und die Vergänglichkeit neumodischer Spaßkultur fröhlich Urständ feiert, um sich ...



... im Mekka des Konsumrausches zwischen Hochglanzoptik und Pappmaché mit unzähligen Gästen in dem spektakulärsten Baustein des neuen Ruhrgebiets zu verlustieren, der aufgewachsen ist ...



... längs unersetzlicher Verkehrsadern am Fuße des Gasometers, des blechernen Wahrzeichens der Industriekultur, von dem ein Steinwurf nur reicht ...



...auf den Hort der Bildenden Künste, der Darstellung von Landmarken, der Präsentation von Harry Potter bis zu den Protagonisten der ehemaligen DDR-Kunst ..



... die mit der Kunst am Ball in diesem Oval wenig gemein hat, hier, im Stadion Niederrhein, wo sich Kleeblätter gerade wieder auf die Suche nach dem Glück machen ...



... damit sie sich nicht an der Schleuse Lirich einschiffen müssen, um über den Kanal vor den gefrusteten Fans ans andere Ufer zu entkommen ...



...weil auch der Galgenberg nicht helfen kann, der im Sog einer modernen Verwaltungswirtschaft immer mehr von Gesetzen des Marktes regiert wird ...



...dessen Regisseure auch hier im Astron Hotel zu Gast sind, wenn es gilt, Oberhausen geschäftstüchtig oder touristisch zu erschließen ...



*... oder eine der vielen Messen und Präsentationen in der guten Stube der Stadt zu besuchen,
die neue Wege geht und ihre Gäste ...*



... immer wieder mal gern auch zum schönsten Platz, zum Platz des Friedens entlässt, der, umsäumt von Recht, Ordnung und Gastronomie als erstes betreten wird ...



... wenn Gäste in unserer Stadt aus dem Bahnhof kommen, einmal an einem großartigen städtebaulichen Akzent schnuppern und wieder kehrt machen ...



*... den Bahnhof durchheilen, die anmutigen Zentralen des Rheinischen Industriemuseums
rechts liegen lassen ...*



...um dann die kreisrunde Rückkehr zu alten Verkehrsführungen zu umkurven und ...



... einzudringen in die City Alt-Oberhausen, wo es am Fuße von Herz Jesu und des Friedensengels an der Siegestsäule im Dezember stimmungsvoll weihnachtet.





*Ein Blick in die Zukunft:
Wie in dieser Simulation
soll der Park aussehen.*

STADTENTWICKLUNG

Visionen für 8000 neue Arbeitsplätze

*Oberhausen plant
auf dem ehemaligen
Stahlwerksgelände
für die Zukunft*

VON RAINER SUHR

Auf dem Computer und im Modell ist die Zukunft schon Wirklichkeit: Futuristische Fassaden spiegeln sich im Wasser eines künstlichen Sees, am östlichen Ufer schwebt ein gewaltiger Baukörper auf Stelzen gut zwanzig Meter über der Erde, und die Trasse der Essener Straßenbahn 105 schlängelt sich über Frintrop hinaus bis ins Herz der „Neuen Mitte“.

„O.vision“ heißt das ehrgeizige Vorhaben, für Oberhausens Arbeitsmarkt und Stadtplanung völlig neue Dimensionen zu eröffnen: Mit öffentlichen und privaten Investitionen von mehr als einer Milliarde Euro will die Stadt Oberhausen in den nächsten Jahren 8.000 neue Arbeitsplätze auf dem Gelände des ehemaligen Thyssen-Stahlwerks an der Osterfelder Straße gleich neben dem CentroO. schaffen. Weitere Arbeitsplätze sollen in Folge dieser Investitionen im Umfeld entstehen. Damit gehört „O.vision“, der Zukunftspark Oberhausen, zu den ehrgeizigsten Projekten des Strukturwandels im gesamten Ruhrgebiet; im bundesweiten Maßstab rückt er in eine Reihe mit bedeutenden Stadtentwicklungsmaßnahmen wie am Potsdamer Platz in Berlin oder wie dem Ausbau des Messegeländes in Hannover für die Expo 2000. Inse-

samt umfasst die Planung mehr als 60 Hektar; damit ist der Zukunftspark fast so groß wie das komplette CentrO-Gelände einschließlich Freizeitpark, Musical-Theater, Arena und Gewerbegürtel.

Im März 2001 hat Oberbürgermeister Burkhard Drescher die Vision von „O.vision“ der Öffentlichkeit vorgestellt. Sie beschreibt einen Stadtteil ganz neuer Prägung. „Denn wir wollen die Bereiche Forschung und Entwicklung sowohl räumlich als auch inhaltlich mit Hightech-Gewerbe, Ausstellungsflächen und Besucherattraktionen verknüpfen.“ Für diesen Ansatz gibt es schon jetzt viel Anerkennung: Auf den Immobilienmessen in Cannes und München wurden die Oberhausener Pläne vom internationalen Fachpublikum mit viel Beifall bedacht. Und das renommierte deutsche Architekten-Magazin „build“ spricht von einem „einzigartigen Bauvorhaben in Deutschland“.

Zwar hat – laut „build“ – inzwischen jede zweite Stadt ihr eigenes Technologiezentrum. „Aber den Versuch, die Ergebnisse der dort stattfindenden Forschung und ihre industrielle Umsetzung in Produkte auch nach außen zu vermitteln, gab es bislang nicht. Wie arbeiten Forschungseinrichtungen und Unternehmen einander zu? Wie wirken sich wissenschaftlicher und technischer Fortschritt auf das tägliche Leben aus? Und welche Entwicklungen wird es vielleicht in naher Zukunft geben können?“ „O.vision“ will darauf Antworten geben. „Gezielt überwinden wir dabei die Grenzen zwischen einem Technologiezentrum und einem Business- oder Gewerbepark von herkömmlichem Zuschnitt“, so Drescher. „In der Addition dieser Elemente entstehen Synergien, die O.vision zu einem Zukunftsstandort von neuer Qualität machen.“

Zu den Ideengebern bei der Planung für das Oberhausener „Schaufenster der Zukunft“ gehörte unter anderem die Attraktion der Expo 2000, nämlich der so genannte „Themenpark“. Für dessen Planung war Dr. Martin Roth verantwortlich, zugleich Präsident des Deutschen Museumsbundes und anerkannter Experte für die ebenso populäre wie packende Darstellung schwieriger wissenschaftlicher Themen. Der größte und inhaltlich gewichtigste Baustein des Zukunftsparkes „O.vision“ ist ebenfalls ein Themenpark, für dessen Konzeption Dr. Roth gewonnen werden konnte. Auf fast 200.000 Quadratmetern ist eine

dauerhafte Schau des wissenschaftlichen Fortschritts geplant. In Themenpavillons und Dauerausstellungen werden die Forschungsfelder Robotik, Automotiv-/Mobilität, Micro- und Nanowelten, virtuelle (künst-



Heute erinnert nur noch eine Halle an die Zeit der Stahlproduktion.

liche) Welten, Wissen-Information-Kommunikation, Arbeit-Freizeit-Wohnen sowie Glück präsentiert. Bei der Parkgestaltung soll darüber hinaus das Thema Energieversorgung-Umwelttechnik-Wasserwirtschaft anwendungsbezogen dargestellt werden. Zur Weiterentwicklung des Konzeptes konnten Berater um Dr. Carlo Petri, den erfolgreichen Betreiber des Wissenschaftsparks Universum in Bremen, gewonnen werden.

Mit der Unterzeichnung eines Kooperationsvertrages am Oberhausener Stand auf der Münchener Immobilienmesse im September 2001 haben Oberbürgermeister Drescher und „O.vision“-Entwickler Frank Lichtenheld den Grundstein für eine besondere Allianz gelegt: Die Deutsche Fraunhofer-Gesellschaft, München, mit ihren Instituten wird sich an der Entwicklung des Themenparks beteiligen und höchste inhaltliche Qualität garantieren. „Einen besseren Partner hätten wir uns nicht denken können“, strahlte Drescher bei der Vertragsunterzeichnung mit Europas



führender Einrichtung für angewandte Forschung. Eine Beteiligung der Fraunhofer-Gesellschaft an der Besitzgesellschaft des Themenparks soll die kontinuierliche Aktualisierung der einzelnen Ausstellungen dauerhaft sicherstellen und den wissenschaftlichen Fortschritt abbilden.

Neben der Themenpräsentation bietet die Planung viel Raum für wissenschaftliche und gewerbliche Ansiedlungen, die eng mit den Ausstellungsthemen korrespondieren. Für diese Nutzer bildet der öffentliche Teil des Park eine optimale Plattform, um ihre Produkte, Dienstleistungen oder Forschungsergebnisse darzustellen und gegebenenfalls in eigenen Räumen ergänzende Präsentationen zu zeigen. Zugleich sollen Geländeerschließung und Architektur der Gebäude die Voraussetzungen dafür schaffen, Teile des gewerblichen und wissenschaftlichen Alltags öffentlich zu gestalten. Damit erhält das Publikum Einblick in normalerweise verborgene Prozesse. Großzügige Grünanlagen, ein künstlicher See und neue Wohnformen auf dem Gelände runden den attraktiven Rahmen für die Ansiedlung zukunftsorientierter Unternehmen und Forschungseinrichtungen ab. „Auf diese

So stellen sich Planer und Projektentwickler die Zukunft des O.vision-Geländes vor.

Weise entsteht eine Campus-Atmosphäre, die innovative und kreative Prozesse beflügelt“, ist sich Drescher sicher.

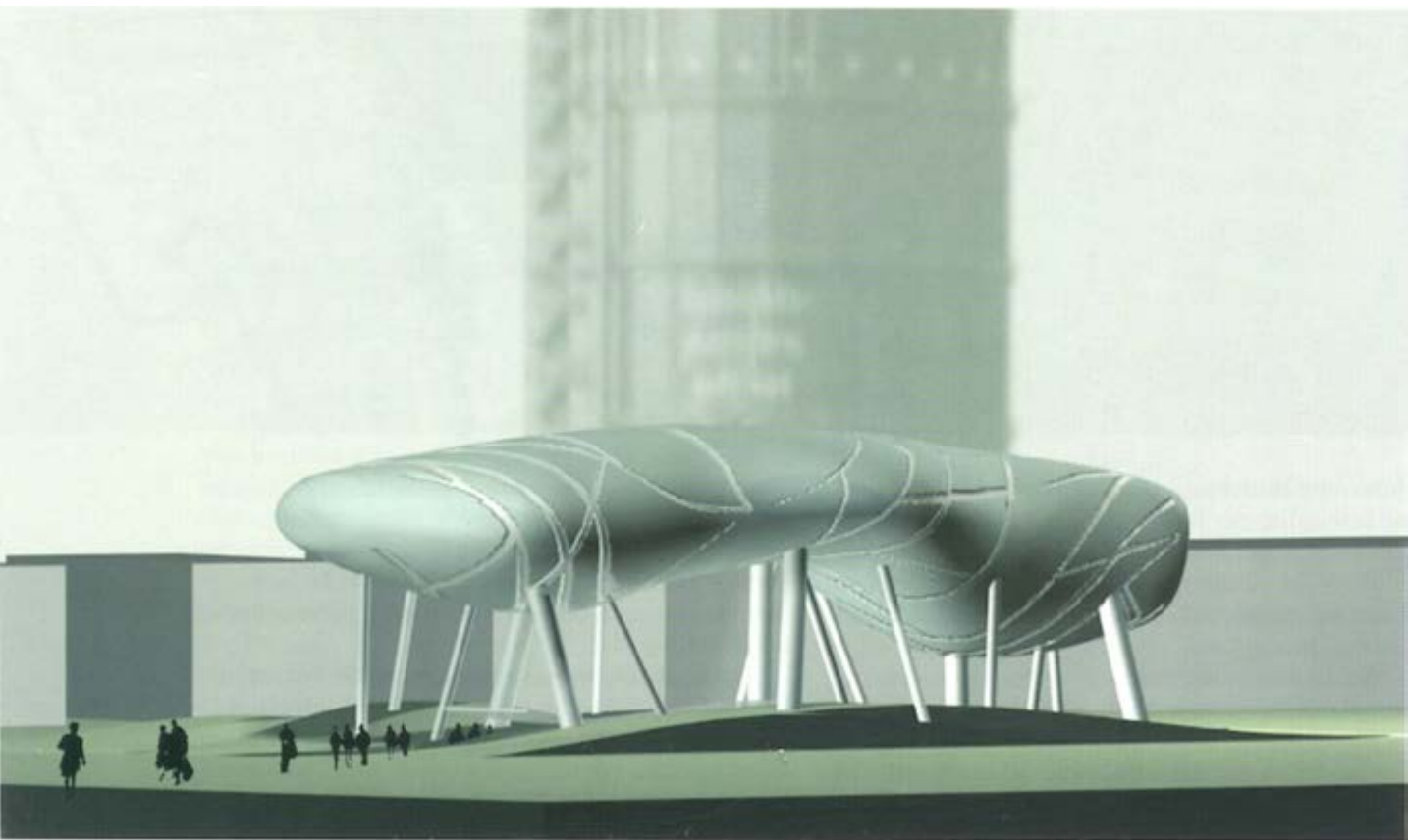
Städtebaulich wird der Themenpark von zwei Landmarken eingerahmt, die in Bezug auf Architektur und Größe beide gleichermaßen spektakulär ausfallen werden: von der „Galerie Stahlwerk“ und dem „Glass Giant“. Das technische Herz des ehemaligen Stahlwerks, die gewaltige Produktionshalle, wird völlig neu inszeniert und zugleich als Haltestelle von Bus und Straßenbahn eine - nicht nur durch ihre Dimensionen - atemberaubende ÖPNV-Station. Die notdürftige Fassaden-Verkleidung mit Trapezblechen wird durch ein neues Kleid ersetzt. Das schwere, durch die ungeheuren Gewichtsanforderungen der Laufkräne bestimmte Tragwerk erhält eine leichte, fast schwerelos wirkende neue Hülle aus luftgefüllten Kissen. Das Material dieser Kissen ist der Kunststoff ETFE, hochtransparent, in mehreren Lagen gut isolierend, extrem dauerhaft. Licht und Luft treten damit anstelle

bedrückender Dunkelheit. Der Kontrast zwischen alt und neu könnte größer nicht sein.

Die neue transparente Haut schafft eine Klimahülle, einen Innen- und Außenraum. Wind und Regen bleiben außen. Das Tageslicht dringt ein und heizt den Raum im Winter und in den Übergangszeiten zugleich auf. Innerhalb der Klimahülle entstehen ver-

Gebäude-Riegel aus dem Stahlwerk herausgezogen, flexibel nutzbar für jede Art von Dienstleistung. Die Erweiterung dieser Struktur in Richtung Themenpark ist möglich.

Die zweite architektonische Landmarke, das Gebäude des Gläsernen Menschen, erhält abweichend von ersten planerischen Überlegungen eine stilisierte



schiedene Räume: die „Kathedrale“, das mit Glasbildern gefasste Mittelschiff der alten Halle, die Stationshalle sowie Flächen für Läden, Restaurants und den Museum-Shop des Themenparks. Über den landschaftlich gestalteten westlichen Vorbereich verlässt der Besucher das Stahlwerk witterungsgeschützt über einen abgeschirmten und aufgeständerten Gang in Richtung Hotel und CentrO.

Nach Westen in Richtung des Themenparks werden gleichsam wie „Schubladen“ mehrgeschossige

Der „Glass Giant“ soll bis zu 25 Meter über dem Boden schweben.

humanoide Form: Die aufgeständerte Skulptur des sogenannten „Glass Giant“ mit einer Länge von 140 Metern schwebt förmlich über dem Boden - mit einer Unterkantenhöhe von mindestens zwölf und maximal 25 Metern. Ihre Form erinnert an einen menschlichen Torso, dessen organische Formen einen Gegenpol zum technisch anmutenden Stahlwerk bilden.

Die Stützen des „Glass Giant“ haben zum Teil tragende, zum Teil erschließende Funktion. Über Fahrstühle erreichen die Besucher das Innere des Riesen. Das riesige Modell eines menschlichen Körpers lädt Familien und Schulklassen zu einer spannenden Reise ins Innere ein. Sein Konzept wurde im Oberhausener Fraunhofer-Institut für Umwelt- und Sicherheitstechnik (UMSICHT) entwickelt. Deutschlands führende Forschungseinrichtung auf diesem Fachgebiet befindet sich in unmittelbarer Nachbarschaft und ist Teil des Zukunftsparks O.vision.

Die Besucher erreichen die Organe des „Glass Giant“ auf einem Rundgang durch Venen und Arterien. Dabei durchschreiten sie riesige Modelle der entsprechenden Körperteile. Multimediale Projektions- und Simulationstechniken vermitteln ebenso lehrreich wie spielerisch Informationen über die Funktion der Organe, aber auch über gesundheitsschädliche Umwelteinflüsse. Zugleich werden im gläsernen Riesen neueste Fortschritte in der Medizintechnik dargestellt: mit Hilfe technischer Geräte, deren Funktion der Arbeitsweise künstlicher Organe entspricht. So findet in einer künstlichen Niere – aus der Sicht von Technikern – nichts anderes als die Kombination von Stofftrennungsvorgängen statt. Auf diesem Gebiet ist UMSICHT führend.

Der Jahreswechsel 2001/2002 stellt für die Stahlwerksentwicklung einen Wendepunkt dar: Nach Generationen montanindustrieller Vergangenheit, an die heute nur noch die zentrale Produktionshalle erinnert, und nach mehr als einjährigen Abbrucharbeiten stehen die umfangreichen Maßnahmen zur Erschließung und Baureifmachung des Geländes nun kurz vor dem Abschluss. Kanalisation, Versorgungsleitungen und Straßenbau sind fast fertig gestellt. An einigen Stellen regt sich sogar schon das zarte Grün junger Bäume, damit die Pläne für den Zukunfts-Park auch der zweiten Worthälfte gerecht werden.

Beginnend mit der Immobilienmesse 2001 im Frühjahr in Cannes und später auch in München wurde das Startsignal für die internationale Vermarktung der Flächen und die Investorensuche gegeben. Im Sommer 2001 hat die Stadt die Förderanträge bei den zuständigen Landesministerien und bei der Projekt Ruhr GmbH eingereicht. Der Aufsichtsrat der landeseigenen Projekt Ruhr GmbH hat „O.vision“ als wichtigen Zukunftsstandort für das Ruhrgebiet eingestuft und damit der Realisierung im Grundsatz zugestimmt. „Es ist unser erklärtes Ziel, für jede investierte Mark aus öffentlichen Kassen das drei- bis vierfache an privaten Investitionen zu generieren“, so Oberbürgermeister Drescher. Insgesamt ist es bis dahin zwar noch ein Stück harter Arbeit, aber das Fundament ist gegossen. Im Jahr 2002 stehen zunächst



Mit einer neuen, transparenten Hülle präsentiert sich die verbliebene Stahlwerkshalle.

die konstruktive, kooperative Bearbeitung des Förderverfahrens zwischen Stadt, Land und Projekt Ruhr GmbH an und daraufhin die ersten Mittelvergaben zur Umsetzung von Baumaßnahmen und zur Entwicklung der konkreten Ausstellungskonzepte. – Darum zeigt sich der OB auch optimistisch, dass auf die Pläne bald Kräne folgen.

HEIMATGESCHICHTE

Gendarm führt Wilddieb an der Kette durch Königshardt

Schwerer Start der ersten Siedler vor 225 Jahren

VON DIETRICH BEHRENDIS

Der Gendarm führt einen Wilddieb an der Kette, der Alte Fritz grüßt vom Pferd aus leutselig seine „Untertanen“ am Straßenrand, „de letzte Plakken-Hütt“ ist auf einem Fahrzeug rekonstruiert, jene primitive Behausung, die den ersten Königshardter Siedlern als Notunterkunft diente, auf einem weiteren Wagen zeigt ein Besenbinder seine Fingerfertigkeit: Nachweislich seit 1926 ist Königshardt/Walsumermark alle 25 Jahre Schauplatz eines Historienspektakels, bietet der Festzug zum „runden“ Geburtstag des Ortsteils anschauliche Streiflichter aus der bewegten Geschichte des Stadtnordens.

Weil es sich in der warmen Sommerzeit zünftiger feiern lässt, fanden die Jubiläumsveranstaltungen bisher stets im Sommer statt. Streng genommen hat der 1. November 1776 als Gründungstag der Königshardt zu gelten. Unter diesem Datum stellte in Kleve eine im Dienst des Preußenkönigs Friedrich II. stehende Behörde für die ersten acht aus der Pfalz stammenden Kolonisten „auf der Hütterhardter Heide im Kirchspiel Sterkrath“ eine Erbverschreibung aus, die am 3. Januar 1777 in Berlin endgültig genehmigt wurde.



Blick in die Königshardter Geschichte im historischen Festzug zur 200-Jahrfeier 1976: Der Gendarm, dargestellt von dem Polizeibeamten Dieter Kleinewegen (Mitte), führt einen Wilddieb (L.) an der Kette ab. In der bitteren Armut der Siedler in den Anfängen der Kolonie war die Wilddieberei in den umliegenden Staatswäldern ein (wenn auch illegales) Mittel im täglichen Kampf um den Lebensunterhalt, den der karge Boden der Sterkrader Heide nicht sichern konnte. Rechts der Postbote aus Kaisers Zeiten, er hatte von allen Sterkrader Briefträgern täglich den weitesten Weg in Ausübung seines Berufes zurückzulegen.

Belgier abgezogen

Als Ende August 1926 der 150. Jahrestag gefeiert wurde, war Königshardt ein Ortsteil der selbstständigen Stadt Sterkrade. Die belgische Besatzung, „die sich gerade in Königshardt unangenehm breit gemacht hatte“ (Sterkrader Zeitung vom 28.8.1926), war abgezogen, sodass die Festvorbereitungen „ungestört durch feindliche Einflüsse“ getroffen werden konnten.

Für die Vorbereitung der 175-Jahrfeier August 1951 etablierte sich im Lokal Luft an der Königshardter Straße ein Ausschuss, dem der spätere Mitgründer der Königshardter Interessengemeinschaft, Theodor Spiering, als Kassierer angehörte. Wie Fotos von 1951 zeigen, zogen die Teilnehmer des historischen Festzuges auf langen Streckenabschnitten an Wiesen, Viehweiden und Kornfeldern vorbei. Bei der 200-Jahrfeier 1976 trat erstmals die Königshardter Interes-

sengemeinschaft, kurz KIG genannt, als Veranstalterin in Erscheinung. 1926 und 1951 war man noch mit einem Festwochenende ausgekommen, jetzt wurde das Programm auf eine Festwoche ausgeweitet. Kurz vor den Sommerferien 2001 stand Königshardt im Zeichen einer vom KIG-Vorsitzenden Ulrich Real und seinen Mitstreitern im Vorstand generalstabsmäßig vorbereiteten, mit 27 Einzelveranstaltungen gefüllten Festwoche.

Pastor als Heimatforscher

Festredner auf den Jubelfeiern 1926 und 1951 war Heinrich Engelbert, von 1918 bis 1927 Pastor der evangelischen Kirchengemeinde Königshardt und später Landeskirchenrat in Düsseldorf. „Mit akribischem Forschergeist und heimatverbundenem Enthusiasmus“ (Festschrift zur 225-Jahrfeier) hat Engelbert die Entstehung und Entwicklung der ehemaligen Pfälzerkolonie Königshardt/Walsumermark recherchiert und Herkunft und Schicksal der ersten Siedler in einem 1926 erschienenen Buch geschildert.

Der Name Walsumermark ist uralte, er bezeichnete ursprünglich das zwischen Rotbach, Emscher und Rhein sich erstreckende Interessengebiet der Walsumer. Wie Paul Langenberg in einer Schrift der Gemeinde St. Theresia Walsumermark feststellt, ist es urkundlich nicht überliefert, wann die Walsumer Mark in eine Walsumer und eine kleinere Sterkrader Mark getrennt wurde, jedenfalls vor 1406. Über den Grenzverlauf im Zuge des Handbachs, der heutigen Zweibrückener und der Pfalzgrafenstraße hat man sich erst 1803 endgültig einigen können. Wie aus dem Einigungsprotokoll hervorgeht, lagen vier der ersten acht Kolonistenstellen in Walsumermark und damit auf Hiesfelder Gebiet. Die große Landgemeinde Hiesfeld wurde 1917 zwischen Dinslaken und Sterkrade aufgeteilt.

Gefühl der Dankbarkeit

„Königshardt“ dagegen taucht erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts auf, schriftlich zum ersten Male im Kirchenbuch von St. Clemens. Heimatforscher Engelbert vermutete, dass es die ersten Siedler waren, die sich diesen Namen in einem Gefühl der Dankbarkeit gegenüber dem König, der ihnen durch die Land-schenkung den Start in der neuen Heimat ermöglichte, haben einfallen lassen. Vor der Kolonisierung hieß das Gebiet nördlich und östlich des Sterkrader Wal-



Pastor als Heimatforscher: Heinrich Engelbert, von 1918 bis 1927 Pfarrer der evangelischen Gemeinde Königshardt, hat in seinem 1926 erschienenen Buch „Die ehemalige Pfälzerkolonie Königshardt“ Entstehung und Entwicklung des Ortsteils in den ersten hundert Jahren sowie Herkunft und Schicksal der ersten Siedler geschildert. Auf der 150-Jahrfeier 1926 und 175-Jahrfeier 1951 war er der Festredner, 1951 als Landeskirchenrat. Engelbert starb 1974 in Freiburg, wo er seit 1968 seinen Lebensabend verbrachte.

des „Isselhardt“. In Gebrauch waren aber auch die Bezeichnungen „Hütterhardt“ und „Sterkrader Heide“.

Es war ein schwer zugängliches, unfruchtbares Wald- und Heidegebiet auf der von Sterkrade (Mittel-terrasse) auf bis zu 74 Meter über dem Meer ansteigenden, von Bachtälern (Handbach, Alsbach) zerschnittenen Hochebene der Hauptterrasse. In diese Wildnis trieben die Sterkrader ihr Vieh zur Weide (Viehhude), hier hatten sie das Nutzungsrecht auf Plaggenmähd, Torf- und Lehmstich. Schreibt Heinrich Engelbert: „Die ersten Menschen, die sich hier nieder-

gelassen haben, sind die Pfälzer Kolonisten gewesen.“ Noch 1858 wird Königshardt amtlich Pfälzer Kolonie genannt.

Die Pfalz galt insbesondere im 18. Jahrhundert als Auswanderungsland. Die Auswanderer waren meist kleine Bauern, Handwerker und Tagelöhner. Deren Entscheidung, die Heimat zu verlassen, hatte religiöse wie auch wirtschaftliche Gründe. Die katholische Obrigkeit machte den evangelischen Bewohnern das Leben schwer. Als Folge des 30-jährigen Krieges und der Raubzüge des französischen Königs Ludwig XIV. war das Land ausgeblutet.

Werber im Einsatz

Dem Beispiel seiner Vorgänger folgend, förderte Preußenkönig Friedrich II. unter Einsatz von Werbern die Ansiedlung von Kolonisten in seinem Land, so auch im Gebiet des ehemaligen, seit 1614 brandenburgischen Herzogtums Kleve. 1741 trafen die ersten Pfälzer in Pfalzdorf auf der Gocher Heide ein. Besonders nach dem Siebenjährigen Krieg (1756 bis 1763) hatte Preußen eine Blutauffrischung dringend nötig. Im Oberhausener Heimatbuch von 1964 erinnert Karl Lange an den Erlass des Preußenkönigs vom 1. September 1769 an die Klevische Kammer, „der Grundlage für die Ansiedlung am Niederrhein werden sollte“.

Die preußischen Werber leisteten in der Pfalz gute Arbeit: Bis 800 Familien waren bereit, in den klevischen Landen Preußens ein neues Leben zu beginnen. Weil in Kleve die zuständigen Stellen dem Umsiedleransturm nicht gewachsen waren, musste der größere Teil der Pfälzer nach Magdeburg und Halberstadt weitergeleitet werden. 1769 ließen sich die ersten Pfälzer Kolonisten auf der Bönninghardt bei Alpen nieder. Der Holtener Bürgermeister Schaumbourg, der über Ansiedlungsmöglichkeiten in seinem Zuständigkeitsbereich berichten musste, schlug der Regierung die Sterkrader Heide vor. Das zuständige Forstamt „kann sich den drängenden Mahnungen der Behörden nicht entziehen und stellt schließlich östlich des Sterkrader Waldes 63 holl. Morgen zur Verfügung, mitten aus einem 300 Morgen großen Gebiet von Heide, Morasten und Torfgründen“ (Karl Lange).

197-mal im Adressbuch

Die ersten Siedler, „die den Grundstock zur heutigen Königshardt geschaffen haben“ (Karl Lange), landeten erst auf Umwegen auf der Isselhardt. Am Bei-

spiel des Zimmermanns Daniel Luf(f)t aus Kaiserslautern schildert Heinrich Engelbert die Odyssee dieser Königshardter Pioniere. Daniel Luft gilt als Stammvater des heute vor allem im Sterkrader Norden weit verbreiteten Geschlechts. Das Oberhausener Adressbuch von 1992 nennt nicht weniger als 197 Träger



Zur 200-Jahrfeier Königshardt 1976 kreierte die KIG das von den Brüdern Josef und Leo Ombeck entworfene Königshardter Wappen, in dem die Geschichte des Ortsteils und das Zusammengehörigkeitsgefühl seiner Bewohner sinnvoll zum Ausdruck kommt.

Das Kreuz auf der einen Wappenhälfte steht für die Glaubensstärke der Pfälzer Siedler, die andere Hälfte zeigt als weitere Königshardter „Insignien“ drei Krammetsvögel und eine Plaggenhacke. Die goldumrahmten Wappenfarben Schwarz und Weiß wurden in Anlehnung an Farben von Preußen gewählt, dessen König Friedrich II. den ersten Siedlern aus der Pfalz das für den Start in der neuen Heimat erforderliche Land zur Verfügung stellte.

dieses Namens. Treuer Gefährte dieses Daniel Luft war der ebenfalls zu den Königshardter „Ureinwohnern“ zählende, auch aus Kaiserslautern stammende Weber Heinrich Gottwald.

Am 28. Oktober 1769 befanden sich Luft mit Frau und fünf Kindern und Gottwald mit Frau und zwei Kindern unter 58 Auswanderern auf einem Rheinschiff nach Kleve. Hier erlebten die Ankömmlinge ihre erste Enttäuschung: Die Behörden hatten fast nichts zu ihrer Unterbringung bzw. Weiterbeförderung geregelt. Luft und Gottwald schlugen sich mit ihren Familien nach Wesel durch, wo man mit den Fremdlingen ebenfalls nichts anzufangen wusste. Das Reisegeld und die in Kleve gewährte finanzielle Unterstützung waren bald aufgebraucht.

Kinder mussten betteln

Zu Beginn des Winters gerieten die beiden Auswandererfamilien in bittere Not. Luft und Gottwald sahen keinen anderen Ausweg, als ihre Kinder in Wesel „auf den Bettel“ zu schicken. Die Kinder mussten den Passanten einen Bettelbrief zeigen, in dem Luft und Gottwald ihre verzweifelte Lage beschrieben. Den Wortlaut dieses erschütternden Zeitdokuments hat Pfarrer Engelbert in seiner Schrift veröffentlicht. Nicht viel besser als in Wesel erging es den beiden Familien in Duisburg, wohin sie noch vor Ende des Jahres 1769 auf der Suche nach einer Bleibe gelangten. Ab 1770 lebten Luft und Gottwald auf der Bönninghardt, wo sie Land urbar machten. Der Zimmermann half in Pfalzdorf bei der Errichtung von Kolonistenhäusern und verdiente das nötige Geld, um sich eine Kuh anschaffen zu können. Er selbst hauste mit seiner großen Familie in einer besseren Hütte.

Lufts Leben auf der Bönninghardt war auch in den Folgejahren voll von Sorgen und reich an Entbehrungen. Strenge Winter setzen der Familie hart zu, der Pfälzer kam am linken Niederrhein auf keinen grünen Zweig. Ab 1772 verwischen sich die Spuren, bis Luft 1776 auf der Isselhardt – also auf der Sterkrader Heide – auftauchte.

Er war hier nicht der erste Siedler. Engelbert kam bei seinen Recherchen zu dem Ergebnis, dass 1775 die Pfälzer Friedrich Germendonck, Jakob Wagner, Philipp Nesbach und Andreas Reinhard nach einem Aufenthalt in Pfalzdorf auf der Isselhardt Fuß gefasst hatten. Ihre Namen werden in einer Auseinandersetzung mit Sterkradern genannt, die um eine Beschneidung ihrer Nutzungsrechte an der Sterkrader Heide und am Wald fürchteten und deshalb die Gründung der Kolonie zu verhindern suchten. In

ihrem Widerstand gegen die fremden Kolonisten schalteten die Sterkrader sogar den König ein, der den Forstfiskus anwies, die Angelegenheit in Ordnung zu bringen.

Recht auf Haus und Land

In der Auseinandersetzung mit den Einheimischen benötigten die Kolonisten vor allem Rechtssicherheit. Erst in einer vierten Verhandlung der Sterkrader mit dem Fiskus über Streitfragen im Zusammenhang mit der Besiedlung der Isselhardter Heide Heide April 1776 – inzwischen waren zwei weitere Kolonisten hinzugekommen – konnte der Weg frei gemacht werden für die Erbverschreibung, die den Pfälzern ihr Recht auf Haus und Land in der neuen Heimat sicherten. Ein Einspruch der Sterkrader wurde nicht weiter beachtet. Damit wurde für die ersten acht Königshardter das ihnen zugewiesene Land – pro Siedler bis zu zehn holl. Morgen und 300 Ruten (1 Rute etwa 14 qm) – ihr ausschließliches Eigentum. Außer den bereits erwähnten ersten vier Siedlern nennt die Erbverschreibung von 1776 noch folgende Namen: Wedel Tesch, Jakob Stahl, Nikolaus Thomas und Jan Daniel Luft (hier mit „ff“ geschrieben). Lufts Gefährte Gottwald fehlt in der Aufstellung, weil er zum Zeitpunkt der Ausfertigung der Erbverschreibung noch nicht auf der Isselhardt eingetroffen war.

„Als Halbwilde gemieden“

In einer Gegend, die heute zu den bevorzugten Wohngebieten unserer Stadt mit entsprechenden Grundstückspreisen zählt, als gute Adresse gilt, fristeten die ersten Siedler ein unvorstellbar hartes, entbehrungsreiches Dasein. In der Chronik der evangelischen Gemeinde Königshardt heißt es dazu u. a.: „Mitten in der Wildnis, von allem Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten und in den Nachbarorten als Halbwilde verschrien und gemieden, haben die armen Kolonisten in wahrhaft bejammernswerter und kaum menschenwürdiger Weise um ihre Existenz gerungen. Ihre Wohnungen bestanden aus Erdhütten, wo meistens der gesamte Hausrat in einem Raum untergebracht war. Da der Boden bei der angestrengtesten Tätigkeit nicht genügend Lebensmittel einbrachte, suchte man auf unerlaubte Weise das zum Leben Notwendige in den umliegenden Staatswaldungen zu bekommen.“ Das heißt: Die Kolonisten betätigten sich als Wilddiebe.



Die Besenbinderskulptur in der kleinen Grünanlage an der Ecke Königshardter und Hartmannstraße „erinnert an einen Brot-erwerb, der für etliche Königshardter Familien über Jahrzehnte von Bedeutung war“, heißt es in dem von der KIG zur 225-Jahrfeier herausgegebenen Bildband „Königshardt – ein Stadtteil im Wandel der Zeit“ (Fotos: Aloys Schmitz, Texte: Horst Luft). Die Arbeit des Bildhauers Ernst Klages ist eine Spende der Sparkassen-Stiftung Oberhausen.

Unter diesen Umständen ist es nicht weiter verwunderlich, dass bis 1797 von den ersten acht Kolonisten fünf wieder verschwunden waren, das Weite gesucht hatten. Schreibt Pfarrer Engelbert: „Von 1797 an bleiben die Familien auf der Hardt, die sich bis auf den heutigen Tag gehalten haben: Luft, Wagener und Nesbach.“

Einheimische rücken nach

Durch den Wegzug von ersten Siedlern wurde die Entwicklung Königshardts nicht aufgehalten: Einheimische – aus Sterkrade und anderen umliegenden Orten – und damit auch Katholiken rückten nach. Um zum Beispiel für den Verkauf einer Kuh an Bargeld zu kommen, sahen sich Kolonisten gezwungen, Teilflächen des ihnen vom König zur Verfügung gestellten Landes zu verkaufen, was häufig ohne Wissen der Behörden und ohne gültigen Kaufvertrag geschah. Ab 1788 überwiegt der katholische Teil der Königshardter, wenn auch der Charakter einer pfälzischen Kolonie im Bewusstsein der gesamten Bevölkerung nie ganz verloren gegangen ist“ (Engelbert).

Bis 1824 wuchs die Kolonie auf 30 Häuser mit 163 Bewohnern an. Die Industrialisierung – in unserer Gegend das Wachsen der späteren Gutehoffnungshütte und der Bergbau – sicherte den Tagelöhnern unter den Siedlern ein festes Einkommen. 1855 gaben 23 der inzwischen 278 Königshardter als Beruf Hüttenarbeiter an, vier waren Besenbinder, zwei Mossammler. Abnehmer der Birkenreiserbesen waren vor allem Stahlwerke und Gießereien. Wie in der von der KIG 1976 herausgegebenen Schrift „200 Jahre Königshardt“ – Text Leo Ombeck – zu lesen ist, lieferte der letzte Königshardter Besenbinder, Heinrich Luft von der Ebersbachstraße, monatlich bis zu 18 000 Besen zum Abkehren der Eisenglut. Besen aus Heidekraut bezogen u. a. Düsseldorf und Recklinghausen für die Straßenreinigung. An diesen über Jahrzehnte für einige Königshardter Familien lebenswichtigen Broterwerb erinnert die von dem Künstler Ernst Klages geschaffene, auf Initiative der KIG im Jahr 2000 an der Ecke Königshardter Straße und Hartmannstraße aufgestellte Besenbinderskulptur, eine Spender der Sparkassen-Bürgerstiftung Oberhausen. Kunden der Mossammler waren Ruhrorter Schiffseigner, die das Material aus der Sterkrader Heide zum Abdichten ihrer Schiffe benötigten.

Gefiederte Jagdbeute

Eine beachtliche Einnahmequelle der alten Königshardter war der Krammetsvogelfang, an den Karl Lange und Leo Ombeck in ihren heimatkundlichen Beiträgen erinnern. Mit Krammetsvogel waren verschiedene Drosselarten gemeint, die bei Feinschmeckern als Leckerbissen galten. Der Straßename „Am Vogelherd“ weist auf die von der Familie Luft-Hanjörgen im Buschgebiet Imhöfken über mehrere Generationen, erst 1920 verschwundene Vogelfangstelle hin. Im Sterkrader Verwaltungsbericht von 1886 ist von 20 bis 25 Vogelherden in Königshardt die Rede. Die von Händlern aufgekaufte gefiederte Jagdbeute wurde in Körben in die umliegenden Städte gebracht.

Als „ein sehr erfreuliches Zeichen ihrer bei aller Not nicht erstorbenen inneren Regsamkeit“ wertet Heinrich Engelbert die Tatsache, dass sich die Isselhardter Kolonisten schon früh um eine Schulausbildung am Ort für ihre Kinder bemüht haben, um ihnen die weiten Schulwege nach Sterkrade, Holten oder Hiesfeld zu ersparen. Die ersten Lehrer waren nicht voll ausgebildet, sondern eigentlich Handwerker; sie unterrichteten nur im Winter, zunächst in einem Wohnhaus. Im Sommer mussten sie mit ihrer Hände Arbeit ihren Lebensunterhalt verdienen. 1803 schafften es die Siedler, das in Selbsthilfe entstandene erste Königshardter Schulhaus an der heutigen Königshardter Straße fertig zu stellen. In der zunächst einklassigen Schule, der späteren evang. Königshardtschule, unterrichtete Johannes Roll, Sohn eines Pfälzer Siedlers, bis zu seinem Tod 1821.

Konfessionelle Spannungen

In der Folgezeit kam es zu erheblichen Spannungen zwischen Protestanten und Katholiken. Streitpunkt war die Konfession des Lehrers an der auch von Katholiken besuchten Schule. Schulfrieden gab es erst mit der Eröffnung der ersten katholischen Schule auf Königshardt im Jahr 1877, der ebenfalls zunächst nur einklassigen Hartmannschule.

Die erste Kirche der 1869 gegründeten evangelischen Gemeinde Königshardt am heutigen Buchenweg konnte Oktober 1872 eingeweiht werden. Nachfolger von Heinrich Engelbert war ab 1927 Pfarrer Paul Barchewitz. Gleich zu Beginn der Amtszeit dessen Nachfolgers Johannes Neuenhaus musste das von prächtigen Linden umstandene Gotteshaus wegen

starker Holzbockschäden abgerissen werden. Es wurde durch einen 1958 fertig gestellten Neubau mit 31 Meter hohem Turm – Architekt Rudolf Schwarz – ersetzt.

Die Königshardter Katholiken mussten mit der völligen Selbstständigkeit ihrer Gemeinde St. Barbara bis 1965 warten. Pfarrer Kraneburg von St. Clemens Sterkrade weihte 1906 eine auf einem von einer Königshardterin der Kirche geschenkten weitläufigen Grundstück abseits der Hartmannstraße errichtete Notkirche ein. Das bescheidene Gebäude wurde März 1945, als die Schlacht am Niederrhein den Stadtnor-



Das Jubiläum „175 Jahre Königshardt“ wurde 1951 gefeiert. Den Einband der aus diesem Anlass herausgegebenen Festschrift zierte eine Federzeichnung von Hermann Reintjes mit dem Turm der alten evangelischen Kirche am Buchenweg, die 1957 wegen starker Bauschäden abgerissen werden musste, der ehemaligen katholischen Notkirche an der Hartmannstraße und einem alten Schulhaus.

den erreichte, stark beschädigt. Freiwillige Helfer leisteten Wiederaufbauarbeit, sodass ab September 1947 der schlichte Bau wieder benutzt werden konnte.

Moderne Kirchenarchitektur

Die 1973 durch Bischof Franz Hengsbach geweihte, nach Plänen der Sterkrader Architekten Josef Funke und Ernst Craemer gebaute, im Inneren eindrucksvoll gestaltete neue Pfarrkirche St. Barbara zählt zu den gelungensten Beispielen moderner Kirchenarchitektur in Oberhausen. Von einem weit über Königshardt grüßenden Kreuz gekrönt ist der 1984 hinzugekommene stattliche Glockenturm. Als Nachfolger von Pfarrer Johannes Bruch – er brach Herbst 1979 tot am Altar zusammen – wirkt an St. Barbara Emil Breithecker, seit 1996 Oberhausens Stadtdechant.

Funke und Craemer waren auch die Architekten der 1975 geweihten turmlosen Kirche St. Theresia vom Kinde Jesu an der Mergelkuhle in Walsumermark. Grund für diesen modernen Kirchenbau, der eine 1968 an der Stollenstraße errichtete Notkirche ersetzt, war die Notwendigkeit, die sehr ausgedehnte Pfarre St. Josef Schmachtdorf wegen der starken Zunahme der Pfarrangehörigen als Folge der regen Bautätigkeit in Walsumermark zu teilen. Der Aufbau der neuen katholischen Gemeinde lag in den Händen von Pfarrer Heinrich Elbers.

Klumpenball bei Luft

Bis nach dem Zweiten Weltkrieg war Königshardt stark ländlich geprägt. Es gab bis 1960 ein „Landwirtschaftliches Kasino“ – der Klumpenball der Landwirte bei Luft an der Königshardter Straße zählte zu den geselligen Höhepunkten im Winter – und ebenfalls bis 1960 die „Kuhlade Einigkeit“, ein Viehversicherungsverein auf genossenschaftlicher Grundlage. Allein an der Matzenbergstraße wurden bei Ausbruch des Zweiten Weltkrieges in 14 Ställen Kühe gehalten. Die dünne Bebauung war weit gestreut, einen Ortsmittelpunkt gab es nicht. Die Straßen waren meist bessere Feldwege. Der öffentliche Nahverkehr beschränkte sich auf die 1926 eingerichtete Buslinie „K“ vom Großen Markt nach Hirschkamp.

In den Nachkriegsjahren fühlten sich die Königshardter von den Verantwortlichen im fernen Rathaus auf dem Galgenberg stiefmütterlich behandelt. Die meist unausgebauten Straßen befanden sich in einem



Kreuz über Königshardt: Am 1. September 1973 feierten die Katholiken des Ortsteils die Einweihung des neuen Pfarrzentrums St. Barbara mit Gotteshaus, Pfarrsaal, Teestube, Jugendräumen, Pfarrhaus mit Pfarrbüro und zwei Wohnungen durch den Ruhrbischof Dr. Franz Hengsbach (Architekten: Funke und Craemer). Der stattliche Glockenturm folgte 1987.

trostlosen Zustand, es gab keine Kanalisation, die Straßenbeleuchtung war äußerst dürftig, die Wasserversorgung unzureichend, der Anschluss an das Nahverkehrsnetz verbesserungsbedürftig. Beschwerden einzelner Königshardter wie auch eine von 75 Bewohnern unterzeichnete „SOS“-Eingabe an die Stadt blieben ohne nennenswerte Wirkung. Der Ärger der Königshardter entlud sich Januar 1964 auf einer gut besuchten Bürgerversammlung, die zur Gründung der KIG führte. Neben der Brauchtumpflege ging es vor allem darum, den Forderungen der Nordler nach Beseitigung der Übelstände Nachdruck zu verleihen.

Lebenshilfe integriert

Mit Theodor Spiering, der 1989 gestorben ist, übernahm einer der Initiatoren der Versammlung das KIG-Ruder. Als langjähriger Vorsitzender und Ratsmit-

glied hat sich der Garrrtenbaumeister von der Everslohstraße für Königshardt stark gemacht. Im KIG-Vorstand zur Seite standen ihm Wilhelm Kunold als erster Geschäftsführer und nach dessen Tod 1973 viele Jahre lang Emil Grans (gestorben 1993), Hauptorganisator der 200-Jahrfeier 1976 und Initiator des Wohltätigkeitskonzertes mit dem Tenor Rudolf Schock 1979 in der Stadthalle zu Gunsten der Lebenshilfe. Die Integration der mit der Beschützenden Werkstatt an der Ebersbachstraße und dem Wohnheim an der Hählerstraße in Königshardt heimisch gewordenen Lebenshilfe war ein besonderes Anliegen der KIG.

Noch in den 60-er Jahren setzte für Königshardt der Aufschwung ein, der sich in den 70-er Jahren durch den Anschluss an das Oberhausener Kanalnetz und die Verwirklichung eines umfang-



Die Integration der mit der Beschützenden Werkstatt an der Ecke Königshardter- und Ebersbachstraße und dem Wohnheim an der Höhenstraße in Königshardt heimisch gewordenen Lebenshilfe Oberhausen war ein besonderes Anliegen des ersten KIG-Vorsitzenden Theodor Spiering (2. v. l.) und des KIG-Geschäftsführers Emil Grans (l.). Diesem Bemühen diente auch das Wohltätigkeitskonzert mit dem

Tenor Rudolf Schock († 1986), dem Sängerbund GHH und dem Kinderchor Oberhausener Klosterspatzen am 20. September 1979 in der Stadthalle. Schock besuchte damals auch die Lebenshilfe-Werkstatt. Auf diesem Erinnerungsfoto können Lebenshilfe-Vorsitzender Egon Berchter (r.) und Geschäftsführer Bruckmann den Scheck über den Reinerlös aus der KIG-Veranstaltung entgegennehmen.

Zur Königshardter Geschichte gehört dieses vor 26 Jahren abgerissene Gebäude an der Everslohstraße (Foto von 1925): das unter Bürgermeister Dr. zur Nieden auf einem 24 Morgen großen Grundstück erbaute, am 1. Mai 1908 bezogene Waisenhaus der Gemeinde Sterkrade (Stadtrechte erhielt Sterkrade erst 1913), in dem bis zu 60 elternlose bzw. aus kaputten Familien stammende Kinder von Ordensschwestern der „Göttlichen Vorsehung“ und nach deren Abberufung in der Nazizeit von städtischen Kindergärtnerinnen betreut wurden. Zu dieser sozialen Einrichtung gehörte eine kleine, von einem Verwalter betriebene Landwirtschaft mit Pferden, mehreren Kühen und bis zu 300 Hühnern, so dass sich das Heim nahezu selbst versorgen konnte. Die Heimkinder wuchsen in ländlicher Umgebung auf. 1956 erwarb die Arbeiterwohlfahrt (AWO) das Haus und nannte es „Hermann-Albertz-Heim“. Wegen baulicher Mängel musste der Heimbetrieb 1965 eingestellt werden. Als sich Neubaupläne der AWO zerschlugen, blieb nur der Abriss. Ein Teil des Außengeländes mit dem ehemaligen Verwalterhaus am Verbindungsweg Eversloh- und Dohlenstraße ist bis heute erhalten geblieben.



Freiwillige Helfer aus der Gemeinde waren im Einsatz, als 1957 die evangelische Kirche Königshardt bis auf den unteren Teil des Turmes und einen Teil der Giebelwand zum Buchenweg hin abgerissen wurde. Wegen akuter Einsturzgefahr des morschen Gebälks hatte das 1872 erbaute Gotteshaus 1956 baupolizeilich gesperrt werden müssen. Weil die Zahl der Gemeindeglieder von nur 400 im Jahr 1872 auf 2850 angestiegen war, wurde der März 1958 eingeweihte Neubau größer als die alte Kirche.



Der Pioniergeist der Pfälzer Siedler war noch lebendig, als die evangelische Gemeinde Königshardt 1957 vor der Aufgabe stand, nach dem Abbruch des Gotteshauses von 1872 – das Gebäude war wegen starker Holzbockschäden einsturzgefährdet – die Vorarbeiten für den Kirchenneubau am Buchenweg zu leisten. Wochenlang waren Freiwillige aus der Gemeinde im Einsatz. So mussten einige Bäume, die dem Neubau im Weg standen, gefällt werden, was in einer abendlichen Selbsthilfefaktion geschah. Schmunzelnd beobachtete der Vorsitzende des Landwirtschaftlichen Kasinos Königshardt, Wilhelm Luft-Scholten, das Bemühen von Pfarrer Johannes Neuenhaus (mit Brille) und Presbyter und späteren KIG-Geschäftsführer Emil Grans (l.), einen Baum zu zersägen. Auch die Königshardter Jugend legte mit Hand an.



Rettung für Backhaus: In einer vom damaligen Bezirksvertreter (und dem heutigem Ratsmitglied) Paul Langenberg angeregten, von der KIG unterstützten Aktion haben Königshardter Bürger von 1978 das letzte noch erhaltene gebliebene, vom Zahn der Zeit stark angenagte Königshardter Backhaus vor dem völligen Verfall bewahrt. Das kleine, heimatgeschichtlich wertvolle Gemauer von 1850, das der Familie Barmscheid an der Pfälzer Straße bis 1953 als Backofen gedient hat, wurde von Handwerksmeistern fachmännisch restauriert und steht unter Denkmalschutz. Das Foto zeigt (von links) Dachdeckermeister Schlautmann, Langenberg, Holzfachmann Stratmann und den KIG-Vorsitzenden Spiering bei einer Ortsbesichtigung vor Beginn der Arbeiten. Zu besonderen Anlässen, zum Beispiel bei der 225-Jahrfeier Königshardt, wird hier heute noch Brot gebacken.



Die einstige Pfälzerkolonie im Wandel: Gegen Ende der 70er Jahre entstand dieses Foto von Neubauten am Höhenweg unweit der Kreuzung mit der Königshardter Straße. Mit diesem Einkaufszentrum wurde der Grundstein gelegt zur Entwicklung des Königshardter Ortsmittelpunktes. Noch zwei Jahrzehnte gingen ins Land, bis durch die Bebauung der Freifläche vor dem 1975 fertiggestellten Hochhaus im Hintergrund („Blaues Haus“) am Kreuzungsbereich das Projekt City-Nord zum Abschluss gebracht werden konnte.



reichen Straßenbauprogramms fortsetzte. Stadtplanerische Maßnahmen wie die Baulanderschließung auch für den gehobenen Eigenheimbau zum Beispiel im Gebiet Meisen-, Immenstraße, Zum Brunsloh und die Ausweitung des Gewerbegebietes Kirchhellener, Pfälzer, Matzenbergstraße untermauerten die positive Entwicklung im Stadtnorden. Dazu hat die KIG durch ihre Zusammenarbeit mit allen beteiligten Stellen maßgeblich beigetragen.

Heute zählt Königshardt zu den beliebtesten Wohngebieten in unserer Stadt. Mit der „Neuen Mitte“ an der Ecke Königshardter Straße und Höhenweg – zu der Planung für die Bebauung der Freifläche gegenüber dem „Blauen Haus“ hat es in der KIG auch kritische Stimmen gegeben – kann Königshardt jetzt auch mit einem Ortsmittelpunkt aufwarten. Und seit 1997 mit einem „Theodor-Spiering-Platz“, der an den verdienstvollen Königshardter Kommunalpolitiker erinnert.

Durch umfangreiche Kanal- und Straßenbaumaßnahmen und rege Hochbautätigkeit vollzog sich in den 70er Jahren der Wandel der Königshardt/Walsumermark vom ländlich geprägten Außenbezirk zum bevorzugten Wohngebiet unserer Stadt. Sichtbaren Ausdruck fand diese Entwicklung vor allem in dem „Blauen Haus“ an der 1975 fertiggestellten Straßenkreuzung Königshardter Straße/Hartmannstraße/Höhenweg. Aber noch zwei Jahrzehnte lang bildete das Kornfeld auf der anderen Straßenseite einen reizvollen Kontrast zu dem massigen Gebäudekomplex, bevor auf der Freifläche Königshardts „Neue Mitte“ entstand.



*Hat nicht nur ihr Wurfgerät, sondern auch Olympia selbstbewusst im Visier:
Silke Grundmann beim Training in Holten.*

SPORT

Peking 2008 ist das Ziel

*Hammerwerferin
Silke Grundmann:
Jedes Jahr drei Meter weiter*

VON HELMUT KAWOHL

Wie muss ich mir eine junge talentierte Hammerwerferin vorstellen, die auf dem Sprung in die bundesdeutsche Spitze ist und zuletzt zweimal in Folge in Oberhausen zur „Sportlerin des Jahres“ gewählt worden war? Zugegeben, ein wenig größer und kräftiger hatte ich Silke Grundmann schon erwartet. Bei unserem Gespräch für das Jahrbuch treffe ich auf eine 19 Jahre junge, selbstbewusste Frau, nur 67 Kilo schwer, nur 1,68 Meter groß, die langen Haare flott zum Pferdeschwanz gebunden. Silke Grundmann lebt mit ihren Eltern und einem älteren Bruder „schön ruhig“ in der Holtener Elisenstraße und besucht zurzeit die 13. Klasse des Sterkrader Freiherr-vom-Stein-Gymnasiums. Naturwissenschaftliche Fächer wie Mathematik und Biologie mag sie, Biologie und Sport könnte sie sich vorstellen, später zu studieren. Nach dem Abi im Frühjahr 2002 will Silke jedoch zunächst eine Ausbildung in den neuen Dienstleistungsbran-

chen „Veranstaltungskauffrau“ oder „Sport und Fitness“ machen. Sport wird bei ihr ohnehin ganz groß geschrieben. Neben Hammerwerfen Schwimmen und Fußball vor allem Badminton, was sie jahrelang auch im Verein spielte, bis das Leichtathletiktraining zu intensiv wurde. Aber sie zeichnet auch gern – der Wochenplan ist voll. Seit Jahren fährt sie regelmäßig einmal im Jahr auf „ihre“ Nordseeinsel Norderney, „der Strand, das Meer, der Wind, das ist es“. Freunde sind in ihrem Leben ganz wichtig, für die große Liebe ist der Platz derzeit noch frei.

So viel zur privaten Seite der sympathischen Oberhausener Sportlerin mit der originellen e-mail-Adresse „wurfmaus@gmx.de“. Warum nun ausgerechnet Hammerwerfen? „Das hat sich so ergeben. Mit vier Jahren habe ich bei Grün-Weiß Holten in der Leichtathletik-Kinder- und Turngruppe angefangen und Spaß an kleinen Wettkämpfen wie Dreikampf mit Laufen, Springen und Ballweitwurf („das konnte ich am schlechtesten“) gefunden. Mit elf Jahren habe ich in einer Gruppe den Diskus geworfen und noch häufiger die Kugel gestoßen.“ Irgendwann tauchte dann der damalige Trainer Bernhard Heckmann mit einem Hammer auf dem Trainingsgelände an der Bahnstraße auf und bei den Werfertagen in Dinslaken schleuderte Silke mit 12 Jahren das drei Kilo schwere Wurfgerät gleich auf 17 Meter. Begeistert von diesem ersten persönlichen Erfolg trainierte sie fortan kontinuierlich zweimal in der Woche mit Hammer und Kugel.

Es folgte 1996 der Start in der Schüler-A-Klasse bei den Nordrhein-Meisterschaften in Kvelaer. Heraus sprang ein 2. Platz mit 35 Metern. Und was damals noch viel wichtiger war: ihr heutiger Trainer Kurt Benner (67), zugleich Landestrainer Nordrhein, wurde auf Silke aufmerksam und holte sie 1998 in seinen Leistungskader, da er ein feines Näschen für ihre

sportlichen Perspektiven hatte. Drei- bis viermal im Jahr nahm Silke fortan an Lehrgängen teil, in deren Rahmen den Athleten und ihren Heimtrainern Fachwissen vermittelt wird. Und die weiteren Erfolge ließen nicht lange auf sich warten: Bei den Westdeutschen Meisterschaften 1997 wurde Silke Schülermeisterin ihrer Altersklasse, 1998 belegte sie in Chemnitz bei der Deutschen Meisterschaft im Winterwurf in der B-Jugend-Klasse den 5. Platz, im Sommer bei der Deutschen Meisterschaft in Berlin den 3. Platz mit 52 Metern.

Ein erstes Highlight in der noch jungen Sportlerkarriere war 1999 die Teilnahme an der Leichtathletik-Weltmeisterschaft U 18 im polnischen Bydgoszcz.



Der Start bei der Weltmeisterschaft U20 in Santiago de Chile im Jahr 2000 war ein Highlight in der noch jungen Sportlerkarriere von Silke Grundmann (l.).

Mit dem „netten“ 6. Platz und 50 Metern mit dem 4 kg Hammer war Silke zufrieden, denn bei diesem Großevent konnte sie trotz enormer Verständigungsprobleme vor allem erste Erfahrungen mit der starken Werferelite aus dem Ostblock sammeln. Im gleichen Jahr errang sie dann im Winterwurf bei der B-Jugend ihren ersten deutschen Meistertitel.

Das große Wettkampferlebnis des Jahres 2000 war der Start bei der Weltmeisterschaft U 20 in Santiago de Chile. Zweieinhalb Wochen hielt Silke sich in Südamerika auf und war mit dem 9. Platz beste deutsche Werferin. 2001 dagegen war nicht unbedingt das Jahr von Silke Grundmann. Bei der Europameisterschaft in Grossetto/Italien war sie vom Kopf her nicht frei. Ihre härteste deutsche Konkurrentin aus Berlin, die sie zwar respektiert, aber nicht sonderlich mag, hatte bei diesem Wettkampf eine gewaltige Leistungssteigerung. Silke wollte unbedingt gegen halten und wie so oft im Sport klappte dann gar nichts mehr, „ein mieser Wettkampf“. Im gleichen Jahr startete sie erstmals bei den Deutschen Meisterschaften in Stuttgart bei den Frauen und belegte Platz 8 unter 20 Teilnehmerinnen.

Was ist der häufigste Fehler beim Hammerwerfen? „Eine falsche Bewegung zum falschen Zeitpunkt, alles muss seine Reihenfolge haben“, antwortet Silke kurz und bündig. Ihr Sportgerät ist im Prinzip eine Kugelstoßkugel, vier Kilogramm schwer bei den Damen, mit einem Durchmesser von 9,5 cm. 1,20 Meter lang ist die gesamte Verbindung von der Kugel über den Eisendraht bis zum Handgriff aus Stahl. „Erfunden haben das Hammerwerfen die Schotten, die früher bei den Highland Games neben Balkenwerfen und Schwerttanz einen Stein mit Stock erst aus dem Stand, danach aus einer einzigen Diskusdrehung heraus schleuderten. Später wurde aus dem Stein ein eiserner Schmiedehammer“, weiß Silke über die Geschichte ihrer Sportart bestens Bescheid. Was die Wenigsten wohl auch wissen: Erst seit der Olympiade 2000 in Sydney ist Hammerwerfen bei den Frauen olympische Disziplin, die erste Weltmeisterschaft fand 1999 statt.

Was muss eine Hammerwerferin für ihre Sportart mitbringen? „Kraft, Schnelligkeit, Koordination und eine gewisse Körpermasse. Ich könnte noch zehn Kilo Muskelmasse vertragen, bin auch noch zu klein.“ Na ja, wachsen wird Silke mit ihren 19 Lenzen wohl nicht mehr entscheidend. Sie ergänzt: „Ideal wäre bei den Frauen ein Gewicht von 80 Kilo, bei den Männern von 100 Kilo, um den bei den Drehungen entstehenden Kräften entgegen wirken zu können.“ Und: „Wenn man nicht schnell ist, muss man noch dicker sein.“



Vor dem Abwurf des Hammers ist eine perfekte Drehung besonders wichtig.

Viermal in der Woche fährt Silke Grundmann, die derzeit noch für ihren Heimatverein Grün-Weiß Holten an den Start geht, heute nach der Schule mit dem Auto zum Landesleistungsstützpunkt für Hammerwerfen nach Leichlingen bei Solingen. Vom Förderverein Oberhausener Spitzensport erhält sie wie auch Bogenschütze Christian Stubbe und Ruderer Ulf Siemes 700 Mark im Monat, die in erster Linie die Spritkosten decken. Zweieinhalb Stunden heißt es dann in Leichlingen Einlaufen, Aufwärmen und Techniktraining mit Stock, Hammer und Hantel. Vor dem Abwurf des Hammers muss vor allem die Drehung stimmen. In einem 42-Grad-Winkel wird das Gerät weggeschleudert,

desto höher der Hammer herausgeschleunigt wird, desto weiter fliegt er in aller Regel. Vier Drehungen führt Silke vor dem Abwurf aus dem Wurfkreis aus, das Gewicht liegt dabei stets auf dem linken Bein. Vor allem an ihrer Technik will sie weiter feilen, dieses Training findet natürlich nicht im Lehrsaal, sondern direkt praxisorientiert im Wurfkreis statt.

Insbesondere im Winter ist in Leichlingen vor allem Krafraum-Training angesagt. Den im heimischen Holten nahe der Kastellschule zur Verfügung stehenden Krafraum nutzt Silke Grundmann eher selten, denn in Leichlingen ist die Betreuung einfach professioneller, „schließlich bin ich bei Grün-Weiß Holten ja auch die einzige Hammerwerferin“. Beim Krafttraining in Leichlingen wird viel für die Kräftigung des Rumpfes getan, das Training ähnelt dem der Gewichtheber, Kniebeugen mit Gewichten usw. Von Verletzungspech ist Silke Grundmann bislang glücklicherweise verschont geblieben: „Bisher war nichts kaputt, im Wurfkreis habe ich mich allerdings durch technische Fehler schon ein paar Mal heftig auf die Nase gelegt.“

Ihre derzeit persönliche Bestleistung mit dem 4 kg Hammer stellte Silke im Mai 2001 beim großen Werfermeeting in Halle an der Saale mit 58,40 Metern auf. Der deutsche Rekord liegt bei rund 69 Metern, amtierende Deutsche Meisterin ist die Frankfurterin Kirsten Münchow mit 68 Metern. Im Jahr 2002 will Silke Grundmann den Hammer erstmals über 60 Meter werfen. Die Teilnahme an den Europameisterschaften 2002 in München zu schaffen, wird schwer für sie, „weil gewisse Weiten erfüllt sein müssen und der Deutsche Leichtathletik-Verband nur drei Teilnehmerinnen benennen darf“. Auch die Olympischen Spiele 2004 in Athen kommen für sie wahrscheinlich noch zu früh, „denn beim Hammerwerfen ist man 'eh erst zwischen 30 und 35 Jahren auf dem Höhepunkt, alles muss langsam aufgebaut werden“.

Nicht nur ein Traum, sondern eine reale Perspekti-

ve – „wenn nichts dazwischen kommt“ – ist für Silke Grundmann allerdings die Teilnahme an der Olympiade 2008 in Chinas Hauptstadt Peking. Die Weltspitze wirft den Hammer derzeit auf 73 Meter, drei Meter Steigerung pro Jahr hat sich Silke zum Ziel gesetzt. Bei derzeit 58 Metern würde sie also schon 2006 bei 73 Metern angekommen sein...Wächst da eine erfolgreiche Oberhausener Olympionikin heran?

Doping zur Leistungssteigerung ist in den Wurfsportarten immer ein Thema, nicht aber für Silke Grundmann. Dies widerspricht auch ihrer Einstellung zum Sport: „Seine Ziele sollte man aus eigenen Kräften und ohne Hilfsmittel erreichen.“ Im Übrigen wer-

de in Deutschland viel getestet und sie glaubt, dass hier alles sauber ist. Ganz wichtig ist für Silke auch der Spaßfaktor bei ihrem Sport, „sonst höre ich sofort damit auf“. Der Eintritt in eine Sportfördergruppe der Bundeswehr, wie es viele ihrer Konkurrentinnen getan haben, wäre für sie undenkbar. Da trainiert sie lieber bei ihrem Trainer Kurt Benner auf dem Gelände des Rasen-Kraftsportvereins in Leichlingen mit zehn Jugendlichen – „eine bunte Truppe, auch mit Jun-

gens“. Im Laufe der Sportlerjahre hat sie viele Menschen kennen gelernt, einige richtige Freundschaften seien entstanden: „Man besucht sich gegenseitig und hat fast in jedem Bundesland mindestens eine Übernachtungsmöglichkeit. Sehr praktisch.“ Ein nationaler Wettkampf gleiche immer einem großen Familientreffen, „wir kennen uns seit Jahren und teilen dieselbe Leidenschaft“.

Für Trainer Kurt Benner hat sie noch ein dickes Lob parat: „Er ist für mich ziemlich wichtig, weiß viel und hat mich schon weit gebracht.“ Und zu meiner Vorstellung von einer Hammerwerferin: „Danke, dass Sie mich größer und stärker erwartet haben. Irgendwie hat jeder die Meinung, und wenn man mich dann sieht, traut man mir nicht gerade viel zu.“ Spricht's, schaut auf meine Uhr und verabschiedet sich pünktlich zum Training gen Leichlingen. Peking ruft!



KUNST

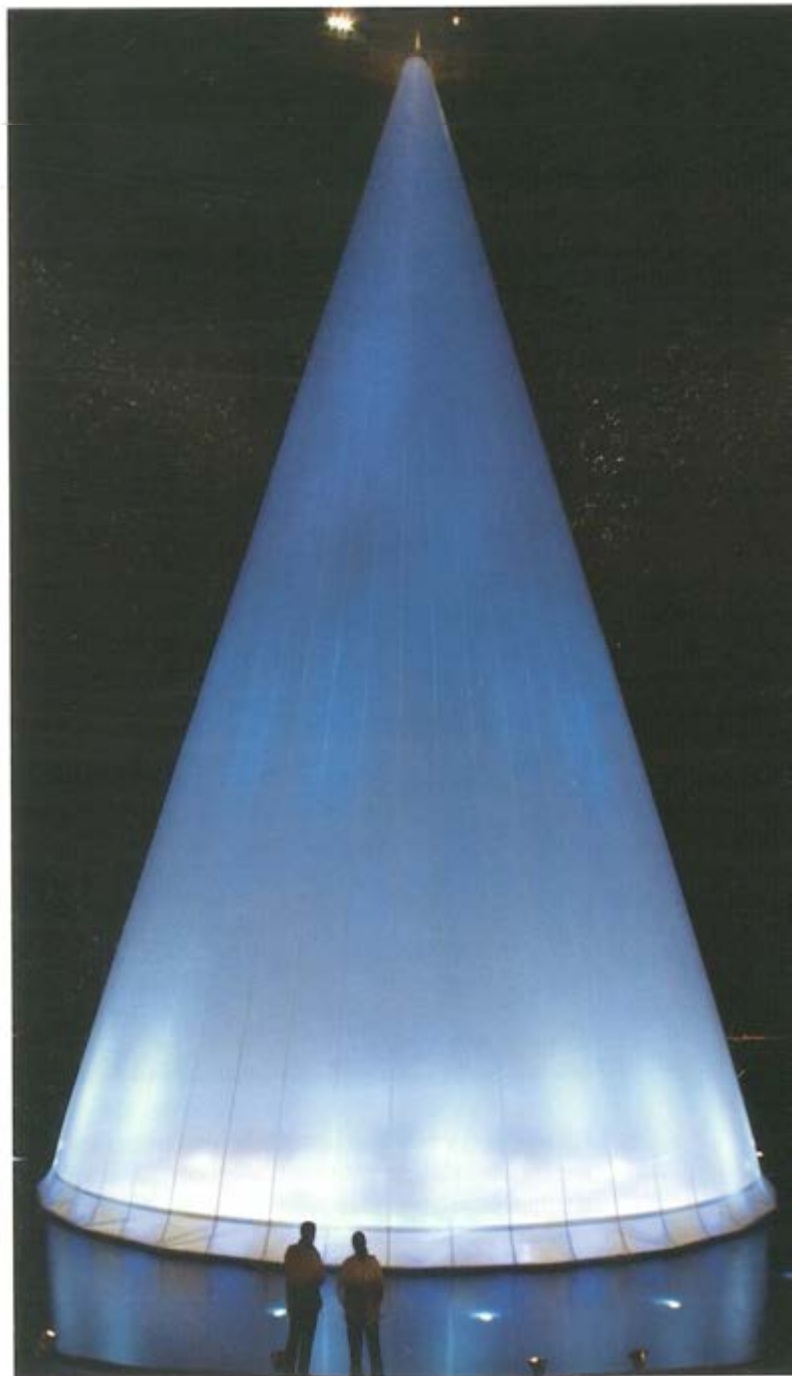
Wo einst Gas strömte, fließt jetzt das „Blaue Gold“

*50 Meter hoher Wasserkegel
begeistert im Gasometer*

VON MARGITTA ULBRICHT

Es blubbert, gluckst, rauscht oder tröpfelt auch schon mal monoton. Die Alltagsgeräusche, die jeder aus Bad und Küche kennt, werden an einem Ort, wo ehemals Gas zischte, bewusster wahrgenommen. Im Gasometer sind die Wasserkompositionen dezenter Klangteppich inklusive meditativer Wirkung. Wasser, unserem wertvollsten Lebenselixier, wesentlichsten Element und wichtigsten liquiden „Rohstoff“ der Zukunft ist die Ausstellung im Gasometer gewidmet. So liegt der Titel für die Bilderwelten auf der Hand: „Blaues Gold“. Mit einem Satz bringt Gasometer-Geschäftsführerin Jeanette Schmitz den Inhalt der Präsentation auf den Punkt: „Blaues Gold – das ist kühles Wasser, kalte Luft und ein klarer Sternenhimmel.“

Wie Sterne am Himmel leuchten die Fixpunkte unter dem Gasometer-Dach. Sie strahlen über dem 50 Meter hohen Kegel, der majestätisch von der Scheibe ragt. In Licht gehüllt, rinnt Wasser an dem Kegel herab. Die Wasser-Lichtskulptur steht in einem 900 Quadratmeter großen See. 7500 Liter Wasser zirkulieren. Das Wasser wird von zwei Schläuchen vom See ins Innere des Kegels gepumpt und fließt wieder herab. Konstrukteur des Kegels ist Keith Goffin von „Lind-



*Die Attraktion der Winterausstellung:
7500 Liter Wasser zirkulieren
auf der Haut des Kegels.*

strand Balloons“. Als Erbauer und Pilot von Heißluftballons ist der Engländer in aller Welt bekannt.

Auf dem Boden geblieben ist Wolfgang Volz. Seit 1972 arbeitet der studierte Fotograf und Gründungsmitglied der Fotografengruppe „Bilderberg“ mit dem Künstler-Ehepaar Christo und Jeanne-Claude zusammen. Und Volz ist „gasometererprobt“. Unter seiner Leitung ist die Ausstellung „The Wall“ mit der bunten

der Ausstellung ist, Wasser in seinen verschiedenen Arten und in seinen verschiedenen Faszinationen in drei Ebenen ganz unterschiedlich zu zeigen“, erläutert Volz: „Wir haben diese Dreiteilung logischerweise vom Raum her diktiert vorgenommen, und es beginnt damit, dass der Besucher im Erdgeschoss in eine Sandlandschaft tritt, die praktisch symbolisch für den Mangel an Wasser stehen soll.“



Fässerwand gewachsen. Auch diesmal zeigt sich Volz wieder als Erfolgsgarant und „Mädchen für alles“. „Es ist die bislang auf den Gasometer am perfektesten zugeschnittene Ausstellung“, sagt Volz, der beim Aufbau in der dicken Fliegerjacke durch sein Refugium stiefelt.

Wolfgang Volz ist Perfektionist und Profi zugleich. Die Informationen sprudeln nur so, wenn er über das Konzept der Präsentation spricht oder die Geschichte erzählt, wie schwierig es war, eine Mineralwasserflasche aus Japan zu organisieren. „Die Grundidee

In der Wüstenlandschaft im Unterscheiberraum zeigen 56 Objekte die Alltagsbedeutung von Wasser

Der gelbe Container neben dem Gasometer war drei Monate lang das Zuhause von Wolfgang Volz, der ein Team von rund 80 Leuten um sich geschart hatte. Er selbst arbeitete 1600 Stunden an der Ausstellung, verbrachte davon allein 400 Stunden im Gasometer.

„Für diese Ausstellung gibt es keinen besseren Platz als den Gasometer, der ein Sinnbild für den Strukturwandel geworden ist“, betont Ministerpräsi-



Ausstellungsleiter Wolfgang Volz ist „gasometer-erprobt“, er war bereits für die Fässerwand „The Wall“ von Christo und Jeanne-Claude verantwortlich.

dent Wolfgang Clement anlässlich der Eröffnung am 28. September. Umweltministerin Bärbel Höhn, Schirmherrin der Ausstellung, wies auf neue Techniken zur ökologischen Wassergewinnung und -einsparung hin. Nach der Eröffnung strömten in nur fünf Tagen bereits mehr als 11 500 Besucher nach Oberhausen. Obwohl Wolfgang Volz die Ausstellung

diesmal „in den Sand gesetzt“ hat. 33 Lkw brachten 833 Tonnen Sand für die Wüstenlandschaft, die auf der untersten Ebene die Kostbarkeit des Wassers symbolisiert.

Wie wahllos verstreut wirken die 56 Objekte. Bei näherer Betrachtung merkt man, mit wie viel Liebe zum Detail das „Blaue Gold“ entstanden ist. In extra für den Gasometer entworfenen Vitrinen, die aus Wasserbehältern gebaut worden sind, in denen normalerweise Regenwasser gesammelt wird, sind die kleineren Objekte untergebracht. Das teuerste Fundobjekt, der „Lander“, ist rund 200 000 Mark wert. Eine 24 000 Kilometer weite Reise hat besagte Mineralwasserflasche hinter sich, die von Tokyo über New York nach Oberhausen kam. Dem steht ein Wassergefäß aus Afrika nur unwesentlich nach. Nicht nur politisch gewichtig ist der zehn Tonnen schwere Wasserwerfer aus den 70er-Jahren. Dagegen ist die Sodisflasche zur Entkeimung mit 50 Gramm ein Leichtgewicht. Jüngstes Fundstück ist eine Fünf-Minuten-Terrine, während ein Keppler-Maß aus dem Jahr 1617, quasi der „Ur-Liter“, schon 384 Jahre alt ist. Wer seine Hände in Unschuld waschen will, dem bleibt dieses Ansinnen allerdings verwehrt. Gut geschützt ist das Seifenstück der Marke „Unschuld“. Gar nicht notwendig sind Urinale und Stücke rund um den Kanal in Szene gesetzt.

Beim Aufbau tüftelten die Ausstellungsmacher an so manchem Problem. Da die Lkw nicht durch die Gasometertür passten, musste der Sand vor der Dose abgekippt und mit Baggern auf kleinere Fahrzeuge geschaufelt werden. Und damit im Gasometer das angestrebte Klima erreicht wird, musste der Sand angesichts des vielen Wassers in der Ausstellung so trocken wie möglich sein.

Eine Treppe höher tobt und tost die Wassergewalt entgegen aller Naturgesetze. Von unten nach oben und rundum die Innenwand des Gasometers fließt der virtuelle Wasserfall auf 22 Großleinwänden. Vorlage für die stimmungskräftigen Projektionen waren Wasserfälle aus Island. Acht Kurzfilme vermitteln Informationen zum Thema Wasser. Der Filmkomponist Paul Schütze hat eigens dazu Klanginstallationen erschaffen, die das Bild von Licht und Bewegung akustisch komplettieren. Die Wasserklänge, die u.a. mit Synthesizern erzeugt werden, erfüllen den Gasome-

ter. Das Highlight der Ausstellung, den Kegel, lassen 253 Glühbirnen und Leuchtröhren in dezent farbigem Glanz erstrahlen. Als krönender Abschluss demonstriert die Skulptur, wie schön und faszinierend Wasser sein kann.

Buche. Dafür hat die RWE AG als Hauptsponsor den größten Betrag flüssig gemacht. Daneben zählen die Babcock Borsig AG, die Energieversorgung Oberhausen, die Stadtparkasse Oberhausen, das CentroO. sowie das Land NRW zu den Geldgebern.

Schon nach kurzer Zeit haben die Besucherzahlen gezeigt, dass Gasometer-Chefin Jeanette Schmitz mit dem Wagnis einer ersten Winter-Ausstellung nicht auf Glatteis ins Schlittern gerät. „Falls die Besucher den Gasometer auch im Winter mögen, können die Ausstellungszeiten zukünftig flexibler gestaltet werden“, hatte Jeanette Schmitz bei der Pressekonferenz zur Eröffnung vorsichtig geäußert. Jedenfalls liegen Ausstellungs-konzepte bereits bis zum Jahr 2006 in der Schublade, die realisiert werden könnten, wenn eine Finanzierung sichergestellt ist.

Geldgeber ließen sich auch für die vorhergehenden Ausstellungen finden. Den Auftakt machte die Ruhrge-

biets-Ausstellung „Feuer und Flamme“ in 1994 mit 190 000 Besuchern, die bei der Wiederauflage ein Jahr später noch mehr Zuschauer lockte (270 000). „Ich Phoenix“, die zeitgenössische Kunstaussstellung folgte 1996 mit 100 000 Besuchern. Von der Fernseh-Ausstellung konnten die Menschen nicht genug bekommen: Gleich zweimal ist „Der Traum vom Sehen“ in 1997 (290 000) und 1998 (250 000 Besucher) gezeigt worden. Den absoluten Rekord verzeichnete bislang „The Wall“ von Christo und Jeanne-Claude in 1999 mit 390 000 Besuchern. Dass der Ball rund ist, davon überzeugten sich im Jahr 2000 insgesamt 216 000 Menschen. Und wenn so viele Interessierte zu der Wasser-Ausstellung kommen wie Tropfen in eine Regentonnen passen, dann dürfte das bisherige Rekord-Ergebnis noch getoppt werden.



Wasser als Waffe: auch ein zehn Tonnen schwerer Wasserwerfer aus den 70-er Jahren ist Teil der Ausstellung.

Die spritzige Idee zur Ausstellung hatte der Londoner Architekt Ian Ritchie. Sein Entwurf wurde beim Ideenwettbewerb ausgezeichnet, den die Gasometer GmbH im Winter 1999/2000 ausgeschrieben hatte. An der Weiterentwicklung der Idee bis zur Realisierungsreife arbeiteten neben Ausstellungsmachern, Journalisten und Politikern, die im Gasometer-Beirat sitzen, auch der Wissenschaftsjournalist Ranga Yogeshwar sowie der Oberhausener Theater-Intendant Klaus Weise. Neben Wolfgang Volz besteht das Ausstellungsteam aus Leonore Leonardy und Stefan Iglhaut, die verantwortlich für Inhalt und Didaktik der Schau zeichnen. Die Produktion schlägt mit rund fünf Millionen Mark zu

FEUERWEHR

Meter machen für Marokko

*Mit der „MEO-Karawane“
und den „Roten“
nach Casablanca, Beni Mellal
und Taroudannt*

VON HEINZ INGENSIEP

Die roten Lehmquader der Stadtmauer ragen acht Meter in die Höhe. Sie fügen sich harmonisch ein in das abendliche Panorama des Hohen Atlas, der sich – in den Wintermonaten schneebedeckt – in der Ferne aufrichtet, bis zu 4157 Meter hoch. Wir sind in Taroudannt. Eine Provinzstadt mit rund 60.000 Einwohnern im südlichen Marokko, nicht allzu fern von den brodelnden Souks in Marrakesch, recht nah bei Agadir, wo Europäer gerne Urlaub machen, herbeigeflogen mit LTU-Maschinen. Also: Was wollen wir hier? Ausgerechnet in der Provinz? Helfen. Nicht mehr und nicht weniger.

Wir sind fast 4000 Kilometer gefahren. Ja, gefahren, nicht geflogen. Durch halb Europa und quer durch Marokko. Durch ein verregnetes Frankreich ging es, bei Schnee und Minustemperaturen – Anfang Mai! – quer durch Spanien, unter Gewitterstürmen an die angebliche „Costa del Sol“, über die Straße von Gibraltar nach Tanger, wohin uns der Regen verfolgte. Dann ins subtropisch warme Casablanca. Und in die Gluthitze von Beni Mellal im Mittleren Atlas, durch das unter fast 40 Grad brütende Marrakesch, über den Hohen Atlas nach Taroudannt und schließlich



*Am Ziel: Die Oberhausener Delegation
vor dem Verwaltungsgebäude
der Provinz Taroudannt.*

nach Agadir am Atlantik. Wir haben auf Lkw-Rastplätzen, in freier Natur, am Mittelmeerstrand, auf einem Campingplatz am Atlantik und in verschiedenen Hotels, oft mehr schlecht als recht, genächtigt. Einige von uns schliefen in Wohnmobilen, andere auf Rettungsspritschen und Luftmatratzen oder in Schlafsäcken auf der blanken Erde.

Und wofür das alles? Um sieben Fahrzeuge in ein Entwicklungsland zu bringen. Fünf Wagen der Berufsfeuerwehren von Mülheim, Essen und Oberhausen und zwei des Technischen Hilfswerks. Eine rotblaue „Karawane“ auf dem Weg in die Wüste. Auch eine Art Abenteuer, über das manch einer lächeln mag. Egal.

Nach Monate langen Vorbereitungen unter der Regie des Oberhausener Feuerwehrchefs Wolfgang Tingle war am 29. April 2001 alles gerichtet für den ungewöhnlichen Einsatz. Auf dem Hof der Feuerwache 1 an der Brücktorstraße standen sie aufgereiht: ein Trockenlöschtankfahrzeug und ein Rettungswagen der Berufsfeuerwehr Essen, bestimmt für die marokkanische Atlantikmetropole Casablanca; ein Rettungswagen und ein Krankentransporter aus Ober-

hausen für die Patenstadt Taroudannt; ein Tanklöschfahrzeug der Mülheimer für Beni Mellal; ein Kombi- sowie ein I-Trupp-Fahrzeug des Technischen Hilfswerks aus der Region, ebenfalls für Beni Mellal. Außerdem zwei Wohnmobile, die die Versorgung von 19 Männern bis zum Fährhafen Algeciras in Spanien sicher stellen sollten. Oberhausens Feuerwehr-Dezernent Jochen Konopatzki gab dem Konvoi an einem freundlichen Sonntagnachmittag gute Worte mit auf den Weg. Und los ging's.

Der lange Weg nach Marokko birgt eine noch längere Vorgeschichte und ein paar „blaue Augen“ für die Akteure. Lehrstunden in Sachen Entwicklungshil-

kommen; der war einmal Manager des früheren Chemiekonzerns Hoechst gewesen. Weil es bei der Unterstützung, die die MEO-Städte leisten sollten, anfänglich um Gefahrguttransporte ging, wurde das einstige Hoechst- und heutige Werk Ruhrchemie der Celanese AG eingeschaltet. Dessen damaliger Sicherheitschef Joachim Much – ausgestattet mit besten Französisch-Kenntnissen – ging auch gleich ans Werk. In die Kooperation wurden die drei Berufswehren von Mülheim, Essen und Oberhausen sowie das THW Mülheim einbezogen.

Ziel des Projektes, das zwei Jahre lang mit 95.000 Mark (unter anderem aus Bundesmitteln) bezuschusst

wurde, war die „Förderung der lokalen Katastrophenschutz-Strukturen“. Was so viel bedeutete wie: „Wir stellen das Know-how und die Man-power zur Verfügung“, formulierte es Wolfgang Tingler, der sich gleich beim ersten Trip einer Klasse von jungen Feuerwehr-Unteroffizieren gegenüber sah, die er auf Französisch unterrichten sollte.

Während zweier Besuche in der Hauptstadt Rabat stimmten die Oberhausener Ex-

perten Tingler und Much das Arbeitsprogramm ab und streckten ihre Fühler zu den Kollegen der militärisch straff organisierten Protection Civile (PC) in Taroudannt aus. Im Oktober '99 bereits kamen Vertreter der PC aus Nordafrika zu einem Gegenbesuch in die Emscherstadt. Dabei wurde ihnen zum Beispiel vorgeführt, wie hier zu Lande eine Katastrophenschutz-Übung absolviert wird. Derartige Treffen, gemeinsame Übungen, bilateraler Austausch von jungen Feuerwehrleuten, Schulung von PC-Wehrleuten und die Sensibilisierung der Bevölkerung in Belangen des Katastrophenschutzes sind seither die Eckpfeiler der Zusammenarbeit. Um den Marokkanern die deut-



*„Feuerwehrparade“
vor dem Rathaus von Ain Sbeaa,
einem Vorort von Casablanca*

fe sozusagen. Was immer man aus ihnen lernen mag. Die gemeinsame Mission hat ihren Ursprung im Mai 1998. Damals wurde zwischen dem Zivilschutz (Protection Civile) des marokkanischen Innenministeriums und der Internationalen Katastrophenschutzorganisation IDNDR sowie dem deutschen Auswärtigen Amt ein Abkommen geschlossen, das die MEO-Städte auf Patenschaften mit besagten drei Städten in Marokko einschwor. Der Kontakt war über den marokkanischen Botschafter in Deutschland zu Stande ge-

schen Standards beim Umgang mit Gefahrgütern beibiegen zu können, ging Oberhausens oberster Feuerwehrmann, Wolfgang Tingler, selbst noch mal „in die Schule“: Er informierte sich einige Tage lang im Containerterminal seiner früheren Heimatstadt Bremerhaven.

Schon während der ersten Vorab-Mission im Dezember 1998 war den MEO-Experten klar geworden: „Da wartet eine Menge Arbeit auf uns.“ Von den beiden Provinzstädten Taroudannt und Beni Mellal ganz zu schweigen: Allein in der Millionen- und Hafenstadt Casablanca sei die Lage desolat, wenn nicht katastrophal, stellten Tingler und Joachim Much damals fest. Eine „Katastrophe für sich“ sei schon die dürftige Ausrüstung der Wehren dort: viel zu wenige Fahrzeuge, Drehleitern und ein akuter Mangel an Löschraum. Die Leitstelle der Hauptfeuerwache verfügte nur über ein Telefon, wobei die Anzahl der Einsätze mindestens der von Oberhausen entspreche, schilderte Tingler seine ersten Eindrücke. Noch schlimmer: Die Feuerwache im lebhaften und mit explosiven Stoffen voll gestopften Hafenviertel besaß nicht einmal ein eigenes Fahrzeug.

So beließen es die Oberhausener Brand- und Katastrophenschützer nicht bei der Theorie, bei Schulungen und Seminaren. Die Mannen um Wolfgang Tingler wollten auch praktische Hilfe leisten. Im November 1999 hatten sie eine erste „rote Karawane“ zusammengestellt: ein ausgedientes Löschgruppenfahrzeug und einen ausgemusterten Tanklöschler der Oberhausener Berufsfeuerwehr sowie einen Trockentanklöschwagen, den die Celanese Chemicals Europe aus einem ihrer Werke nahe Frankfurt beisteuerte. Damit machten sich Tingler, Much und einige andere wagemutige St.-Florians-Jünger auf eine abenteuerliche Reise über 3700 Kilometer quer durch Westeuropa und einen Großteil des nordafrikanischen Landes gen Taroudannt.

Undank ist der Welten Lohn: Damals fingen die Schwierigkeiten des Transfers bereits bei der Einschiffung in Spanien an und setzten sich mit unwilligen Behörden, unnachsichtigen Polizisten und bestechlichen Beamten bis an den Bestimmungsort fort. Das vorläufige Ende des damaligen Traums von Entwicklungshilfe: Trotz der Interventionen des marokkanischen Innenministeriums verplombten Zollbeam-

te die drei Fahrzeuge und legten sie für mehrere Monate still. Beide Seiten hatten ihre „Hausaufgaben“ wohl nicht richtig gemacht; Tingler und Co. flogen frustriert nach Hause. Während eines erneuten Besuchs im März 2000 konnte Joachim Much fest stellen, dass die „Roten“ aus der Emscherstadt endlich im Einsatz waren, weiterhin mit OB-Kennzeichen und der Aufschrift „Berufsfeuerwehr Oberhausen“. Sie waren gut gepflegt. Aber das war auch schon alles. Übungen zeigten, dass die Uniformierten der Protection Civile im Umgang mit den Fahrzeugen das - zugegebenermaßen in maximal zweitägigen Crash-Kursen - Erlernte nicht mehr „drauf“ hatten.

Nach zwei Jahren Marokko-Hilfe war's im Dezember 2000 Zeit für eine Zwischenbilanz. Mit Tingler reiste auch der für Oberhausens Feuerwehr zuständige Dezernent Jochen Konopatzki ins Land zwischen Atlantik und Sahara. Bei diversen Gesprächen und beim Augenschein vor Ort in Taroudannt kam man zu dem Ergebnis, dass man es gegenüber dem bundesdeutschen Steuerzahler durchaus vertreten könne - ja müsse -, den Hilfeinsatz fortzusetzen. „Es brennt an allen Ecken, feuerwehrtechnisch gesehen“, konstatierte Konopatzki bei seiner Rückkehr. Und der Feuerwehrchef musste enttäuscht resümieren, dass sich die Marokkaner zwar an seinen Vorschlägen orientierten, dass sich aber ansonsten kaum etwas getan habe. „Crash-Kurse reichen auf Dauer nicht; für gründliches Training brauchen wir mehr Zeit“, so Tingler.

Auch wenn eine Übung mit Löschschaum „zur Lachnummer“ geriet, hatten sich zumindest die Oberhausener Fahrzeuge zuvor schon bei mehreren Einsätzen in und um Taroudannt bewährt. So waren 25 Brände gelöscht worden und nach einem Verkehrsunfall konnten Menschenleben gerettet werden. Einer der Wagen war anlässlich des Besuchs des jungen Königs in den Ort Ouled Teima am westlichen Rand der Provinz Taroudannt verlegt worden. Das war die Initialzündung zur Einrichtung eines zweiten Stützpunktes der PC in einem Einzugsgebiet, das sich immerhin über rund 16.500 Quadratkilometer erstreckt. „Zustände“ bekamen die deutschen Experten allerdings angesichts der zwei antiken Rettungswagen der Taroudannter Wehr: „Bevor ich mich da reinlegen würde, müsste man mich erst mal impfen“, um-

schrieb Tingler den Gebrauchswert der Fahrzeuge. Für ihn stand fest: „Wir Oberhausener werden vorerst keine weiteren Löschfahrzeuge, sondern ausgediente Rettungs- und Krankentransporter runterbringen.“ Damit war klar: Es würde eine weitere Fahrzeug-Expedition gen Süden geben.

Im Gegensatz zur beinahe missglückten „Spontan-Aktion“ anderthalb Jahre zuvor wurde diesmal minutiös geplant, wurden alle Formalitäten vorher in „trockene Tücher“ gewickelt, Papiere ausgetauscht und Termine mit den marokkanischen Behörden abgestimmt. Tingler und Co. sowie die Essener und Mülheimer Kollegen wollten gegen unliebsame Überraschungen gefeit sein. Rund 20.000 Mark würde die



*Endlich Sonne
an der Costa del Sol*

zehntägige Überführung von sieben Fahrzeugen aus drei Städten und des THW kosten. Die nötigen Zuschüsse wurden gesichert, Proviant organisiert und zwei Wohnmobile aufgetrieben, die als rollende Schlaf- und Versorgungseinheiten bis zur spanischen Südküste dienen würden. Die Sparda-Bank Essen stiftete den Gegenwert von 1000 Litern Dieselmotorkraftstoff für den Konvoi und die LTU unterstützte die Aktion, indem sie 50 Prozent der Rückflugkosten für das „Expeditionscorps“ ab Agadir übernahm.

Am Sonntag, 29. April 2001, gegen 15.11 Uhr ist al-

les geregelt, alles gesagt, haben die 19 MEO-Männer Abschied genommen. Jetzt wird es ernst: „Jungs, wir müssen Meter machen“, gibt Wolfgang Tingler die Parole aus, die Oberhausener, Mülheimer und Essener auf ihren Fahrzeugen in den nächsten Tagen noch häufiger über Handy oder Sprechfunk hören werden.

Als die Kolonne vom Hof der Feuerwache 1 rollt, ist der erste Treffpunkt für die langsameren Großfahrzeuge und die schnelleren RTW und KTW ausgemacht: ein Rastplatz südlich von Paris. Bei Aachen geht's über die Grenze. Hinter Lüttich in Belgien steuert man die erste Tankstelle an. Bargeld in diversen Währungen haben alle Fahrer dabei, um Kraftstoff und Maut-Gebühren bezahlen zu können. Unerbittlich wird aufs Tempo gedrückt. Gegen 22 Uhr lotst man sich mittels Mobilfunk gegenseitig durch das Pariser Zentrum. Um 23.30 Uhr ist das erste Etappenziel erreicht, nach 700 Kilometern, einem Viertel der Strecke durch Europa: Nachrast auf einem Trucker-Parkplatz unweit von Orleans. Immerhin: Toiletten und eine Möglichkeit, sich frisch zu machen, sind vorhanden. Ein Fässchen Alt wird angezapft, während die Oberhausener Frank Reinersmann und später Alfons König damit beginnen, über dem Gaskocher im Wohnmobil mehrere Töpfe heißen Wassers zu produzieren, in denen eine Variation von Schnellgerichten für die Truppe gegart werden – eine mühsame Prozedur, die in den folgenden vier Tagen unumgänglich sein wird. Als gegen 1 Uhr in der Nacht endlich auch die Löschfahrzeuge eintrudeln, kann in Etappen gegessen werden. Bettruhe in den Caravans und auf Pritschen und Luftmatratzen in den Kranken- und Rettungswagen gibt es nicht vor 2.30 Uhr.

Aber nicht für lange: Um 5.30 Uhr ist Schluss mit Rast. Literweise Kaffee wird gekocht, fürs schnelle Frühstück und als Vorrat für die Fahrt. Um kurz vor 7 Uhr sind wir wieder auf der Bahn. „Meter machen, Jungs!“ Tours, Poitiers, Angoulême: Um 10 Uhr sind 1000 Kilometer gemacht. Es beginnt zu regnen. Hinter Bordeaux (12.30 Uhr) pladdert es weiter. Suppe fassen und Warten auf die „Großen“ auf einem nassen Rastplatz vor Bayonne. Vielleicht wird's ja in Spanien besser. Die weitere Fahrt dorthin wird durch mehrere Mautstellen gebremst. Dennoch: Um 16.50 Uhr haben wir die spanische Grenze hinter Biarritz erreicht.



Rüber zu kommen ist dank Schengener Abkommen hier ebenfalls kein Problem, auch wenn sich manche Grenzbeamte über den rot-blauen Autokorso wundern. Auch am Westrand der Pyrenäen wird das Wetter nicht besser. Irun, San Sebastian, Tolosa im Baskenland – mal nieselt, mal schüttet es. Wer glaubt, es könne nicht schlimmer kommen, wird bei Vitoria Gasteiz eines Besseren belehrt: Aus Schneeregen wird Schneetreiben.

Bei Burgos klart es ein wenig auf, aber es wird merklich kälter. Eigentlich wollten wir hier Rast machen. Aber: „Warum nicht ein paar Meter mehr, Jungs?“, fragt Tingler. So rauschen wir auch nach 20

Uhr weiter über die iberische Halbinsel. Der Chef fährt mal wieder selbst. Erst als 1700 Kilometer geschafft sind, in den Bergen knapp 100 Kilometer vor Madrid, reicht's. Auf einem unbefestigten Lasterparkplatz bei Boceguillas (die nahe Tankstelle schließt um Mitternacht und öffnet nicht vor 8 Uhr morgens) kommen die Motoren zur Ruhe. Wir noch lange nicht. Die später eintreffenden Löschzug-Fahrer finden es hier zu ungemütlich; sie machen lieber „noch ein paar Meter“. Wir bleiben, bei Eiern mit Speck, Dosenbier und Kaffee. Es ist saukalt, irgendwo um minus drei Grad Celsius.

*Schnee in der Wüste:
Ein Marokkaner beim Löschversuch
mit Schaum.*

Die Katzenwäsche am Morgen können wir uns sparen, die Notdurft in mehr oder minder freier Natur nicht. Um 6.45 Uhr sind wir wieder auf der Strecke. 1. Mai 2001: eine Winterwelt mitten in Spanien. Schneeräum- und Streufahrzeuge sind unterwegs (daheim sind's fast 30 Grad, hören wir aus dem Handy). Kurz vor der Hauptstadt treffen wir auf unseren „Vorausstrupp“. Weiter geht's über Madrid (8.30 Uhr, strömender Regen, 3 Grad C). Um 10.15 Uhr zeigt der Streckenzähler 2000 Kilometer an. Wir hoffen aufs Mittelmeer, denn das wollen wir heute noch erreichen. In der La Mancha reißt der Himmel auf. In der Sierra Morena aber regnet es wieder, wenn auch nur wenig. Bei Jae'n endlich scheint die Sonne. Wir sehen die schneebedeckte Sierra Nevada, rauschen an Granada vorbei (keine Zeit für die Alhambra), lassen Motril links liegen und sind da: an der Costa del Sol, Almunecar, 2350 Kilometer von Zuhause. Was für eine Rutsche!

Auf einem Schotterparkplatz direkt am Meer formieren wir die Fahrzeuge zu einer Wagenburg gegen den doch heftigen Wind, der uns in der Nacht einen Gewitterschauer zublasen wird. Wir aalen in der Sonne, freuen uns auf Nudeln mit Gulasch aus der Dose, starten eine kleine Expedition in den Urlaubsort und sinken irgendwann ermattet nieder, wohl wissend, dass das nächste Strand-Klo mit Dusche 200 Meter entfernt, etliche Peseten teuer und nachts geschlossen ist. Costa, was soll's?!

Dafür können wir wenigstens ausschlafen an diesem 2. Mai. Die nächste Etappe ist recht kurz; namhafte Urlaubsorte reihen sich wie an einer Perlenkette auf: Malaga, Torremolinos, Marbella. Wir sehen den Felsen von Gibraltar, fahren durch Algeciras (den Fährhafen für den nächsten Tag) und erreichen nach genau 2623 Kilometern unser letztes Ziel auf diesem Kontinent: das Surferparadies Tarifa am Atlantik - und einen gut organisierten Campingplatz mit tollen Duschen und vor allem: richtigen WC! Grund genug für eine Art „Bergfest“. Und wir müssen Abschied feiern, von jenen Weggefährten, die am nächsten Tag mit den Wohnmobilen ihre nicht abenteuerfreie Heimreise (Krankheitsfall, der einen Rückflug nötig macht; Einbruch in einen der Caravans; Kühlerschaden) antreten werden.

Als wir am 3. Mai um 8.30 Uhr in Algeciras ankommen, haben wir ein schweres Nachtgewitter mit sintflutartigem Regen hinter und einiges an Ärger vor uns. Trotz aller guten Vorarbeit: Mit einem schnellen Übersetzen auf den afrikanischen Kontinent ist nichts. Der Verbindungsmann der marokkanischen Protection Civile ist anfangs nicht aufzutreiben; als er endlich gefunden wird, gibt es Schwierigkeiten bei den Zollformalitäten, muss der Fährtarif für die sieben Fahrzeuge (eine satte vierstellige Summe) neu verhandelt werden. Dann ist angeblich auch ein Schiff ausgefallen. Wir warten, hoffen, bangen. Erst gegen 14 Uhr haben wir Gewissheit: Um 17 Uhr geht's weiter nach Tanger. Aufatmen; der Rest ist Formsache. Aber: Acht Stunden für die 30 Kilometer Luftlinie zwischen Europa und Afrika - so macht man keine Meter, Jungs!

Die Fährfahrt über die Straße von Gibraltar verläuft unspektakulär. Im Hafen von Tanger erwarten uns Abgesandte der marokkanischen Protection Civile. Die erledigen die Einreiseformalitäten. Das dauert, auch bei diversen Mokkas und grünem Tee. Die Fahrzeuge werden an der örtlichen PC-Zentralwache zwischengeparkt. Im Hotel (welch ein Luxus!) gibt es ein Empfangssessen, ein paar nette Worte und Fragen: Wie lief es denn so? Nachts ein Gewitter mit viel Regen, das aber alle von uns wohl verschlafen haben.

4. Mai 2001, 7 Uhr: Vom illustren Tanger ist wenig zu sehen. Keine Zeit für Sightseeing. Wir übrig gebliebenen zehn Leute verteilen uns auf die sieben Mit-

bringsel, die nun von PC-Leuten durch Marokko gesteuert werden. Mit einem Affenzahn, was vor allem den Großfahrzeugen mächtig zu schaffen und unsere Feuerwehrmänner zeitweilig recht nervös macht. Unter Verwendung von Blaulicht und Warnblinkleuchte brettern wir über die Autobahn am Atlantik entlang, vorbei an Asilah, Larache, Kenitra und der Hauptstadt Rabat nach Casablanca - die marokkanischen Jungs verstehen es, Meter zu machen!

In „Casa“ biegen wir ohne viel Umschweife in die Hauptwache ein. Der Empfang durch die PC-Oberen dort ist eher zäh und informell. Während uns grüner Tee oder Kaffee und danach das Essen serviert werden, bemüht sich ein Offizier, per Satelliten-TV ein deutsches Programm hereinzuzappen. Irgendwann gelingt es ihm sogar: Zeichentrick auf RTL II. Gastfreundliche Geste. Draußen werden derweil die roten und die blauen Wagen liebevoll gewaschen und vor allem die mit dem Mercedes-Stern von allen bewundert.

Dann trennen sich unsere Wege. Die Essener bleiben erst einmal vor Ort. Rainer Dersche und Markus Tautz sollen die marokkanischen Kollegen in die Handhabung des mitgebrachten Rettungswagens und des Trockentanklöschfahrzeuges einweisen. Mülheims Feuerwehrchef Burkhard Klein und sein Fahrzeugexperte Johannes Dammann sowie zwei THW-Leute machen sich mit ihren Gefährten auf den Weg nach Beni Mellal, 235 Kilometer östlich von Casablanca. Das Oberhausener Duo Wolfgang Tingler und Frank Reinersmann hat 590 Kilometer vor der Brust: in einem Rettungs- und einem Krankenwagen über Marrakesch und Agadir nach Taroudannt.

Die Essener Dersche und Tautz sind die ersten, die große Augen machen. Nach einer Rundreise durch die Vororte von Casa landen sie im Industriegebiet Ain Sbeaa. Ihre blinkenden, aber bejahrten Wagen werden von den marokkanischen Fahrern neben einigen nagelneuen Lösch- und Rettungswagen vor dem örtlichen Rathaus geparkt. Offenbar eine Art Leistungsschau der örtlichen Protection Civile. Auch der mühsam Deutsch und schon gar nicht Englisch sprechende Dolmetscher kann nicht erklären, was da vor sich geht. Dersche und Tautz werden in den Ratssaal komplimentiert, wo sich die Honoratioren von Stadt und Provinz und sogar ein Minister versammeln. Nach und nach sickert durch: Hier wird ein Vortrag gebo-



*In Algieras:
Warten auf die Fähre
nach Tanger*

ten zum feuerwehrtechnischen Notstand in dem Industriestadtteil und zur potenziellen Lösung des drängenden Problems – auf Arabisch und Französisch.

Eines wird klar: Hier existieren 907 Industriebetriebe mit 69.185 Beschäftigten, davon immerhin 106 Chemie-Unternehmen mit einem Cocktail von Gefahrstoffen. Eine tickende Zeitbombe, denn Sicherheitsvorschriften werden – gelinde gesagt – lasch gehandhabt. Ein offenbar hoher Offizier der Protection Civile ist sichtlich bemüht, die Anstrengungen, eine wirkliche Katastrophe zu verhindern, mit Zahlen zu belegen: Man werde viele Millionen Dirham (die Währung des Landes) investieren. Man werde neue Feuerwachen einrichten, habe dank internationaler Hilfe bereits Geld in neue Fahrzeuge und Ausrüstung gesteckt – und die Deutschen leisteten mit ihren Wagen einen wichtigen Beitrag. Den Dank für Letzteres nehmen die Essener eher verdutzt als gerührt entgegen. Nach der verbalen Tortur kommen die beiden endlich dazu zu zeigen, was sie über Tausende von Kilometern herangekarrt haben. Der zuständige marokkanische Minister gibt sich beeindruckt. Doch für

eine Einweisung der Kollegen ist es mittlerweile zu spät; die muss bis zum nächsten Tag warten. Dersche und Tautz sind froh, als sie in ihrem Hotel im modernen Geschäftsviertel von Casablanca auf ihr Lager sinken können.

235 Kilometer weiter östlich, in Beni Mellal zu Füßen des Mittleren Atlasgebirges, haben Burkhard Klein und Johannes Dammann aus Mülheim sowie die beiden THW-Freiwilligen mehr Fortschritte gemacht. Und sie kommen ins Schwitzen; kein Wunder bei plus 35 Grad C im Schatten. Die Verantwortlichen der Protection Civile haben sie in einem Klub am Rande der 140.000 Einwohner zählenden Provinzhauptstadt einquartiert. Burkhard Klein, Chef der Mülheimer Berufsfeuerwehr, kennt das Terrain, die Leute und die Chefs von einem früheren Besuch. Missverständnisse kommen hier kaum auf, da der mit nach Beni Mellal gereiste Dolmetscher sein Deutsch besser beherrscht; er hat in der Bundesrepublik studiert und die MEO-Städte besucht.

Klein und Dammann sind weniger geschockt als die Essener in Casablanca, als auch sie auf dem Hof der Hauptwache bereits ganz neue Fahrzeuge vorfinden. Man hat ihnen zumindest erklärt, wie das zu Stande kam, und dass man trotzdem mehr als dankbar für die zusätzliche Hilfe aus Mülheim ist. Das von den Ruhrstädtern mitgebrachte Tanklöschfahrzeug wie die zwei THW-Wagen wird voraussichtlich als Grundbestand für den Aufbau einer weiteren Außen-Feuerwache dienen. Denn auch das Einzugsgebiet von Beni Mellal ist riesig; annähernd 16.000 Quadratkilometer, auf denen etwa 1,3 Millionen Einwohner leben.

Die Mülheimer und die Mannen des Technischen Hilfswerks nehmen sich viel Zeit, ihre marokkanischen Kollegen in die „Mitbringsel“ einzuweisen. Man hat nämlich nicht nur Fahrzeuge, sondern auch reichlich Gerätschaften und Material abgeliefert: einen Notgenerator, ein aufblasbares Sprungkissen (das gleich mit einem Fenstersturz getestet wird), feuerfeste Anzüge, Schutzhelme, Feuerklatschen, Spaten und vieles mehr.

Nicht nur die PC-Mannen sind sichtlich dankbar dafür; am Nachmittag des 5. Mai taucht auch eine Delegation von Vertretern der Stadt und der Provinz Beni Mellal auf, die das deutsche Engagement in Sachen Katastrophenschutz hoch leben lässt und mit Gastgeschenken bedenkt. Natürlich sind die ausländischen Akteure am Abend Gäste bei einer Stadtrundfahrt und einem Besuch in den Souks von Beni Mellal.

Die Oberhausener Wolfgang Tingler und Frank Reinersmann haben in „ihrer Patenstadt“ Taroudannt, fast 500 Kilometer weiter südlich, eigentlich die wenigste Arbeit. Diesmal zumindest. Der Umgang mit dem Rettungswagen (RTW) und dem Krankenwagen (KTW) ist recht schnell vermittelt, das in den Fahrzeugen enthaltene Gerät und Material rasch erklärt. Die Emscherstädter haben vielmehr diplomatische Aufgaben zu erfüllen: Der Gouverneur der Provinz Taroudannt hat sie zu einer Privataudienz gebeten. Auch hier, bei Mokka, Tee und arabischem Essen: Dank für das Engagement der deutschen Feuerwehrmänner. Und es bleibt noch etwas Zeit, sich Taroudannt in dem vom Atlas-Gebirge überragten Sous-Tal, das 40 Prozent der für den Export bestimmten Zitrusfrüchte liefert, ein wenig näher anzuschauen. Am beeindruckendsten ist die acht Kilometer lange

Stadtmauer, die aus dem 16. und 18. Jahrhundert stammt. Interessante Plätze in der Altstadt sind Al Alaouyne, Talmeklat und Jotia; hier pulsiert das Leben in den Abendstunden.

Doch so lange hält es die Oberhausener an diesem Tage hier nicht; sie führen auch noch Gespräche mit dem PC-Kommandanten in Agadir, 70 Kilometer weiter westlich am Atlantik. In der Urlauberstadt, die nach dem großen Erdbeben von 1960 komplett neu aufgebaut wurde und außer einem acht Kilometer langen Sandstrand wenig Ursprüngliches zu bieten hat, haben uns die Chefs der Protection Civile einquartiert, in einem Ferien-Klub, der von französischen Touristen dominiert wird. Ist uns auch egal, denn die Strapazen der letzten acht Tage haben uns eingeholt.

„Paket“ abgeliefert, Marokko-Mission erfüllt. Zwei Tage relaxen, bevor es mit dem Flieger wieder heimwärts geht. Doch bei einigen mehren sich die Anzeichen einer „fetten“ Grippe. Mit der im Anmarsch und teilweise schon voll ausgebrochen, landen wir am 8. Mai kurz vor Mitternacht in Düsseldorf. Den Schreiber dieses Abenteuer-Tagebuches und später auch die Feuerwehrchefs Wolfgang Tingler (Oberhausen) und Burkhard Klein (Mülheim) wirft es für einige Tage aufs Lager. Ein Essener Wehrmann wird gar mit Verdacht auf Salmonellen ins Krankenhaus eingeliefert. War's das? Während manchem „Karawane“-Akteur das Erlebte noch in den Knochen steckt und die Enttäuschung darüber groß blieb, dass die Marokkaner auf „Gebrauchtwagen“ aus der MEO-Region gar nicht angewiesen sind, ging zumindest die theoretische Unterstützung vereinbarungsgemäß weiter. Im November 2001 setzten die Oberhausener ihre Ausbildung im Umgang mit Gefahrgut fort. Parallel dazu schulten Mülheimer und Essener Experten die PC-Kollegen in Sachen Rettungsdienst. Zumindest geplant war auch ein Gegenbesuch des obersten marokkanischen PC-Chefs, Colonel Major El Yagoubi, gleichzeitig Präsident der Feuerwehrorganisation aller arabischen Staaten, in Deutschland.

Vom Ausgang dieser Visite wollte man abhängig machen, ob das Engagement der drei Revier-Wehren überleben wird. Das Ergebnis der Überlegungen stand bis zum Redaktionsschluss dieses Jahrbuches nicht fest. Es bleibt spannend...



*Tanztraining in der Kirche:
Das Musical-Projekt von Tabgha
macht auch solches möglich.*

KULTUR

Die Szene-Kirche

*TABGHA öffnet ein Gottes-
haus für junge Leute*

VON MICHAEL SCHMITZ

„Auch so kann man Gottesdienst feiern. Gott sei Dank.“ Und dann gab es schon für die ersten beiden Sätze einer Predigt der besonderen Art Szenenapplaus an diesem denkwürdigen 10. Dezember des Jahres 2000. Ruhrbischof Dr. Hubert Luthe war nach Buschhausen gekommen, in die Pfarrkirche der Gemeinde Christ König an der Fichtestraße, um die Eröffnung eines Projekts zu feiern, das in der Katholischen Kirche Deutschlands bis dato einmalig war. Ein Gotteshaus wurde Jugendkirche. TABGHA. Tabgha ist der Ort, an dem dereinst die biblische Brotvermehrung stattgefunden haben soll. Und nun ist Tabgha eine Jugendkirche, ein Haus Gottes mit Techno und Internet-Café, aber auch mit Altar und Orten der Stille.

Tabgha hat eine Vorgeschichte. Angeregt von Stadtjugendseelsorger Bernd Wolharn und Stadtjugendreferent Oliver Heck, dem Leiter des Katholischen Jugendamtes, die schon einige Zeit mit der Idee einer eigenen Jugendkirche „schwanger“ gingen und bei Bischof Luthe schon Interesse geweckt hatten, befragte das Institut für kirchliche Sozialforschung im Bistum Essen 5450 junge Menschen in Oberhausen,

allesamt zwischen 16 und 20 Jahre alt und Katholiken. Sechsseitige Fragenbögen wurden verschickt. Da wurde nach dem Freizeitverhalten ebenso gefragt wie nach dem Verhältnis zur Kirche, da konnten Gottesdienste benotet werden. Und worauf komme es den jungen Leuten an, was sei für sie wichtig im Leben? Politisches Engagement, Geldverdienen, Sexualität und Partnerschaft, Erfolg im Beruf, Gesundheit, Toleranz, Fun und Freizeit? Gute Freundinnen und Freunde sowie Gesundheit standen ganz oben, religiöser Glauben und politisches Engagement rangierten am Tabellenende.

Das Ergebnis der mehrmonatigen Aktion hätte niederschmetternd sein können, wenn nicht 16 Prozent der Befragten die Bögen ausgefüllt zurückgeschickt hätten. Bei einer Befragung dieser Altersgruppe eine fast sensationelle Resonanz. Die Antworten hatten es dann aber auch in sich. Der überwiegende Anteil der Befragten, mehr als drei Viertel, wohlgerne Katholiken, geht nie oder allenfalls höchst selten in die Kirche. Gerade mal 12 Prozent gehen regelmäßig, bei zunehmendem Alter abnehmende Tendenz. Junge Damen sehen die Kirche etwas weniger negativ.

Dabei bezeichneten sich kaum 17 Prozent als gar nicht religiös und immerhin beinahe die Hälfte glaubt an einen Gott, der sich in Jesus Christus zu erkennen gegeben hat. Immerhin meinte ebenfalls fast die Hälfte der jungen Leute, dass man die Kirche braucht, ebenso viele hatten aber auch eine Menge an ihr auszusetzen. Ein Drittel fand die Kirche überholt, knapp 30 vH hielten einen Austritt durchaus für möglich und nur 10 Prozent fühlten sich in der Kirche zu Hause. Dazu passte dann auch, dass mehr als die Hälfte der Befragten resümierte, die Verantwortlichen in der Kirche verstünden die Jugendlichen nicht, vier Fünftel feststellten, dass man aus Kirche viel mehr machen könne.

Nachgerade vernichtend fiel die Bewertung der Gottesdienste aus. Altmodisch und langweilig fanden sie zwei Drittel, knapp die Hälfte gar „kalt“. Spannender, interessanter, lebendiger müssten Gottesdienste sein, ja, dann würde man sich auch in der Kirche engagieren. Interessant übrigens so ganz nebenbei, dass die Hitparade der Freizeitevents von der Sterkrader Fronleichnamskirmes angeführt wird. Kirmes, entstanden aus dem Kirchweihfest.



Besondere Wegzeichen weisen zu Christ König Buschhausen, der Jugendkirche Tabgha.

Und dann brachte die Aktion die Idee auf den Punkt, fragte nach, wie die jungen Leute denn das Projekt einer Jugendkirche finden würden. Fast zwei Drittel waren sehr oder zumindest ziemlich begeistert. Und fast ein Viertel versprachen sich auch persönlich etwas davon. Als Wochentag auch für einen Jugendgottesdienst lag der Sonntag klar vor dem Samstag. Denkbare ungeeignete für die Altersgruppen sind allerdings die Vormittagsstunden. Ein gelegentlicher Besuch nur in den Szenecafés schon hätte diese Frage aussparen können. Wenn diese Altersgruppe samstags oder sonntags frühstückt, sitzen ältere Kirchgänger längst bei Kaffee und Kuchen. Das Ausgehverhalten junger Leute hat sich dramatisch gewandelt, vor Mitternacht sind die meisten Discos leer. 18 Uhr, so das Ergebnis, wäre der ideale Zeitpunkt für einen Jugendgottesdienst.

Überrascht war man bei der Auswertung der Fragenbögen, dass viele der jungen Leute gleich noch eigene Kommentare drangehängt hatten, übrigens weit aus mehr junge Damen als Herren der Schöpfung. So meinte ein 19-Jähriger: „Ich finde es gut, dass sich jemand für die Bedürfnisse der Jugendlichen interes-

siert, denn ich glaube, wie gesagt, an einen Gott, aber nicht an den, den die katholische Kirche mir vermitteln will. Die heutige Kirche finde ich viel zu ernst und weltfremd. Ich war schon lange nicht mehr in der Kirche, aber wer heutzutage noch davon spricht, dass Sex vor der Ehe, Verhütung und (im Notfall) Abtreibung unzüchtig oder sündig sind, ist für mich weltfremd.“ Ein 16-jähriges Mädchen: „Der katholische Glaube ist zu konservativ. Die Kirche spricht sich gegen Schwulenhochzeiten aus und vergibt keine Beratungsscheine bei Abtreibungen mehr. Sie sollte mehr Toleranz zeigen und mehr für solche Personen tun. Denn ist ein schwuler Christ weniger Christ, nur weil er schwul ist? Ich denke nein, denn er steht zu sich selbst, was ihn glücklich macht und die Kirche möchte es ihm nehmen.“

Ein 19-Jähriger gab einen knappen Kommentar ab: „Man dankt für die angenehme Post, da das ausnahmsweise eine Idee ist, für die man sogar mich begeistern kann.“ Ein 16-jähriges Mädchen: „Danke schön, dass Sie den anderen Jugendlichen den Glauben wieder aufwecken. Ich werde zum Beispiel immer ausgelacht, weil ich sonntags zur Kirche gehe. Obwohl ich es auch wiederum freiwillig mache.“ Und ein gleichaltriger Junge: „Ich finde es gut, eine Jugendkirche zu errichten, aber ich würde es nicht nur für katholische Kinder organisieren, sondern auch für evangelische oder für Kinder, die einen anderen Glauben haben.“ Eine 19-Jährige: „Ich gehe erst wieder in die Kirche, wenn der Gottesdienst und der Pastor so modern und sexy sind wie in dem Film ‚Glauben ist alles‘ mit Edward Norton in der Hauptrolle. Außerdem sollten Frauen auch Priester werden dürfen und der nächste Papst (wenn es überhaupt einen geben muss) sollte nicht älter als 30 Jahre sein. Außerdem bekommen immer mehr katholische Priester, Pastöre... einen ‚Samenkoller‘, deshalb sollten sie nach Herzenslust wie jeder andere Mensch ihre sexuellen Phantasien ausleben dürfen.“

Harsch kritisierte ein 17-jähriges Mädchen: „Ich finde, die Kirche ist für die heutige Jugend zu langweilig. Mal ehrlich, man sitzt rum, betet und redet über Gott, das spricht die Jugendlichen nicht mehr an. Außerdem ist die Bibel, schon allein mit ihren Ansichten über Homosexualität, vollkommen veraltet. Die Kirche sollte im Gottesdienst mehr zu den Ju-



*„Cinema Paradiso“:
Regelmäßige Filmabende bieten ebenso
spannende wie anspruchsvolle Programme.*

gendlichen sprechen, z.B. über Alltagsprobleme. Danke!“ Eine 20-Jährige bat: „Schickt den Papst in Rente.“ Eine 16-Jährige offenbarte einen Pragmatismus der besonderen Art: „Wer keine Angst vorm Teufel hat, der braucht auch keinen Gott!“

Ein 18-Jähriger schrieb: „Mit 11 bin ich aus dem Schul-Kirchen-Unterricht ausgestiegen, zum Ersten, weil wir einen 64 Jahre alten Opa als Lehrer hatten (der für eine Seite zum Lesen 45 Minuten brauchte) und zweitens, weil ich mitbekommen habe, dass fast alle Kinder, die Kommunion (oder Konfirmation) hatten, nur an das Geld gedacht haben. Und zum Dritten, weil die Kirche Geld kostet. Ich bin der Meinung, Glaube sollte kein Geld kosten. Und wenn doch, kann ich darauf verzichten. Aber ich lasse mich gerne von einer anderen Meinung überzeugen, wenn sie sich akzeptabel anhört. P.S. An der Jugendkirche würde ich bestimmt teilnehmen.“ Und schließlich ein 19-Jähriger scherzhaft: „Das Benzin ist zu teuer!!! Der Dollarkurs ist zu hoch!!! Der Ball ist rund und ein Spiel hat 90 Minuten!!! Oder, wie der Kaiser sagt: ‚Schau'n mer mal!'“

Insgesamt belegen gerade die zusätzlichen Bemerkungen, dass sich die jungen Damen zumeist deutlich intensiver mit dem auseinander gesetzt haben, was Kirche für junge Leute auch inhaltlich rüberbringen muss, dass sie auch oft weitaus kritischer die Rolle der Katholischen Kirche in der internationalen Gesellschaft sehen, dass sie Toleranz gegenüber anderen Glaubensrichtungen vermissen und natürlich auch die Öffnung des Priesteramtes für Frauen.

Immerhin hatten der Stadtjugendseelsorger und der Stadtjugendreferent ein sehr stimmiges inhaltliches Fundament, hatten Vorgaben gar, auf denen das Modell Jugendkirche wachsen konnte. Eigentlich ist „Modell“ eher untertrieben, was Wolharn und Heck fortan gemeinsam mit jungen Leuten inszenierten, war ein Neubeginn, gar eine kleine Revolution in katholischen deutschen Kirchenlanden. Schon zuvor hatte man den Nährboden für diese „Revolution“ in der Buschhausener Christ König-Gemeinde bereiten müssen. Dort stieß man auf „gelegentliche Skepsis und abwar-

Tafeln spektakuläre, auch gewagte Umsetzungen. Die Kirchenbänke kamen raus, Stuhlreihen rein. All dies begleitete ein Hausmeister mit hinreißenden Comedy-Einlagen. Und über den Kirchraum war eine stolze Beleuchtungsbühne installiert. Denn auch das war klar: auf der nach oben offenen Jugendmusikskala sollte in Tabgha alles möglich sein. Dies belegte dann am Abend vor dem Eröffnungsgottesdienst eine Rock-session mit einer anschließenden Disco. Die Kirche als offene Partyzone erdröhnte in ihren gleichwohl festen Gemäuern.

Als dann am Morgen drauf der Bischof eintrat, um den Eröffnungsgottesdienst zu zelebrieren, sind wohl auch Dr. Luthe zentnerschwere Steine vom Herzen gefallen. Weit mehr als das Getöse des Vorabends und das, was nun gleich im Gottesdienst noch im wahrsten Sinne des Wortes ver-laut'baren sollte, drohte der Ansturm der Menschen das Gotteshaus aus den Fugen platzen zu lassen. Und es waren bei weitem nicht nur junge Menschen, die bei der Eröffnung von Tabgha dabei sein wollten. Jung und etwas älter, sie saßen, standen meist – entlang eines symbolreich mitten durch die Kirche gelegten Bachlaufes – dicht an dicht, bis vor die Kirche, in der der Gottesdienst zur Performance einer Liturgie der Zukunft wuchs. Melodischer Rock und sphärischer Techno, traumschöner Gospelgesang, Hartrock mit fetzigem Disco-Tanz, aber auch ein beinahe lyrisch intoniertes Kyrie: das war nicht nur „Turbinenhalle“ pur, was die jungen Leute da boten. Da beeindruckten ebenso ein Zwiegespräch zwischen Gott und einem jungen Mädchen über die Bedeutung des Vaterunsers wie auch Dialoge über den Wert von Kirche, von Fürbitten, von liturgischen Abläufen.

Der Bischof, der am Altar vor Wonne beinahe zu swingen schien, brachte die Bedeutung von Tabgha auf den aktuellen Punkt. „Teilen“, spielte er auf das nun gemeinsame Gotteshaus an, „heißt nicht weniger, sondern mehr.“ Vieles könne man in dieser Kirche künftig miteinander und voneinander lernen. Schön sei es, dass junge Leute ihr Lebensgefühl einbringen. Dr. Luthe schlug geschickt die Brücke zwischen jungen Leuten und Mitgliedern der Gemeinde,



Junge Leute fahren auf Tabgha ab, finden die neue Jugendkirche weiß Gott „affeng...“.

tende Neugier“, auf Angst vor allem auch bei älteren Kirchengängern, dass sie nun in der Gemeinde keine Heimat mehr finden würden. Diese Sorge zu nehmen, da half auch Stadtdechant Emil Breithecker tatkräftig mit, die Unterstützung des Bistums gab zusätzliche Rückendeckung.

Und dann schließlich das Eröffnungswochenende am 9. und 10. Dezember 2000. Schon einige Tage lang hatten Graffiti an der Kirche davon gekündet, dass hier ein kunterbuntes Gotteshaus wachsen würde. In Workshops wurden nun Bodenfliesen bemalt, via Graffiti-Kunst erhielten die Zehn Gebote auf großen

die der ganz besonderen „Kirchenbesetzung“ ja mit banger Erwartung entgegengeblickt hatte. Dem hatten Wolharn und Heck und vor allem ihre jungen Mitstreiterinnen und Mitstreiter behutsam Rechnung getragen. Sie hatten eine Balance zwischen Tradition und Moderne für den Eröffnungsgottesdienst gewählt, der sich zu einem himmlischen Ereignis gestaltete, „auch wenn es manchmal laut war“, wie der Bischof feststellte. Um dann ins Pfarrheim zu eilen und sich zu Spaghetti Bolognese ein Pils der Entspannung zu gönnen.

Ein Bilderbuchstart also, ein Furiosum, das für den harten Alltag Mut machen durfte. Tabgha wuchs, ein Gospelchor wurde gegründet, die Kino-Reihe „Cinema Paradiso“ ist längst eine feste Institution, der allsonntägliche Jugendgottesdienst um 18 Uhr orientiert sich an Elementen der Jugendkultur, mit der Oberhausener Theaterschauspielerin Jennifer Caron wurde ein Musical-Projekt gestartet. An einem jeden Mittwoch gibt es um 21.30 Uhr eine „Auszeit“, ein Nachtgebet, an jedem ersten Mittwoch im Monat trifft sich die Kult-Werkstatt, in der junge Leute weitere Jugendgottesdienste vorbereiten. Erst im November 2001 stand eine afrikanische Nacht für den multikulturellen und multireligiösen Anspruch von Tabgha, wurde auch das Sozialprojekt „Big friends“ gestartet, ein Treff für Kinder zwischen sechs und 12 Jahren an jedem Donnerstag von 16 bis 17.30 Uhr in der Jugendkirche.

Das ist, wenn man so will, Alltag, wenn auch immer noch nicht der „normale“ für eine Kirche. Im Juni 2001 aber sorgte Tabgha noch einmal für überregionale Furore, erhitzte die fetzige Kirche christliche Gemüter. Bernd Wolharn und Oliver Heck holten die Ausstellung „I.N.R.I.“ nach Oberhausen, nach Buschhausen, in die Jugendkirche. Ein Skandal, wetterten nicht wenige, und wieder mit dem Segen des Bischofs. Eine Ausstellung zur Heilsgeschichte, das ist ja zunächst nichts Ungewöhnliches. Aber Jesus als Popstar, Maria nackt in einem herausragenden Triptychon von zwei nackten Eva-Studien flankiert oder in goldenen Pantoletten, gestylt zwischen Ölfässern und Autos mit dem Jesuskind auf einem Getreidesack in einer Garage sitzend, eine Apostelschar, deren Auftritt auf Bahngleisen an die Glorreichen Sieben erinnert, das Abendmahl – die Fotografen Bettina Rheims,

eine berühmte französische Akt- und Werbefotografin, und Serge Bramly, der auch Schriftsteller und Kunstkritiker ist, zeigten 36 der mehr als 100 Arbeiten, die 1998 in Frankreich als öffentliche Auftragsarbeit entstanden und seither selbst dort für heftigste Auseinandersetzungen gesorgt haben. Das Buch dazu darf in Frankreich nicht öffentlich beworben werden.

In der Jugendkirche ging man noch weiter. Bislang hatte man die Ausstellung nur in Museen gezeigt, u.a. in Tokio, Prag, Berlin und Düsseldorf. Nun hingen die großformatigen Bildtafeln erstmals in einer Kirche. Beinahe ein Sakrileg. Nicht nur viele ältere Gemeindeglieder schnaubten. Der Zoff, der sich heute noch nicht gelegt hat, reichte gar über Oberhausens Stadtgrenzen hinaus. Bischof Luthe wurde dem Vernehmen nach ob seiner Rückendeckung für die Ausstellung von einem anderen Bistum beim Apostolischen Nuntius angeschwärzt. Das hielt den Ruhrbischof nicht davon ab, sich inmitten der Ausstellung Mitgliedern der Gemeinde und auswärtigen Gästen zur Diskussion zu stellen. Und dann überraschte Luthe wieder: Die Bilder hätten es „verdient, ernst genommen zu werden, weil sie eine Auseinandersetzung provozieren“. Er verteidigte gerade das Suchende der Bilder, freute sich, „wenn sich Menschen heute so ernsthaft mit Jesus auseinander setzen“. Und als er dann gar noch angesichts der blutverschmierten Jesusdarstellung meinte, man dürfe sich „die Kreuzigung gar nicht drastisch genug vorstellen“, da waren selbst die jungen Leute baff.

Und wie der Bischof sich zu dieser Darstellung des Leidens Jesu Christi bekannte, so atemlos spannend vollzog sich das dann auch in einem Sonderprogramm zu den Bildern: Rubens Reis, Solist und Choreograf im Gelsenkirchener Schindowski-Ballett, tanzte am vorletzten Abend der Ausstellung in der Kirche den Kreuzweg. Eine Choreografie voll unendlicher Demut und Finsternis umgeben von einem Lebens- und Leidensweg des Erlösers in Bildern einer ästhetisch brillanten Hochglanz-Körperlichkeit, das war ein Szenario voller Verwundungen und Versuchungen. Und in seinen Kreislauf des Lebens webte Reis gleich einem Plädoyer für Frieden, Freiheit und Erlösung auch Hoffnung ein. Tabgha auch als Ort der Hoffnung. Wunderbar.

SPORT

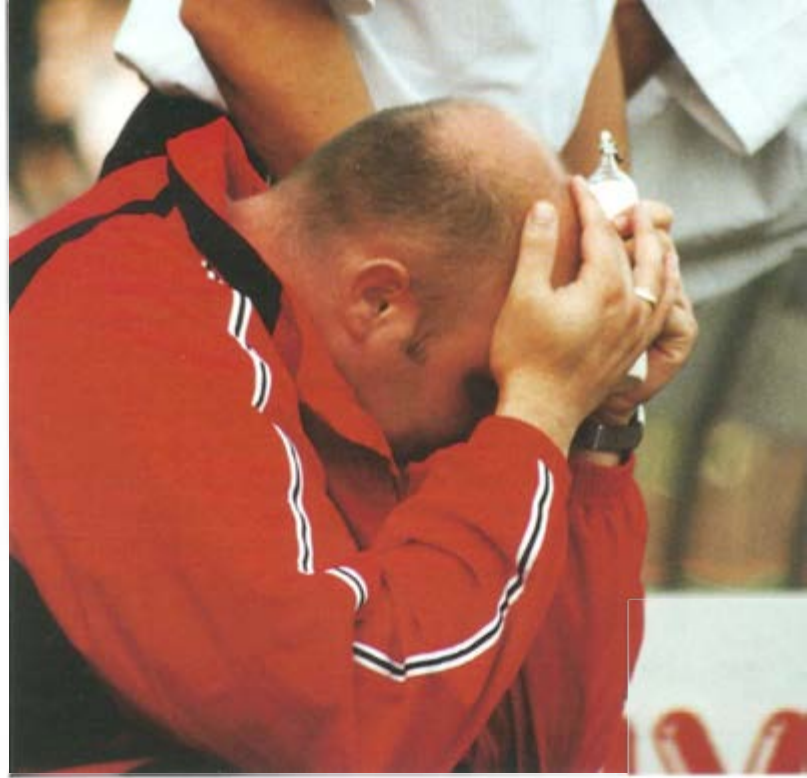
Träume endeten jäh und unsanft

*Auch altgediente Rot-Weiße
machen sich Gedanken
über die Zukunft
des Fußball-Zweitligisten*

VON GUSTAV WENTZ

So schön hatten sie sich die Zukunft vorgestellt, die Verantwortlichen des Fußball-Aushängeschildes der Stadt, des SC Rot-Weiß also. Immerhin – unbegründet schien das nicht im letzten Sommer, denn: Der Klassenerhalt der 2. Bundesliga war schon früh gesichert, entsprechend früh waren die personellen Planungen eingeleitet und auch durchgeführt worden. Parallel dazu bereitete sich der Verein, dessen Wurzeln ins Jahr 1904 zurückreichen, auch strukturell und satzungsmäßig auf das 21. Jahrhundert vor. Ein Aufsichtsrat wurde installiert, der seinerseits einen Vorstand bestellte – dass sowohl im Aufsichtsrat als auch im Vorstand alle ehrenamtlich arbeiten, ist noch ein Stück Relikt klassisch-deutscher Sportvereinsgeschichte. Zur Krönung der rosig aussehenden Zukunft gelang es dann auch noch, einen Vertrag mit dem Münchner Rechteverwerter ISPR abzuschließen. Der Kontrakt sichert dem Verein mittelfristig eine nicht unanscheinliche finanzielle Grundausrüstung und sollte ihm die Arbeit an der „Sponsoren-Front“ ein wenig erleichtern.

Alles also schien in Butter, und da verwunderte es nicht, dass die Stimmung bereits zum Saisonauftakt



*Manchmal war es zum Haareausraufen:
Hier scheint Masseur Andreas Münker
zu verzweifeln.*

und während der kompletten Vorbereitungszeit bestens war. Ein Platz zwischen 1 und 6 wurde als Saisonziel ausgegeben, Spieler und selbst der sonst zurückhaltende Trainer Gerd Kleppinger sprachen unverblümt vom Aufstieg. Das war schnell abgehakt. Nach zwei Spieltagen wurde Kleppinger beurlaubt, sein Assistent Rob Reekers übernahm interimsmäßig das Team, ehe mit Dragoslav Stepanovic eine schillernde Figur als neuer Cheftrainer verpflichtet wurde. Der Erfolg kam aber auch mit „Stepi“, der einst bei Bayer Leverkusen für „Zirkusluft“ hatte sorgen sollen und wollen, nicht zurück. Erst am 24. November 2001 gelang der erste Heimsieg – der letzte datierte vom 14. April!

Entsprechend sorgenvoll sind nun die Gedanken, und Gedanken machen sich auch einige „alte“ Rot-Weiße. Nehmen wir einen Mann wie Werner Stahl. Der war bei Rot-Weiß nicht nur Spieler seit Kindesbeinen an, sondern auch der Trainer, der die Elf mit dem Kleeblatt im Wappen auf die Bundesliga vorbereitete. Er übergab 1968 Ady Preißler die Truppe, die am Ende der Spielzeit 68/69 den Aufstieg in die Bundesliga schaffte.

Werner Stahl also – gerade 79 Jahre alt geworden, aber hellwach und als Steuerberater auch immer noch tätig – blickt aus der Distanz auf das, was sich bei RWO tut: „Ich war lange nicht mehr im Stadion, kenne die Hauptakteure nur aus der Zeitung und unterhalte mich von Zeit zu Zeit mit Experten“, schmunzelt er: „Deswegen bin ich als Kronzeuge für irgendetwas sicher unbrauchbar.“ Natürlich aber kennt er Mechanismen, weiß, wie Entwicklungen verlaufen, kann erzählen von gruppendynamischen Prozessen, wie sie sich in Mannschaften mit und ohne Erfolg abspielen – und er kommt zu einem Schluss: „Das so genannte ‚Spielermaterial‘ ist ja offenbar nicht schlecht, aber ich glaube, dass der Trainer – egal wie er gerade heißt – vor allem eins vermitteln muss: Es muss gekämpft werden, es darf nicht aufgegeben werden, es muss nachgesetzt werden. Nur so kann eine Mannschaft sich befreien.“ Dass RWO absteigt, kann er sich „nicht vorstellen“, und zu einer über eine Saison hinausgehenden Prognose mag er sich nicht hinreißen lassen: „Das ist heute alles viel zu schnell und viel zu hek-



Sorgenvolle Gesichter auf der Haupttribüne – auch von Manager Manfred Rummel (links) und Präsident Hermann Schulz (rechts daneben).

Das glaubt auch Friedhelm Koblunn. Der einstige eisenharte Verteidiger, von seinen Freunden liebevoll „Baba“ genannt, sieht sich oft die RWO-Spiele im Sta-



Alte Rot-Weiße erinnern sich (v. l.): Friedhelm Koblunn, Werner Stahl, Lothar Koblunn.



Torwart Oliver Adler ist eine feste „Bank“ im Mannschaftsgefüge und genießt überall hohes Ansehen.

tisch geworden. Wir hatten früher mehr Zeit.“ Und dann hat er noch ein Kompliment parat: „Hermann Schulz macht auf mich immer mehr den Eindruck eines echten Vereinsführers. Er weiß sehr gut, was er tut.“

dion Niederrhein an. Koblunn I – Spielführer der Mannschaft, die 1969 in die Bundesliga aufstieg – beschäftigt sich viel mit der Einstellung der Spieler: „Denen wird zu viel abgenommen. Sie verdienen sehr gut, sind ja auch echte Berufsfußballer, aber sie brauchen

sich um nichts zu kümmern. Das merkt man dann auch auf dem Platz. Viele sind auch nicht mit dem Herzen dabei.“ Dass seine Nachfolger gute Fußballer sind, streitet er nicht ab, aber: „Bei dem Aufwand, der um sie und für sie betrieben wird, muss man mehr erwarten dürfen.“

Sein Bruder Lothar, gerufen „Lo“ und auch als Kobluhn II bekannt, hat noch nie ein Blatt vor den Mund genommen und drückt sich bisweilen auch drastisch aus: „Der Verein muss entlaust werden“, diagnostiziert er knapp und führt aus: „Das sage ich schon lange über solche Klubs wie RWO, Wattenscheid 09 oder Adler Osterfeld.“ Was er meint, ist dies: Aufbrechen alter und verkrusteter Strukturen, Lösen von hemmenden Traditionen, Mut zu neuen Leuten in verant-

genüber. Der Hermann Schulz ist natürlich auch clever, aber auf Dauer ist das sehr viel, was da geleistet werden muss.“ Auch in Sachen Training hat „Lo“ seine Meinung: „Meines Erachtens wird falsch trainiert, zu oft nämlich. Das fängt in der Jugend schon an und führt dazu, dass viele talentierte Fußballer zu früh kaputt sind. Die Spielfreude geht außerdem verloren“, glaubt der frühere defensive Mittelfeldspieler mit dem ausgeprägten Torinstinkt.

Mit Rot-Weiß hat er schon lange nichts mehr zu tun, was übrigens für fast alle gilt, die sich einst im



Dragoslav Stepanovic ist seit September 2001 Cheftrainer beim SC Rot-Weiß und hat kein leichtes Amt angetreten.

wortlichen Positionen. „Da muss frischer Wind rein in solche Vereine“, fordert er, „weil sie auf den Führungsetagen längst nicht so professionell agieren wie die Spieler. Die kommen mit Beratern, Agenten, Anwälten und stehen dann ehrenamtlichen Vorsitzenden ge-



Treue Fans -wenn auch nicht in üppig großer Zahl - hat RWO immer noch. Im Herbst malten sie dieses Transparent, kurz danach gab's den ersten Heimsieg nach sieben Monaten.

Verein getummelt haben. Woran das liegt? „Wir sind doch die letzten alten Oberhausener bei RWO gewesen“, meint Lothar Kobluhn (was nicht ganz stimmt), „und während unserer Zeit ging es ja schon los mit den vielen gekauften Spielern, die weder mit dem Verein noch mit der Stadt was zu tun hatten und haben.“ An eine engere Ein- und/oder Anbindung denkt er aber auch nicht: „Ich habe mit Fußball abgeschlossen.“

Das stimmt: Lothar Kobluhn engagiert sich als VIP-Betreuer bei den Revier Löwen. Und denkt jeden Tag an Rot-Weiß Oberhausen...

PORTRÄT

Wie ein Kotelett Wunder wirkte

Emil und Frieda Musiolik leben seit 63 Jahren in der Zechenhaussiedlung an der Wallensteinstraße

VON MARC HIPPLER

Ein verregneter Oktobertag. Auf der Hofseite peitscht der Wind das Wasser gegen den alten Putz des Zechenhauses. Nichts wie 'rein. Ein paar Stufen hinauf und die rettende Tür zum trockenen Flur ist erreicht. Schön warm ist es hier. Und verwinkelt. Ins Wohnzimmer führt noch eine kleine Treppe nach oben. Beige, Ocker, Braun, da und dort ein dunkles Grün bestimmen das Bild. Die massive Schrankwand, die beiden, mit vielen Kissen ausgelegten Sofas, der große Tisch und die Muster-Tapete passen eigentlich nicht und doch irgendwie zusammen. Auf einer Ablage tickt eine Uhr leise vor sich hin. Sie ist in ein nachgebildetes Kohlenstück gebaut. Neben dem Zifferblatt steht: „Glück auf!“ – in mattedem Gold. In dieser gedeckten Farbwelt sticht eines sofort ins Auge: die giftgrüne „Eckstein“-Packung auf dem Tisch. Emil Musiolik greift zu einer der filterlosen Zigaretten, zündet sie an und sagt, als er sich auf der Couch langsam zurück lehnt, grinsend: „Die Firma lebt von mir.“ Das ist vielleicht übertrieben, doch immerhin leert er eine Schachtel am Tag. Und das seit über 76 Jahren. Mit 16 begann Emil Musiolik Glimmstängel der heute selten gewordenen Marke zu rauchen. Geboren wurde



Durften im März 2001 ihre Eiserne Hochzeit feiern: Frieda und Emil Musiolik

er am 26.10.1909 in Schmachtendorf. Und seitdem hat Emil Musiolik Oberhausen nie verlassen. Jedenfalls nicht wirklich lange. Und wenn doch, dann unfreiwillig. Aber von vorn. . .

Die Zeit auf der Dunkelschlag-Schule war für Emil Musiolik mit 14 Jahren vorbei. Arbeit war angesagt. Schließlich musste er seine sechs Geschwister, seine Mutter und seinen Vater ernähren. Auf dem Bau gab es damals gutes, aber keinesfalls leicht verdientes Geld. „Als ich 17 war, hab' ich 1,10 Mark in der Stunde bekommen“, erinnert sich Emil Musiolik, „so viel kostete seinerzeit ein Kotelett“. Klar, dass Fleisch nur selten auf den Tisch kam. Etwas auf die Rippen musste der junge Mann aber trotzdem bekommen. Denn er hatte nun mal das, was man heute einen „Knochen-Job“ nennen würde. Sich selbst bezeichnete Emil Musiolik nach ein paar Jahren auf dem Bau scherzhaft als „Schwellenunterfütterungsbeamten“ – was nichts anderes hieß, als dass er auf seinen Schultern Steine anschleppte, die angeschüttet wurden, um den Untergrund für neue Eisenbahntrassen zu bilden. Da lag es in der Natur der Sache, dass sich Emil Musioliks Arbeitsplatz jeden Tag ein paar Meter wei-

ter bewegte. Leider nicht immer in Richtung Schmachtendorf: „Als wir eine Strecke nach Wesel bauten, musste ich jeden Tag eine Stunde laufen“, erzählt der 92-Jährige, „morgens um fünf hab' ich mich mit ein paar Kollegen an der B 8 getroffen“. Vor ihnen lag ein harter acht Stunden Tag – und danach der lange Heimweg.

Da war die Großbaustelle in Sterkrade, Mitte der 20-er Jahre günstiger gelegen: Am Polizeipräsidium baute Emil Musiolik damals mit. Doch das war unspektakulär im Vergleich zu einer Baustelle an der Holtener Bahnstraße im Jahr 1935. Nein, hier wurde kein außergewöhnliches Gebäude errichtet; auch waltete dort nicht der „Schienenunterfütterungsbeamte“. An der Bahnstraße legte Emil Musiolik vielmehr den Grundstein für seine, seit März 2001 eisern gewordene, Ehe mit Frieda. Die wohnte damals gleich neben



*„Als ich 17 war,
hab' ich 1,10 Mark
in der Stunde bekommen.“*

der Baustelle. Und wer jetzt glaubt, Emil Musiolik hätte die drei Jahre jüngere Frau mit gestählten Bauarbeiter-Muskeln oder mit einem flotten Spruch vom Gerüst aus beeindrucken können, der irrt gewaltig. Denn es waren seine Brote. Genauer gesagt: seine frisch gebackenen Brote. Noch genauer: seine frisch gebackenen Brotscheiben belegt mit Wurst. „Die waren so lecker. Davon konnte ich gar nicht genug bekommen“, erinnert sich die 88-jährige Frieda Musio-

lik. Ein Glück, dass Emil Musioliks Eltern Brot selbst backten und auch Wurst aus eigener Schlachtung herstellten. So kamen die beiden ins Gespräch und. . .

Am 24. März 1936 läuteten die Hochzeitsglocken in der Evangelischen Kirche Schmachtendorf. An eine eigene Wohnung war aber trotzdem noch lange nicht zu denken: „Dafür hatten wir doch gar kein Geld“, sagt Frieda Musiolik. Also kam das frisch vermählte Paar bei den Eltern von Frieda Musiolik unter. In einem einzigen Zimmer. Das Jahr 1937 läutete Friedhelm ein – der älteste Sohn von Frieda und Emil Musiolik kam am 2. Januar zur Welt. „Dann wurde es schon ziemlich eng im Zimmer. Aber was sollten wir denn machen?“, fragt Emil Musiolik. Nicht viel zu überlegen gab es deshalb für ihn, als ihm eine Stelle auf der Zeche Jacobi angeboten wurde. Die Aussichten auf eine Wohnung in der damals neuen Zechensiedlung an der Wallensteinstraße und auf einen späteren Lohn von 6,10 Mark in der Stunde waren Gründe genug, Knochenarbeit unter Tage zu leisten.

Zwei Jahre wohnten die Musioliks zu dritt in einem Zimmer. Dann, endlich, bekamen sie 1939 eine Wohnung an der Wallensteinstraße zugeteilt. Der pure Luxus brach dennoch nicht aus: Das Plumpsklo gab's auf dem Hof, fließend Wasser erst einmal nicht und nur einen kleinen Kohleofen. Aber die Musioliks waren zufrieden. Laufen musste Emil Musiolik jetzt nicht mehr zu seiner Arbeitsstelle: mit dem Fahrrad fuhr er jeden Tag von Holten/Waldteich zur Zeche Jacobi. Vom „Hauer“ arbeitete sich Emil Musiolik dort zum „Gedingehauer“ vor. Auf diesem Posten bekam er dann keinen Stunden- oder Schichtlohn mehr, sondern wurde nach abgebauter Strecke bezahlt. „Mehr als zwei Meter am Tag waren unmöglich“, erzählt Emil Musiolik, „aber wir haben so lange reingehauen, bis wir nicht mehr konnten“. Und dann war lange noch nicht Schluss. Denn nach Feierabend auf der Zeche ging es für Emil Musiolik auf dem Feld weiter: Bei einem Bauern in Holten half er aus. Und auch eigenes Land bestellte Emil Musiolik – „Ich war schon fast selbst ein Landwirt“, sagt er.

Und zwar ein Bauer mit Schlitzohren. Frieda Musiolik schlägt die Hände über dem Kopf zusammen, als ihr Mann die Worte „Schwein“, „schwarz“ und „Bollerwagen“ in den Mund nimmt. Wieso? Weil Emil Musiolik es deshalb mit der Polizei zu tun bekam.

Wann die Geschichte genau passierte, weiß er nicht mehr, doch auf jeden Fall während des Zweiten Weltkriegs. „Damals war ja alles knapp“, erzählt er, „und wer selbst Tiere hatte oder Gemüse anbaute, musste das anmelden und bekam weniger Lebensmittelmarken.“ Dabei hatten die Musioliks inzwischen eine Tochter und zwei weitere Söhne zu versorgen. Deshalb zögerte Emil Musiolik nicht lange: „Bei einem Bekannten hab' ich im Hof ein Schwein schwarz geschlachtet und es ausgenommen. Das durfte natürlich keiner wissen.“ Dass es aber ziemlich schwierig ist, ein ganzes Schwein, wenn auch in Teilen, unbemerkt durch Holten zu transportieren, kann sich wohl jeder denken. Also verschwand das Borstenvieh kurzerhand im Bollерwagen unter dicken Laken und Decken. Der Transport verlief noch störungsfrei. Doch, als Emil Musiolik gerade dabei war, die „Beute“



auf dem Dachboden auszubreiten, da wurde es filmreif: „Plötzlich klopfte es und ein Polizist kam nach oben“, erzählt Emil Musiolik, „ich wusste nicht, was ich tun sollte. Verstecken konnte ich das alles ja nicht so schnell.“ Also trat Emil Musiolik die Flucht nach vorn an: „Der wusste, dass ich Schnaps und Zigaretten (Anmerkung: selbstverständlich Eckstein) hatte. Da nahm er gern was von.“ Doch dem Ordnungshüter reichte das offenbar nicht. Er ging auf den Dachboden und bekam große Augen – und kurz darauf ein Kotelett geschenkt. Heute würde man wohl Bestech... – nein – Gefallen dazu sagen. Das Kotelett zeigte jedenfalls Wirkung und der Polizist verschwand. Nur: wohin? „Ich hatte Angst, dass er zur Wache ging und ich aufflog. Deshalb fuhr ich mit dem Fahrrad hinterher und sah, dass er nach Hause lief.“ Dort lieferte der Schutzmann wohl erst einmal das Fleisch ab – sicher ohne zu erklären, woher es kam.

Im März 1944 wurde Emil Musiolik noch zum Krieg eingezogen. Das erste Mal, dass er Oberhausen für längere Zeit verließ. Frieda Musiolik war jetzt allein mit ihren vier Kindern. Und sie hatte keine Ahnung, dass ihr Mann schon wenige Wochen später in amerikanische Kriegsgefangenschaft kam. Monate

*Trotz seiner 92 Jahre:
Die Arbeit im Garten
lässt sich Emil Musiolik nicht nehmen.*

des Bangens vergingen für Frieda Musiolik. Bis zu dem Tag, als sie auf der Straße eine alte Frau traf, die sie vorher nie gesehen hatte. „Die Frau sprach mich einfach an und sagte zu mir, heute kommt Dein Mann nach Hause“, erzählt Frieda Musiolik. „Ich hab' ihr natürlich nicht geglaubt.“ Es wird wohl ein Zufall gewesen sein, doch tatsächlich stand an diesem Tag im Jahr 1945 Emil Musiolik vor der Haustür an der Wallensteinstraße.

Die Jahre nach dem Krieg waren schwer. Emil Musiolik arbeitete mehr und härter als je zuvor, Frieda Musiolik kümmerte sich, so weit das ging, um die Erziehung ihrer Kinder und um den Haushalt. Mit dem Moped fuhr Emil Musiolik jetzt täglich zur Zeche. Einen Führerschein oder gar ein Auto konnte er sich nie leisten. Häufig wechselten Musioliks die Wohnungen. Doch immer blieben sie in der Zechensiedlung an der Wallensteinstraße wohnen. Hinter der Häuserzeile

gab es eine große Landfläche, aber keine Zäune. „Jeder hatte sein Stück Land und alle wussten, wem welches Stück gehörte“, erläutert Emil Musiolik. Gemüsesorten von Kartoffeln, über Radieschen bis zu Tomaten baute Emil Musiolik an – er war eben fast ein Bauer. Und dass er für seinen Gemüsegarten bald mehr Zeit haben würde, wurde Emil Musiolik 1965 klar, als sein Vorarbeiter auf der Zeche eher empfahl als fragte: „Emil, willst Du nicht aufhören?“. Emil Musiolik nahm die 3000 Mark von der damaligen Montanunion und ging. Zur Ruhe setzen, das Leben genießen – das alles kam aber erst gar nicht in Frage. „Im Grunde ging alles so weiter wie vorher – nur die Arbeit auf der Zeche gab's nicht mehr“, erzählt Emil Musiolik.



*Beim Skat mit der Familie
hält Emil Musiolik
noch gut mit.*

Alles ging so weiter. Das bedeutete auch: das Leben der Musioliks spielten sich fast ausschließlich rund um die Wallensteinstraße ab. Im Urlaub waren sie überhaupt nur ein Mal. Im Schwarzwald. Zum Zelten. „Da wollte ich aber nach zwei Tagen wieder nach Hause. Es hat nur geregnet und mir tat der Rücken weh, weil wir auf dem Boden in Schlafsäcken schliefen“, erinnert sich Emil Musiolik. Nach Alt-Oberhausen führen Musioliks nur sehr selten, nach Sterkrade manchmal, um Kleidung zu kaufen. „Wir mussten ja auch gar nicht weit weg, um einzukaufen“, erzählt Frieda

Musiolik, „es gab genug Läden an der Bahnstraße“. Ein Krämerladen, eine Bäckerei und ein „Konsum“ versorgten die Anwohner. Klar, dass man dort auch „anschriften“ lassen konnte. „Die führten Buch und wenn es Lohn gab, haben wir bezahlt. So machten das alle. Anders wäre es nicht gegangen“, sagt Emil Musiolik. Die Geschäfte gibt es heute nicht mehr.

Das Wasser klatscht immer noch gegen die Hauswand. „Das Wetter kannst Du vergessen“, kommentiert Emil Musiolik. Ein Glück, dass im Garten schon fast alles für den Herbst vorbereitet ist. „Ich muss noch umgraben“, erklärt Emil Musiolik. Trotz seiner 92 Jahre: Die Arbeit im Garten lässt sich Emil Musiolik auch heute nicht nehmen. Wenn er ins „Feld“ geht, schnallt er sich die dicken Knieschoner aus Leder um und erntet und zupft, pflanzt und kontrolliert. Heute ist sein Gemüsegarten allerdings umzäunt. Und bei den meisten Nachbarn haben Fertigteiche, Zierwiesen und Gartenzwerge längst Kopfsalate und Möhren ersetzt. „So viel Arbeit macht sich ja heute kaum noch jemand. Die rennen alle in die Supermärkte und kaufen da Gemüse.“ Emil Musiolik steht auf, stützt sich auf seine beiden Gehstöcke aus Holz und geht in den kleinen Flur. Als er wieder zurückkommt, hat er Kartoffeln in einer Hand. „So was kannst Du da aber nicht kaufen“, sagt er stolz und hält einen der Erdäpfel nach oben. Wie die Ernte 2001 war? „Es war schon mal besser“, sagt Emil Musiolik, „aber insgesamt ganz gut.“

Zum Mittagessen gibt es an diesem nass-kalten Tag Rotkohl. Pünktlich um 12. Frieda Musiolik muss aber nicht mehr kochen. Schwiegertochter Elke Musiolik bringt das Essen, sie wohnt mit ihrem Mann Manfred gleich neben an. Auch Frieda und Emil Musioliks Tochter Doris, Sohn Manfred, Enkel Rolf und Urenkel wohnen in der Siedlung. Insgesamt haben Musioliks elf Enkel und vierzehn Urenkel. Die kurzen Wege zur Verwandtschaft kommen Emil Musioliks Spieleleidenschaft sehr entgegen. Mindestens einmal im Monat wird mit Familienmitgliedern Skat „gekloppt“. „Ich kann da immer noch gut mithalten“, sagt Emil Musiolik.

Der 92-Jährige zündet sich noch eine Zigarette an und geht zum Fenster. Die Regentropfen rollen die Scheibe herab. „Wenn es morgen besser ist, ernte ich noch den Porree“, sagt er.



1000 Quadratmeter Platz und Licht - die ehemalige Klempnerei im Zentrum Altenberg ist ideal für Ausstellungen von Farbmalerie

KULTUR

Radikales Malen

*Seit mehr als 20 Jahren:
Der Verein für aktuelle Kunst
Ruhrgebiet*

VON MONIKA IDEMS

Ganz unscheinbar steht sie da hinten, die ehemalige Klempnerei der alten Fabrik. Beschließt den Hof des Zentrums Altenberg und fällt nicht weiter auf. Zumindest nicht von außen, da passt sich der Backsteinbau perfekt ins Gebäude-Ensemble des soziokulturellen Zentrums ein. Doch wenn sich die Tür öffnet, irgendwann in den Monaten zwischen April und Oktober, dann betritt man in der Halle, die mit dem Rücken zur Altenberger Straße steht, ein Reich der Farbe. Seit 1982 organisiert eine kleine Gruppe an großer Kunst interessierter Menschen hier Ausstellungen, holt Namen in diese hintere Ecke Alt-Oberhausens, die Besucher aus der ganzen Region, manchmal aus ganz Deutschland interessieren. Der Name der Gruppe ist so schlicht wie das Gebäude, in dem sie wirkt, und es versteckt sich ebenso viel hinter der schmucklosen Fassade: Seit mehr als 20 Jahren ist Farbmalerie das Anliegen des Vereins für aktuelle Kunst Ruhrgebiet.

In der Farbmalerie wird die Farbe nicht benutzt, um Motive zu malen, sie wird selbst zum Motiv. Farbe in allen ihren Erscheinungsformen: hell und dun-



kel, transparent und deckend, glänzend und matt, reflektierend und lichtschluckend, grell und gedämpft tritt sie in den ausgestellten Kunstwerken auf, wird auf Leinwand oder Holz, Glas oder in Kunststoff gegossen und gespachtelt, gewischt oder gepinselt. Das sei, hat eine Kritikerin einmal über eine Oberhausener Ausstellung geschrieben, die „radikale Position einer Malerei, die keine Bebilderung von Geschichten sein will, sondern Auseinandersetzung mit den Möglichkeiten eines Mediums – den technischen genauso wie den geistigen.“

Dafür muss der Betrachter sich Zeit nehmen, viel Zeit. Auch wenn die Werke für viele Augen und Hirne ungewohnt sind, entdecken Geduldige Welten in einem monochromen Gemälde, spüren den Rhythmus des Farbauftrags, hören das Zusammenspiel der Farbtöne. Dass diese Art von Kunst es Wert ist, finden vor

*Von außen ist die Halle ziemlich unscheinbar ...
Aber wenn's im Winter dunkel wird, leuchtet eine Licht-
installation, seit vier Jahren ständige Einrichtung.*

allem die 15 Mitglieder des Vereins, von denen sieben selbst bildende Künstler sind. Sie nehmen sich nicht nur Zeit, sie stecken jede Menge Arbeit und Geld in ihre Idee von der aktuellen Kunst in diesem Stückchen Ruhrgebiet, das Oberhausen heißt.

Ausstellungen haben Kunstinteressierte schon vor der offiziellen Gründung 1980 organisiert, in der Fabrik K14. Entsprungen war die Idee dem Volkshochschulkurs „Kunst und Gesellschaft“, den Hartwig Kompa Ende der 70-er gegeben hatte. In dieser Zeit war der Maler gerade wieder nach Oberhausen zurückgekehrt, nachdem er an der Berliner Hochschule der Künste studiert hatte. Zwei heftig kritisierte Ausstellungen liefen im K 14, auch mit Werken



von Raimund Girke, der zwei Jahre vorher schon auf der Documenta gewesen war. Die Teilnehmer des VHS-Kurses veranlassten die Gründung des Vereins. „Sieben Mitglieder waren es zu Beginn“, erinnert sich Kompa, der als Letzter der Gründerriege noch zur Gruppe gehört, „alle haben sich sehr engagiert. Sonst hätten wir es nicht geschafft, hier einzuziehen.“

Hier, das ist die ehemalige Klempnerei der alten Zinkfabrik. Bilder in einem Kompendium der ersten fünfzehn Jahre im Zentrum Altenberg zeugen noch davon, wie heruntergekommen die alte Halle war. Doch sie hatte zwei riesige Vorteile: ein gigantisches Oberlicht und sehr viel Platz – der sich bis heute mit seinen zum Teil verschiebbaren Wänden von Ausstel-

Perfekt ist das riesige Oberlicht für die Präsentation von Farbmalerie – hier ein Werk von Dirk Rathke. Kaum ein Ausstellungsort hat so viel natürliches Licht.

lung zu Ausstellung den Bedingungen und Erfordernissen für die Präsentation der Kunstwerke anpasst.

1982 wurde die Arbeit in Altenberg aufgenommen. Zu Beginn gehörten noch viele Performances, Avantgarde-Filme, Vorträge und Musik zu den Angeboten des Vereins. Die erste Ausstellung bildender Kunst erstreckte sich über „882,20 Meter“ – Susanne Mahlmeisters Bodeninstallation korrespondierte mit den Eisenverstrebungen unter dem gläsernen Oberlicht. Und dann, 1984, radikales Malen, „Radical Painting“ und die „Präsenz der Farbe“: Von August bis Novem-

ber zeigten 13 Künstler ihre Arbeiten in einem dreiteiligen Zyklus – immer konzentriert auf die „Materialität, Körperhaftigkeit, malerische Qualität und die optische Erscheinungsweise von Farbe“, wie es in dem Katalog zum 15-jährigen Jubiläum heißt. Mit der Schau war der Verein so mutig wie wegweisend – im

sich auf nicht gegenständliche, konzeptuelle, materialorientierte Malerei – so habe man die Relevanz in der überregionalen Kunstszene erlangen können. „Das steht“, sagt Kompa, „in einem Kontext der Zeit. Wir wollten ganz bewusst ein Spektrum zeigen, das sonst nicht so verbreitet war. Man kann nicht alles



Anschluss wurden Ausstellungen mit ähnlichen Konzepten in anderen Häusern gezeigt.

Dass es die Gruppe nach zwei Dekaden noch gibt – und dass sie sich in der Kunstszene inzwischen einen solchen Namen gemacht hat, dass Künstler aus ganz Deutschland, Europa und den USA sich darum bewerben, in Oberhausen ausstellen zu dürfen – liegt wohl zu einem großen Teil daran, dass die Mitglieder sich und ihrer Zielsetzung treu geblieben sind, allen voran Hartwig Kompa, der 20 Jahre lang Vorsitzender war: „Wir haben versucht, eine möglichst klare Linie festzulegen“, sagt der 54-Jährige. Man konzentrierte

*Der Vorstand des Vereins für aktuelle Kunst:
Hartwig Kompa (2. v. l.) war 20 Jahre Vorsitzender,
dann hat Günter Dohr übernommen (3. v. l.).*

machen“, glaubt der Künstler, „ein klares Profil dient der Sache. Ein Gemischtwarenladen kann dazu führen, dass die Leute es nicht mehr verstehen.“

Damit es möglichst viele verstehen, wird sorgfältig geplant. Die Mitglieder des Vereins – wie der amtierende Vorsitzende Günter Dohr, die 2. Vorsitzende Roswitha Lipkowsky-Sifrin, der Kassierer Werner Funke, die Beisitzer Kompa, Martina Dohr und Günther Lipkowsky – bewegen sich in der Kunstszene, werden

aufmerksam auf Künstler: Plötzlich, beschreibt Kompa, entdecke man interessante neue Positionen. Dann werde diskutiert, eine Zusammenstellung und Folge der drei Ausstellungen pro Jahr geplant, die Sinn mache, in der Regel in jeder Schau ein Künstler aus der Region und einer von weiter her. Dazu werden Fragen diskutiert wie: Sind die künstlerischen Ansprüche erfüllt? Passt der Künstler oder die Künstlerin in die Abfolge? Und wie läuft der Prozess des Malens ab? Wie wird die Farbe formuliert, wie wird sie reduziert, wie wirkt sie in der Wahrnehmung des Betrachters? Und selbst wenn diese Überlegungen lange abgeschlossen sind, der Transport organisiert ist und die Kunstwerke in der Klempnerei angekommen sind, ist die Arbeit längst noch nicht beendet. „Unsere Ausstellungen sind immer sehr präzise installiert“, betont Kompa, „das spielt woanders eher eine Nebenrolle.“ Dabei ist die Zusammenarbeit mit dem Künstler selbstverständlich, sie dauert in der Regel mehrere Tage: „Wir geben dann Hinweise, wie man den Raum bearbeitet.“

Eine Prozedur, die sich dreimal jährlich wiederholt – für die begehbaren Ausstellungen. Seit 1994 gibt es auch eine Winterausstellung, eine Lichtinstallation, die dem unbeheizten Gebäude mit Oberlicht und vielen Fenstern auch in der dunklen Jahreszeit Farbe gibt. Die erste der Lichtinstallationen entwarf Günter Dohr. Erst nach dieser Schau wurde der 65-Jährige Mitglied im Verein, auch das ist eine Regel: Künstler werden nur als Mitglieder aufgenommen, wenn sie schon einmal ausgestellt haben.

Was nicht heißt, dass sie ihre Arbeit danach nicht wieder in der rund 1000 Quadratmeter großen Halle zeigen dürften – Hartwig Kompa und Günter Dohr haben mehrfach ihre Arbeit gezeigt, Kompa wird mit einer Werkschau 2002 eine der seltenen Einzelausstellungen bestreiten.

Dass das Konzept des Vereins für aktuelle Kunst Ruhrgebiet verstanden wird, macht Günter Dohr auch daran fest, dass es in den Oberhausener Lokalteilen der Zeitungen oft gute Besprechungen gebe. Dabei ist aber immer klar, dass der Verein über den Tellerrand hinaus sieht. „Oberhausen hat nicht das breite Publikum“, sagt Kompa, „wir haben den Anspruch, überregional zu werden.“ Geschieht schon längst, die wunderschöne Ausstellungshalle mit dem perfekten

Licht speziell für diese Art von Kunst ist mittlerweile kein Geheimtipp mehr, ist nicht mehr nur in Fachkreisen etabliert. Was man schon daran bemerkt, dass Kunstinteressierte aus dem Umland, aus vor Kunst strotzenden Städten wie Köln anreisen, um die Ausstellungen zu sehen. Museumsdirektoren aus allen möglichen Ecken Nordrhein-Westfalens sind zu Vernissagen keine Seltenheit. „Wer in Oberhausen ausgestellt hat, hat ein Gütesiegel“, weiß Kompa, „da gucken die Museumsleute genauer hin.“ Manchmal leider aber auch nur die Fachleute, da macht sich keiner der Beteiligten etwas vor. Aber bei dem geringen Budget – 7000 Mark jährlich aus dem städtischen Kulturtopf plus Mitgliederbeiträge – kann die Halle nicht öfter als an drei Tagen in der Woche für wenige Stunden geöffnet werden. Für den Verein sind die Besucherzahlen allerdings auch nicht das Wichtigste. Kompa. „Die sagen ja nichts über die Sache aus.“ Und: Die Resonanz wird immer größer.

Einen riesigen Sprung auf der Bekanntheitsskala machte die Gruppe im Jahr 2000, als sie sich mit der Schau „Farbzeit“ an der Ausstellungsreihe „Die Farbe hat mich“ beteiligte. „Da ist“, sagt Günter Dohr rückblickend, „allen klar geworden, was wir leisten können.“ In Zusammenarbeit mit anderen Kunst-Institutionen, etwa dem Karl Ernst Osthaus-Museum in Hagen, den Kunstvereinen Bochum, Schwerte, Arnsberg und Ruhr und dem Künstlerhaus Dortmund wurde die Reihe konzipiert und ein Symposium mit dem (Ausstellungs-)Titel „Die Farbe hat mich“ organisiert. Das sei, so Kompa, ein inhaltlicher Höhepunkt gewesen, das Ergebnis der jahrelangen Arbeit des Vereins für aktuelle Kunst. Insgesamt rund 80 Künstler beteiligten sich, 35 davon in Oberhausen, darunter Künstler wie Sotiriakis Charalambou, Claudia Desgranges, Günter Dohr, Christiane Fuchs, Raimund Girke, Kuno Gonschior, Jo Heijnen, Dorothee Joachim, Markus Linenbrink, Dieter Villinger, Ulrich Wellmann und Jerry Zeniuk – nicht wenige der präsentierten Werke wurden anschließend von Museen aufgekauft, außerdem wird die Ausstellung noch in Budapest und New York gezeigt. Und der Katalog, sagt Günther Lipkowsky vom Verein, sei inzwischen das Standardwerk, „die Bibel der Farbmalerie“; er dokumentiere, fügt Kompa an, die Geschichte der Farbmalerie der vergangenen 30 Jahre.

STADTENTWICKLUNG

Dunkle Wolken über dem Hexbachtal

*Im Drei-Städte-Eck ist ein
wichtiges Naherholungsgebiet
bedroht*

VON HANS-WALTER SCHEFFLER

Anfang des 20. Jahrhunderts war auf der Dümptener Mühlenstraße der Teufel los: Der Bergbau ging um, und Kohle musste im wahrsten Sinne des Wortes unter die Leute gebracht werden. Kaufmann Stille hatte sich im Drei-Städte-Eck Oberhausen/Essen/Mülheim vergeblich um eine Schankerlaubnis bemüht, bis ihm der Geduldsfaden riss und er die Stadtoberen mit einem Zitat von Götz von Berlichingen grüßte. Hermann Frintrop machte es besser, erwarb das Haus, musste aber ein „akutes Bedürfnis“ für eine Schankstätte an dieser Stelle nachweisen. Damals galt die Faustregel: Auf 400 Einwohner eine Schankstätte. Frintrop hatte zwölf Kinder – und die hatten Gott sei Dank Freunde und Bekannte, die vor den Augen einer abgeordneten Amtsperson auf der Mühlenstraße hoch- und runterflanierten. Das Bedürfnis wurde als solches anerkannt.

Schon viel früher hatte es rund ums Hexbachtal Unruhe gegeben. Es kann der Frömmste nicht in Frieden leben, wenn's dem bösen Nachbarn nicht gefällt: Lothar Klein wusste von einem Jagdfrevel der Grafen zu Broich und Speldorf auf Essener Stiftsgrund zu erzählen. Es geschah im 16. Jahrhundert, dass ein Ministerialer der Fürstäbtissin durch einen Jagdpeil getö-



*Eine Idylle inmitten des Ballungsraums:
Noch bietet das Hexbachtal manche kleine
Oase für Ausflügler.*

tet wurde: „Die Fürstäbtissin des Essener Freiweltlichen Damenstiftes klagte vor dem Reichsgericht. Nach 30-jährigem Rechtsstreit wurden die jagd- und landesherrlichen Rechte ausdrücklich bestätigt.“ Die Fürstäbtissin war an einem friedlichen Miteinander mit ihren Nachbarn interessiert: „Sie wollte künftig Jagdunfälle verhindern. Ende des 16. Jahrhunderts ordnete sie an, dass an den Jagdtagen im Bereich des westlichen Mühlenbachs (und entlang des Winkhauserbachs) so genannte Begrenzungsäune (Seile mit flatternden Läppchen) im Bachgrund anzubringen seien. Die Fürstäbtissin und ihr Gefolge jagten von Osten nach Westen und die Herren von Broich und Speldorf am folgenden Tag von Westen nach Osten, obwohl es sich bei diesem Gelände um Essener Stadtgebiet handelte.“

Die Bauern und Bewohner beobachteten dieses Ritual über 300 Jahre und waren teilweise als Treiber beteiligt. Der Mühlenbach wurde wegen der im Talgrund hängenden Seile mit Läppchen Läppkes-



*Eine Frischluftschneise, die sich bis in die
Oberhausener Innenstadt auswirkt:
Blick auf's Hexbachtal.*

mühlenbach genannt. Mit dieser volkstümlichen Bezeichnung sind der Bach und die Jagdgrenze in den spärlichen Landkarten von Stadt und Stift Essen verzeichnet. Als die französische Revolution auch das Rheinland erreichte, veränderten die napoleonischen Statthalter Landes- und Gemeindegrenzen. Neue Landkarten mussten her und übernahmen die deutschen Namen, setzten neue Grenzen, ohne Rücksicht auf frühere zu nehmen. So wurde aus der Jagdgrenze zunächst die Gemeindegrenze zwischen der Bürgermeisterei Borbeck im Osten und Dümpten im Westen und später die heutige Stadtgrenze zwischen Essen, Mülheim und Oberhausen.

Der Bach, um den es hier geht, wird im oberen Verlauf als Hexbach bezeichnet. Nach ca. der Hälfte des Weges ändert sich der Name in Läppkes Mühlenbach. Der Hexbach ist die südlichste Quelle im Mülheimer Ortsteil Dümpten, nordwestlich der Aktienstraße, nördlich des neuen Dümptener Friedhofs an der Oberheidstraße, an den Feldern des ehemaligen

Beeckshofs. Zunächst fließt er gen Norden, bis zu den ehemaligen Backshöfen auf Essener Seite, dann nordwestlich in ein etwas tiefer eingeschnittenes Tal mit Feuchtbiotopen sowie altem Busch- und Baumbestand. Der Bachverlauf bildet gleichzeitig die Grenze zwischen Essen und Mülheim. Auf Mülheimer Seite folgen weiter der Wennsmannshof mit Wildzucht, auf Essener Seite der ehemalige Hollmannshof, heute Reiterhof, dann auf Dümptener Seite der Reithof der Familie Lügge, etwas oberhalb auf Essener Seite die „Talschänke“; schließlich unterquert der nun große Bach die Dümptener Straße und durchfließt als renaturierter Bach die Stadtteile Frintrop und Borbeck in Oberhausen (der ehemalige Lepkeshof wird von der Oberhausener Familie Scheidt bewirtschaftet, mit Erdbeeren und Blumen zum Selberpflücken), bis der Bach in die Emscher mündet.

Anfang der 60-er Jahre schwärmte Wilhelm Seipp von den besonderen Verhältnissen im Oberhausener Osten: „Die soll uns unser Spaziergang vor Augen führen, den wir, vom Stadtzentrum kommend, an der Mülheimer Straße beginnen. Am besten biegen wir in die Eckstraße ein, die zwischen Grenz- und Klörenstraße auf die Mülheimer Straße stößt. Über die Straßburger Straße und Hilgenberg erreichen wir das Schrebergartengelände, eine vorbildliche Anlage des Styruer Gartenbauvereins, der aus dem ehemaligen Sandhügel ein grünendes und blühendes Gelände gemacht hat, in dem der Stadtmensch Ausspannung und Erholung findet. Am Sportplatz der DJK vorbei durchqueren wir eine neue Wohnsiedlung und kommen auf die Mellinghofer Straße. Nachdem wir ein Stück weiter gewandert sind, biegen wir rechts in die Heiermannstraße ein. Rechts steigt der Schildberg an.

An der linken Seite beachten wir die neue katholische Kirche von Mülheim-Dümpten mit freistehendem Glockenturm. Unser Weg führt geradeaus bis zur Endstation der Linie 4.

Ähnlich wie der Lipperheidenbaum ist diese Straßenkreuzung ein historisch bedeutsamer Punkt: Hier verlief die Grenze zwischen dem Gebiet der Äbtissin von Essen und der Bergischen Unterherrschaft Broich. Der Zoll, den hier die Broicher erhoben, war für die Essener ein Stein des Anstoßes. Aus diesem Grund baute die Essener Regierung die heutige Essener Straße, um so auf dem Wege nach Duisburg und Wesel das Broicher Gebiet zu umgehen. Im weiteren

*Am Oberhausener Eingangstor zum
Hexbachtal bietet der Landwirt Friedrich
Scheidt Blumen zum Selbstpflücken an.*



Verlauf unserer Wanderung kommen wir durch ein landschaftlich reizvolles, im Allgemeinen auch wenig bekanntes Gebiet an der Dümptener Stadtgrenze. Wir begleiten das Tal des Leppgesbaches, indem wir rechts den Hexberg hinaufsteigen. Der Gänseweg führt uns zur Möllhoffstraße, die in die Denkhäuser Höfe einmündet. Dort stehen wir wieder auf der Hauptterrasse (Schildberg). Vom Schildberg hat man bei klarem Wetter eine gute Fernsicht auf Oberhausen. Auch hier in Oberdümpen liegt fruchtbarer Lösslehm, darum begegnen uns auch in diesem Tal alte Bauernhöfe. Die schmucken, sauber und frisch gestrichenen Fachwerkhäuschen schauen maleirsch aus dem Blätterdach hervor. Ursprünglich waren die fruchtbaren Böden mit Wald bedeckt. Zur Frankenzeit und später wurden sie gerodet und dem Ackerbau nutzbar gemacht.“

Bis weit nach dem zweiten Weltkrieg blieb das Hexbachtal unentdeckt. In einem Gutachten des Aachener Professors Pflug hieß es 1977 u.a.: „Die Pflanzengesellschaften zeigen Reste des Flattergras-Buchenwaldes sowie verschiedene Gebüsch, Hochstauden, Brennnesseln, *Solidago canadensis*, Wiesen, Weiden, Trittrasen sowie einige Röhricht- und Wasserpflanzen, insgesamt 165 verschiedene Arten.“ Die Tierwelt sei gesund und vielseitig. Mehrere auf der „Roten Liste“ stehende bedrohten Vogelarten sind hier heimisch: Bachstelze, Dohle, Eisvogel, Erlenzeisig, Fasan, Feldlerche, Graureiher, Grünspecht, Habicht, Kleinspecht, Nachtigall, Saatkrähe, Schleiereule, Steinkauz, Turmfalke und Waldkauz, insgesamt über 60 Arten. Außerdem wurden sieben Schmetterlingsarten und Amphibien wie Bergmolch, Erdkröte, Grasfrosch, Teichmolch und Wasserfrosch ausgemacht.

Noch 1958 wird im Mülheimer Stadtrat registriert, dass „sich beiderseits des Hexbachtals ein Grünstreifen erhalten hat, in dem sich noch heute die Füchse gute Nacht sagen.“ Das konnte nicht ewig gut gehen, immer wieder gab es unterschiedliche Begehrlichkeiten. So sollte der Bau der Autobahn 31, des „Ostfriesenspießes“ nach Emden, das Gebiet zerschneiden.



*Blick zurück auf eine unselige Planung:
Der „Ostfriesenspieß“ (A31) sollte durch's Hexbachtal
geführt werden; rechts die Kanal-Planung.*

Unmittelbar nach Aufgabe dieser Trasse plante Mülheim für einen Teil des Winkhauser Talbereichs ein 40 ha großes Gewerbegebiet. In den Jahren 1978 bis 1980 war am Hexbachtal, etwa zwischen den Straßen Lohstraße und Im Wulve, auf einer 20 ha großen Fläche eine Essener Justizvollzugsanstalt vorgesehen. Nach Aufgabe der A 31-Planung wollte das RWE in dem Hang zum Winkhauser Tal eine 110 KV-Umspannanlage bauen, die etwa 150 Meter tief in den Talbereich hineingereicht hätte.

Aus einer Dokumentation der Internationalen Bauausstellung (IBA) Emscher Park von Mai 1995 wird deutlich, dass die Gefahren durchaus erkannt wurden: „Im Grenzbereich der Städte Mülheim, Essen und Oberhausen bilden z.T. sehr schmale Freiraumbänder den südwestlichen Ast des Landschaftsparks Regionaler Grünzug B.- Charakteristisch für den gesamten Freiraum sind seine unterschiedlichen Nutzungen, die teilweise in Konkurrenz zueinander stehen. In Nord-Süd-Richtung wird das Gebiet durch das Hex-



„Hände weg vom Hexbachtal“: Die Bürgerinitiative informierte auf dem Reiterhof Lugge über ihre Ziele; der Zuspruch von Anwohnern und Ausflüglern war groß.

bachtal bestimmt, das ein regional bedeutsamer Erholungsraum ist. Wichtigstes Ziel des künftigen Freiraumkonzeptes ist der Aufbau und die Weiterentwicklung des innerörtlichen Grünsystems. Dazu sollen u.a. vorhandene Freiflächen als innerstädtische Erlebnisräume, Rückzugsgebiete für Tiere und Pflanzen sowie als Anreicherungsflächen für Grundwasser gesichert werden. Für das Hexbachtal wird eine Biotopentwicklung und -vernetzung sowie eine Optimierung der Versickerung von Regenwasser angestrebt, um das Fließgewässersystem zu stärken und vorhandene Belastungen des Ökosystems abzubauen. Dazu sollen Quellbereiche geschützt werden, verrohrte Bachabschnitte revitalisiert und Ufergehölze gepflanzt werden. Straßenrückbau am Hexberg und Verkehrsberuhigung der Borbecker Straße sollen den Erholungsraum aufwerten.

Die Übergänge der Siedlungsgebiete Dümptens zur Ackerfläche Lepkesfeld sind heute gestalterisch unbefriedigend gelöst; die am Rande verlaufende Straße erschließt ein ganzes Wohngebiet und ist ein Schleichweg für Autos im Drei-Städte-Eck. Auf dem Lepkesfeld soll auch künftig Ackerbau betrieben wer-

den, jedoch mit einer extensivierten Bewirtschaftung und einer Einfassung durch Gärten entlang der Ortsränder. Die Ränder des Freiraumes werden durch neue Rad- und Fußwege erschlossen und durch Wirtschaftswege verbunden. Am Rande des Hexbachtals schreitet die Zersiedlung fort, der Ortsrand ist vielfach nicht definiert und mangelhaft gestaltet. Statt, wie bisher geplant, Wohnungen zu bauen, will die Landschaftsplanung den Ortsrand klar definieren, z.B. durch einen neuen Weg am Siedlungsrand mit entsprechender Bepflanzung.“

Der frühere A 31-Autobahntrassen-Gegner Lothar Klein erinnerte sich, beim Studium vieler Untersuchungen sei aufgefallen, dass „die Ausbeutung der bis zu sechs Meter mächtigen Lehmبانke im oberen und mittleren Bereich des Lappkesmühlenbachs nicht erwähnt wird, obwohl die Abgrabungskanten z.T. noch heute im Gelände sichtbar sind. Zwei Brennöfen standen im unmittelbaren Bachbereich: Am Ende der Straße Am Heckelsberg auf Mülheimer Gebiet und in

der Nähe der heutigen Gaststätte Zum Mühlenbach am Hexberg. Diese Ziegeleien waren von der Jahrhundertwende bis in die 30-er Jahre in Betrieb. Vielen ist aus der Kinderzeit noch die Bezeichnung Zipken oder Siepen für dieses Tal in Erinnerung. Neubürger im Bereich Borbeck-Dümpten brachten die ihnen geläufigen Bezeichnungen für Bach- und Wiesen-

für das Läppkesmühlbachtal. Die im trichterförmigen Quellbereich entstehende Kaltluft sickert durch das relativ enge Tal bis zur Emscheraue. Entlang der Straßenzüge und Gartenflächen sickert die im Läppkesmühlbach entstandene Kaltluft bis in die Oberhausener Innenstadt und verdrängt die belastete wärmere Luft, weil diese leichter als die Kaltluft ist, und

sorgt auch bei Inversionswetterlagen für einen Luftaustausch und verringert dadurch die Smoggefahr. Wegen dieser Funktion sollte das Läppkesmühlbachtal nicht bebaut und die Randbebauung nicht ausgedehnt werden.“

Im Frühsommer 2000 werden Naturschützer und Anwohner gleichermaßen wach gerüttelt: Die Pläne der Essener Stadtwerke sind zu diesem Zeitpunkt zwar schon mehr als sechs Jahre alt, erschrecken in ihrer Dimension aber doch viele. Nachdem bei Gewitterregen die Keller von Anwohnern volllaufen, soll die Kanalisation im Hexbachtal erneuert werden. An dem Kanal, der 140 ha entwässert, hängen über 20000 Einwohner. Betroffen sind Kanalstrecken, die man teilweise unterirdisch

durchpressen kann, aber es sollen auch zwei Regenrückhaltebecken gebaut werden. Selbst die Essener Stadtverwaltung räumt ein: „Von besonderem Gewicht sind die Beeinträchtigungen des Arten- und Biotopschutzes“. U.a. sollen 12750 Quadratmeter Wald verschwinden, für die es eine Ersatzaufforstung in Essen-Überruhr (!) geben soll. Die Essener Umweltschützerin Eva Krüger: „Das Hexbachtal ist eines der interessantesten Biotope überhaupt.“ Für mindestens 40 Jahre werde diese Zone nach dem Bau der Kanalisierung nicht wiederzuerkennen sein. Über mehr als



*Eine zauberhafte Landschaft in manchem Winter:
So präsentierte sich das Hexbachtal vom Landgasthof
Mühlenbach gesehen - fast wie der Schwarzwald.*

gelände „Siepen“ mit. Sie kannten die alten Namen der Bäche nicht und nannten sie Siepen. Im Sprachgebrauch wurde daraus Sippken oder Zipchen.

Die ökologischen Untersuchungen im Rahmen der A 31-Planung haben die Bedeutung der Siepen- und Bachtäler im Ruhrgebiet als Erholungsflächen für die Bürger ausdrücklich bestätigt. Ihre wichtigste Funktion als Frischluftschneisen gilt im besonderen Maße

zwei Jahre sollen sich die Baumaßnahmen hinziehen. Der Landschaftsbeirat lehnt das Projekt ab. Gleichzeitig gibt es Bemühungen, nach Alternativen zu suchen. So sollen betroffene Anwohner ermutigt werden, die Regenableitungen in einen Teil ihres Gartens zu verlegen, wo das Wasser dann versickern könnte, statt wie bisher als Abwasser ins Hexbachtal geleitet



Forellenzucht, frische Eier von frei umherlaufenden Hühnern: Auch das gehört für Ausflügler zum Alltagsbild im Hexbachtal.

zu werden. Für diese Aktion „Versickerung statt Verschandelung“ macht sich der Vorsitzende des SPD-Ortsvereins Essen-Schönebeck, Klaus Scholz, stark. Sollten die Pläne der Essener Stadtwerke verwirklicht werden, befürchtet er „eine ökologische und ästhetische Katastrophe“.

Jetzt wird deutlich, dass der Informationsstand zu dem umstrittenen Kanalisationsprojekt in Oberhau-

sen, Essen und Mülheim höchst unterschiedlich ist, obwohl sich die drei Städte längst zu einer MEO-Zusammenarbeit verpflichtet haben. Betroffen sind nicht nur Anwohner, sondern eine ganze Region und Heerscharen von Ausflüglern, die das attraktive Naherholungsgebiet regelmäßig aufsuchen. Dass es bei einem derart sensiblen und weit reichenden Vorhaben keine rechtzeitige und breite Bürgerbeteiligung gegeben hat, halten manche für einen Skandal. Viele sehen aber auch ein: Weil die Kapazität der vorhandenen Kanäle längst nicht mehr ausreicht, gibt es Handlungsbedarf. Die Politiker stehen unter Zugzwang; gibt es keine baldige Lösung, könnte die Stadt Essen am Ende strafrechtlich für Schäden haftbar gemacht werden. Aber muss es deshalb gleich ein 2650 m langer Kanal-Neubau sein, von dem nur ein Abschnitt durch landschaftsschonenden unterirdischen Rohrvortrieb vorgesehen ist?

Noch verschläft die Oberhausener Kommunalpolitik diesen Konflikt, da wird am 31. August 2000 unter dem Motto „Rettet das Hexbachtal - Hände weg vom Grünzug B“ eine städteübergreifende Bürgerinitiative gegründet. Über 150 Interessenten kommen in der Aula der Hauptschule Borbecker Straße auf Mülheimer Gebiet zusammen, darunter Mitglieder der Schönebecker SPD, der Mülheimer Bürgerinitiativen (MBI), der Grünen, des BUNDES und anderer Naturschutzorganisationen, die Oberhausener Kommunalpolitik glänzt durch Abwesenheit. Die neue Bürgerinitiative, mit viel Sachverstand ausgestattet, will einfordern, dass im Hexbachtal keine Eingriffe ohne Rücksprache mit den Bürgern vorgenommen werden dürfen. Weiter werden ein Baustopp in den Randgebieten des Tales und eine Überprüfung aller anstehenden Baumaßnahmen sowie ein Versickerungsprogramm alternativ verlangt. Die Forderung, das Gebiet unter Naturschutz zu stellen, wird fallen gelassen, weil die Existenz von Landwirten nicht gefährdet werden soll. Den Essener Stadtwerken wird empfohlen, sich fachlichen Rat bei der Emschergenossenschaft zu holen: „Die können so etwas besser. Denn die Hausaufgaben sind bis heute nicht gemacht worden.“

Es wächst die Erkenntnis: Mit Blick auf das Hexbachtal hat die Nachbarschaft nicht funktioniert. Dabei ist der ökologische Schaden, der dort entstehen könnte, wahrscheinlich so groß, als würde der Essener

Baldeneysee zugeschüttet. Aber auf eine Anfrage des SPD-Landtagsabgeordneten Jürgen Thulke erklärt das NRW-Umweltministerium: „Eine Öffentlichkeitsbeteiligung ist in diesem Verfahren nicht vorgesehen.“

Am 14. September wählt die Bürgerinitiative in der Gaststätte „Talschänke“ ein Sprecher-Quartett: den Oberhausener Frank Deckert, die Mülheimer Friedel Lemke und Peter Hesse sowie den Essener Frank Jäger. Ihre Zwischenbilanz: „Die erste Planung der Stadtwerke Essen sah drei Mischwasser-Rückhalte-

schalten eines externen Gutachters. Die Bürgerinitiative erklärt: „Nur der tote Fisch schwimmt immer mit dem Strom. Wir aber wollen ein quicklebendiger Fisch sein und uns nicht mit dem zufrieden geben, was uns so genannte Fachleute sagen. Wir sind der Meinung: Es muss auch Lösungen geben, die das Tal nicht schädigen. Wer unser Tal zerstören will, hat nur eines im Sinn: Schaffung von Bauland, die diese gigantische Planung mit überdimensionalem Kanaldurchmesser notwendig macht.“

Die Bürgerinitiative arbeitet, fernab von großen Schlagzeilen, weiter. Friedel Lemke erklärt: „Wir haben schon mehr bewegt als wir zunächst angenommen hatten.“ So werde der Kanal nicht, wie ursprünglich von den Stadtwerken geplant, komplett oberirdisch, sondern zum größten Teil unterirdisch gepresst. Sorge bereite der Baustellen-Ringverkehr zwischen Hexbach, Dümptener-, Oberhausener- und Pfalzstraße. Die Verbreiterung des Hexbergs auf dreieinhalb Meter würde zu einer weiteren Zerstörung der Grünfläche führen. Dabei könne alternativ ein Wendepunkt für Baufahrzeuge an der „Talschänke“ für Entlastung sorgen. Ebenso problematisch wäre ein geplantes Mischwasserrückhaltebecken. Dort würden nicht nur Regenwasser, sondern auch Abwässer gesammelt, was Geruchsbelästigung zur Folge hätte. Die Bürgerinitiative regte an, vorhandene Kanalanlagen besser zu nutzen. So sei ein nahe liegender Mülheimer Kanal nur zu 30 Prozent ausgelastet. Diese Alternative sei nicht nur kostengünstiger, sondern auch weniger schädlich. Ende 2002, außerhalb der Vogelbrutzeit, soll mit der Bauphase II und III der Startschuss fallen.

Mitte September 2001 heißt es in einem Pressebericht: „Die Ingenieure und Berater haben ihre Hausaufgaben erledigt. Die Pläne für den umweltschonenden Kanalneubau im Hexbachtal stehen. Bei ganz optimistischen Schätzungen könnten die Arbeiten Mitte des Jahres 2002 beginnen“, erläutert Hans-Wilhelm Froitzheim von den Essener Stadtwerken. „Es kann auch einige Monate länger dauern, bis die Bagger ins Hexbachtal kommen.“ Mit den Anliegern der neuen Kanaltrasse wollen Mitarbeiter der Stadtwerke bald abklären, wie ein Benutzen der Grundstücke während der Bauzeit machbar ist. Die nun größer dimensionierten Abwasserrohre würden, bis auf einen kleinen



Lustige „Schildbürger“ auf der Mülheimer Seite des Hexbachtals: Ausfluggaststätten hoffen auf eine gute Zukunft des Naherholungsgebietes.

becken vor, heute ist angeblich nur noch eines notwendig. Fast der ganze Kanal sollte in offener Bauweise mit einer zehn Meter breiten Bautrasse gebaut werden, heute sollen ca. 1700 m von 2100 m unterirdisch vorgetrieben werden. Die Stadtwerke Essen wollten das Tal in seiner jetzigen Form zerstören, heute will man es so wenig wie möglich schädigen. Die Stadtwerke Essen sahen zu ihrer ersten Planung keine Alternative, heute plant man schon die dritte Variante.“

Am 18. Oktober kommt es zu einem Ortstermin mit dem NRW-Umweltministerium. Vereinbart werden eine stärkere Bürgerbeteiligung und das Ein-



*Die Begehrlichkeiten waren stets groß:
Blick zurück auf den Protest gegen die geplante
Trasse der Autobahn 31 (zunächst noch A113).*

Abschnitt an der Dümptener Straße, unterirdisch vorgepresst, sodass die Schäden in der Natur auf ein Mindestmaß für die Anfahrschächte begrenzt blieben. Überflutete Keller solle es mit dem neuen Abwasserkanal nicht mehr geben.

Heinrich Werntgen auf der Mülheimer Bonnemannstraße traut, an einem milden Oktoberabend, dem Braten nicht. Er hatte schon im Juni 2000 in einem Leserbrief seinem Unmut Luft gemacht: „Dieser monströse Kanal wäre der erste und wichtigste Schritt, um die Ackerflächen entlang des Tales in Bauland umzuwandeln. Und dahinter stecken Spekulanten.“ Und wie stand und steht es um das „Königreich“

Dümpten? „Jeder kam sich hier früher vor wie ein König.“ Dann denkt er an die Zeit zurück, da Männertreu, Weißdornhecken und Pferdezucht das Hexbachtal beherrschten: „Mit der Kriegszeit kam die große Not, da haben wir uns auch mit Nachbarn eher vertragen. Wir gingen zu RWO, nur nicht am Vennepoth vorbei, dort kriegten wir Prügel.“ Er bleibt davon überzeugt: „Wir brauchen eigentlich keinen neuen Kanal.“ Und er befürchtet: „Noch eine Generation, dann ist das vielleicht rundum alles zugebaut. Einige haben hier Dollar-Zeichen vor den Augen.“

Nach wie vor ist das Hexbachtal im Drei-Städte-Eck Oberhausen/Essen/Mülheim ein begehrtes Naherholungsgebiet für unzählige Bürger – hier sind Pferde und Hochzeitskutschen, Ballonfahrer, Gänse, eine Forellenzucht und Ausflugsraststätten Attraktionen. Die Infrastruktur ist nicht besonders ausgeprägt, aber es gibt kleine

und große Erlebnisse: Vom Rück-Radrennen jeden Pfingstsonntag bis hin zum kleinen, aber feinen Blumenhändler Egon Mölders auf der Ulrichstraße.

Am Oberhausener Eingangstor lädt der Gasthof „Frintrop“ zum Verweilen ein. Patron Hermann Frintrop verfügt nicht nur über einen der attraktivsten Biergärten weit und breit, sondern zählt Jahr für Jahr illustre Persönlichkeiten zu seinen Gästen: Hier gaben sich zuletzt u.a. NRW-Ministerpräsident Wolfgang Clement, Ehrenbürger Friedhelm van den Mond, das Frauenkabarett Missfits, der Schauspieler Günter Lamprecht sowie die Fernschmacker Ulrich Wickert und Klaus-Peter Sieglöck die Türklinke in die Hand. Kenner lieben seine bodenständige Küche mit Blutwurst, Endiviensalat und Stampfkartoffeln ebenso wie Gerichte der feineren Küche, dazu badische Wei-

ne aus Königshausen. Weiter hinten im Tal wartet der Landgasthof „Mühlenbach“, ausgestattet mit großem Biergarten, gleichermaßen auf Ausflügler wie auf Kegelervereine. Er lockt mit Muscheln, Reibekuchen



Patron auf der Oberhausener Seite des Hexbachtals: Gastwirt Hermann Frintrop (rechts) mit dem Oberhausener Ehrenbürger Friedhelm van den Mond.

der Straßennamen Hexberg aus dem 13. und 14. Jahrhundert überliefert. Der Hexberg (Heckenberg) entstammt der Tatsache, dass an einem Berghang Landwehren und Wallhecken zur Verteidigung der Mülheimer Nordspitze angelegt wurden. 1891 wurde der Straßennamen Hexberg amtlich ins Register eingetragen. Ende des 19. Jahrhunderts entstand am Lepkes Mühlenbach eine Ziegelei, die von der Familie Rinne 1922 erworben wurde. Die Ziegelei entwickelte sich weiter zu einem Landwirtschafts- und Mühlenbetrieb. 1943 wurde die Mühle durch Kriegseinwirkung teilweise zerstört. 1954 entstand erstmals eine kleine Schankwirtschaft, 1996 kaufte die Familie Koch das Anwesen von der Familie Rinne. Das Hexbachtal bietet weitere kulinarische Köstlichkeiten und Kuriositäten. In der „Talschänke“ sammelt die Bürgerinitiative ihre guten Argumente, am Schildberg staunt man beim „Schildbürger“ über eine Speisekarte wie anno dazumal: Hier gibt es Jägerschnitzel, Zigeunerschnitzel, Rahmschnitzel und Schnitzel Hawaii zum Einheitspreis von 14,50 DM.

Es sind dunkle Wolken über dem Hexbachtal aufgezogen, aber den Kirchturm von St. Barbara empfinden nicht wenige Anwohner auf Oberhausener Seite wie einen Leuchtturm der Hoffnung. Natürlich gibt es unterschiedliche Interessen in diesem begehrten Landstrich – die Oberhausener Ausflügler wissen zumindest, dass ihre Stadt zu den dicht besiedeltsten Deutschlands zählt und „Luft zum Atmen“ braucht.

Vor allem eine Frage blieb bisher unbe-

antwortet: Wie konnte es geschehen, dass ein derart sensibler Bereich so lange unter Ausschluss der Öffentlichkeit verplant wurde? Mit Blick auf die angekündigten Bagger im Hexbachtal wünschen sich nicht wenige, dass sich ein Spruch bewahrheitet, den man im Landgasthof „Mühlenbach“ liest: „Gott erschuf die Zeit – von Eile hat er nichts gesagt.“

und Maischollen und lädt die Gäste auch auf Plattdeutsch ein: „Chot eeten on chot drenken, dat ös en rääch Plesier, besonnes op aul Mölmsch Manier.“ In der Chronik des Hauses liest man: „Urkundlich wurde



Das ist der heutige Blick von der Mitte der Haupttribüne hinüber auf den geschützten Uhrenturm und die neue Konvent-Tribüne.

STADTGESCHICHTE

Schönheit, in die Jahre gekommen

75 Jahre Stadion Niederrhein

VON GUSTAV WENTZ

Die Zeiten sind wohl so, dass Jubiläen nicht immer so gefeiert werden, wie es angemessen wäre. Dem Stadion Niederrhein ist es nun auch so ergangen, das im Jahre 2001 immerhin 75 Jahre alt wurde – was man ihm hier und da auch ansieht. Mit geringer Verspätung also, aber großem Respekt und einer gehörigen Portion Zuneigung: eine kleine Geschichte des Stadions.

Beginnen wir am besten mit dem Anfang. Der liegt fast 25 Jahre vor der festlichen Eröffnung und hat ursächlich mit dem Fußballsport zu tun. Dem frönten zu Beginn des 20. Jahrhunderts mehrere Hand voll junge Burschen, die auf Höheren Schulen mit dem aus England über den Kontinent gekommenen Spiel bekannt gemacht worden waren. Unter jenen jungen Männern, die bisweilen auf Wiesen in Buschhausen dem Leder nachjagten, befand sich Edmund Hendus, später Lehrer und Rektor und der spiritus rector des Stadions. Als Vorsitzender des Stadtverbandes für Leibesübungen (Vorläufer des Stadtsporfbundes) machte Hendus sich bald nach dem Ersten Weltkrieg stark für eine zentrale Wettkampfstätte – nicht nur für den Fußball, sondern auch für Leichtathleten, Ruderer, Boxer, Ringer, Schwimmer und sogar Bogenschützen. Er lief of-

fene Türen ein, und schon 1920 waren im Haushalt der Stadt Oberhausen 100 000 Reichsmark etatisiert. Sie wurden aber für dringendere Aufgaben ausgegeben, und dass das Projekt zunächst erneut verschoben wurde, lag an der Ruhrbesetzung durch die Franzosen im Jahre 1923. Die hatten ihren Kommandanten im Schloss einquartiert und benutzten das für den Sport

Sie wussten noch mehr, dass die Arbeitslosigkeit zu bekämpfen war zum Beispiel und auch wie. „Produktive Erwerbslosenfürsorge“ hieß das, was heute „Arbeitsbeschaffungsmaßnahme“ ist und heißt. Preußen genehmigte schon 1923 das Projekt, und am 27. Juni 1924 war der erste Spatenstich fällig. Die Kölner Architekten Nußbaum und Wilkens, auf deren Reißbret-



vorgesehene Gelände als Exerzierplatz. Als sie Monate später das Revier verließen, herrschte Massenarbeitslosigkeit, die Welt taumelte der Weltwirtschaftskrise entgegen. Aber Edmund Hendus wollte das Stadion, und die Stadt wollte es auch. Überall im deutschen Westen entstanden in den 20er Jahren solche Sportstätten, das Rheinstadion in Düsseldorf-Stockum, das Duisburger Stadion, das Zoostadion in Wuppertal. Oberhausen (ohne Sterkrade und Osterfeld noch, die erst 1929 hinzukamen) war eine aufstrebende Industriestadt, hatte dank Bergbau und Stahlindustrie die 100 000-Einwohner-Grenze längst überschritten, und die Stadtväter wussten wohl, was schmückte.

Schalensitze und Stahlträger – plus Solaranlage auf dem Dach – statt Holzbänken und morschen Stützpfählern.

tern auch das Elberfelder Stadion entstanden war (man beachte die Ähnlichkeit der Tribünengebäude) waren dabei und in den nächsten fast zwei Jahren fanden 840 Menschen allein über die „Notstandsarbeiten“ hier Arbeit und Brot. Sie leisteten insgesamt 87500 „Tagewerke“ und verbauten eine Million Reichsmark – von denen 600 000 die Stadt aufbrachte; der Rest kam vom Land Preußen und vom Reich. Nebenbei bemerkt: Der Ruhrpark im Oberhausener Süden war auch ein solches „Notstandsprojekt“.



Seine Bewährungsprobe bestand das „Städtische Stadion am Grafenbusch“ (der Name „Stadion Niederrhein“ bürgerte sich sehr schnell und aus gutem Grunde ein) schon im Frühjahr 1926 mit bedeutenden Fußballspielen, an denen der damals gerade

Bei der Arbeit im Jahre 1925: Das Tribünengebäude steht schon – sowohl die abschließenden Rundungen als auch die Zwiebeltürme – fielen der ersten Nachkriegsrenovierung zum Opfer.



aufstrebende FC Schalke 04 beteiligt war. Dann kam der große Tag: 24. Mai 1926, Pfingsten. Von einem „Meilenstein am Weg der Zeit“ sprach Oberbürgermeister Havenstein, der in der Fest-Prosa jener Tage den neuen Stolz der Stadt lobte: „In mustergültiger, selten erreichter Vollkommenheit ist ein Werk entstanden, das kommende Geschlechter segnen werden.“ Als er das sagte, hatte die geballte Kraft der versammelten Oberhausener Männerchöre bereits ein „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre“ in den seiner-

Oberbürgermeister Havenstein eröffnet vor der versammelten Oberhausener Sportlerschaft das neue Stadion am 24. Mai 1926.



Sandbahnrennen gab es schon seit dem Ende der 20-er Jahre, sie wurden wegen betrügerischer Machenschaften des Veranstalters 1932 eingestellt, in den 50-er Jahren aber wieder aufgenommen.

zeit nicht so blauen Himmel geschmettert. Stunden später spielte der 1.FC Nürnberg – eine bessere Adresse gab es seinerzeit in Fußball-Deutschland nicht – gegen eine Oberhausener Stadtauswahl. Zuvor hatten „Stil-Läufer“ der Höheren Schulen (Schulsport ist keine Erfindung der Jetzt-Zeit), Vereine des Stadtverbandes für Leibesübungen, des Arbeiter-Sportkartells und des Verbandes

Oberhausener Turnvereine für Demonstrationen diverser Sportarten vom klassischen Turnen Jahnscher Prägung über Kunstradfahren bis zum Boxen und Ringen gesorgt. Für den abschließenden Fußball war der Rasensportverband zuständig. Übrigens: Der Spielball wurde aus einem Flugzeug abgeworfen. Es muss sensationell gewesen sein, oder wie man damals gern sagte: „Amerikanisch“.

Der Verein Westdeutsche Sportpresse hatte seine jährliche Tagung gegen starke Konkurrenz anderer Städte eigens nach Oberhausen gelegt, was der Chronist des „General-Anzeigers“ völlig in Ordnung fand: „Die Leute vom Bau sollen Gelegenheit haben, unseren Oberhausener Schmuckkasten anzusehen. Sie sollen es künden in ganz Rheinland und Westfalen, dass Oberhausen sich schnell einen gewichtigen Platz in der westdeutschen Turn- und Sportwelt nicht zuletzt durch seine prachtvolle Stadionanlage erobert hat.“ Eine prachtvolle Anlage, das war das Stadion fürwahr. Rund 25000 Zuschauer (offiziell, es gab schon früh ganz andere Zahlen) fanden Platz in der „Hauptkampfbahn“ mit der Haupttribüne (deren 582 überdachte Sitzplätze bis vor wenigen Jahren noch so Bestand hatten) und auf den „amphitheatralischen“ Rängen, die nur zum Teil mit Stufen ausgestattet waren. Überwiegend war das Oval gesäumt von „berasteten Terrassen“, die Stehstufen kamen erst nach dem Zweiten Weltkrieg ringsum hinein. Dann war da noch das Schwimmstadion mit Wettkampf-, Sprung- und Planschbecken und Plätzen für rund 4000 Zuschauer. Schwimmwettkämpfe erfreuten sich einst großer Beliebtheit...

Zum Stadion - das war von Anfang an klar - sollte auch das Areal gehören, das heute die Bogenschützenwiese, das Ehrenmal und den angrenzenden Rasenplatz aufnimmt. Diese Fläche war 1926 noch von Baracken bestanden, Notunterkünfte für „Hüttenknechte“. In den Folgejahren wurden sie abgerissen, der Sportpark arrondiert. Wo sich heute der „VIP-Parkplatz“ und das Kleinstadion mit dem vorgelagerten Parkplatz befinden, waren schon damals Parkplätze und zwei Sportplätze angelegt. Warum dieses Gelände, das sich in Eigentum der Kanal-Verwaltung befand, gewählt worden war, hatten die Politiker der frühen 20er Jahre so begründet, wie auch heutige Politiker es tun, wenn sie auf die Lage angesprochen werden - Ergänzung zum benachbarten Kaisergarten, zentrale Lage,

gute Verkehrsanbindung. Manche Wahrheiten sind einfach nur wahr. Übrigens hofften die Politiker damals auf die baldige Öffnung des Grafenbusches und dessen Freigabe als Naherholungsgebiet durch die GHH - eine Hoffnung, die sich bis heute so recht nicht erfüllt hat. Dafür gibt es mittlerweile aber eine Fußbrücke zwischen Stadion und Kaisergarten. Die sollte damals schon gebaut werden, die Verzögerung betrug höchstens 70 Jahre...

Das Stadion erregte jedenfalls Aufsehen und Bewunderung - vielleicht nur noch zu vergleichen mit dem Raunen, das durch Deutschland ging, als in Dortmund das Westfalenstadion als Kicker-Kathedrale konzipiert und konstruiert war. Die „Essener Allgemeine Zeitung“ schrieb im März 1929 nach dem Endspiel des Westdeutschen Rasensportverbandes zwischen Preußen Krefeld und Schalke 04 (2:0 für Krefeld): „Wer von uns Sportsleuten führe nicht gern das eine obligate Mal im Jahre hinüber nach Oberhausen ins Schmuckkästchen der GHH-Stadt, dem Stadion am Grafenbusch, das Zuschauer rings aus der Runde anlockt? 31000 Karten sollen gestern verkauft sein. Und doch konnten alle Zuschauer sehen. Die ganze Atmosphäre strahlt jene zufriedene Behaglichkeit aus, welche nicht mehr scheinen möchte, als vorhanden ist. Eine ruhige, bescheidene Selbstverständlichkeit inmitten dieses rastlosen Industriewachstums.“

Mit Behaglichkeit und Ruhe war es bald vorbei. Die Nationalsozialisten trieben die Welt in den Krieg, und das Niederrheinstadion, das sich bis zum Ende der 30er Jahre schon einen Namen gemacht hatte als Austragungsstätte auch internationaler Veranstaltungen von Fuß- und Handball bis zur Leichtathletik führte nur noch ein randständiges Dasein. Dass sich im Jahre 1943 ein Journalist dem Stadion widmet, verwundert da fast, aber das hatte einen Grund, der bis heute von Interesse ist. Schon früh nämlich hatte sich die ansonsten geschätzte und gepriesene Lage als trügerisch herausgestellt, was den Untergrund betraf. Die fleißigen Concordia-Kumpel bauten gleich unter dem Stadion das „schwarze Gold“ ab, und das sorgte für bedrohliche Absenkungen. So musste 1943 ein Fußballspiel zwischen Niederrhein und Westfalen kurzfristig nach Duisburg verlegt werden, wo 25000 Zuschauer das Geschehen verfolgten. Der Zustand der Tribüne galt in Oberhausen als zu bedenklich.



Der SC Rot-Weiß ist neben den Leichtathleten Hauptnutzer des Stadions - seine Fans bringen Leben.

Damals begann und setzte sich bis in die 80er Jahre fort ein Kampf gegen die Senkungen, ein Kampf gegen Windmühlen, denn immer fehlte fortan das Geld zum großen Wurf. Der hätte heißen müssen: Abriss und Neubau. Stattdessen aber wurde alle Jahre Beton kubikmeterweise in die bedrohten Schwimmbecken ebenso gepumpt wie unter marode Tribünenpfeiler und abknickende Stehstufen in den Kurven. Im Jahre 1968 war sogar der Platz so abgesackt, dass die Kapitäne der Fußballteams bei der Seitenwahl sagten: „Erste Halbzeit bergauf“. Einen halben Meter betrug die Höhendifferenz von einem Tor zum anderen! Mit der Modernisierung der Laufbahn - aus Asche wurde Kunststoff - wurde diese Ungleichheit beglichen, und als 1970 eine Flutlichtanlage hinzukam, glaubten alle wieder an eine leuchtende Zukunft. Die 1,4 Millionen Mark teure Anlage - sie war für ein paar Wochen die hellste Europas - überstrahlte aber nur, dass das einstige Schmuckkästchen nicht nur aus der Mode, sondern längst auch aus den Fugen geraten war. In jahrelanger Kleinarbeit - und wie einst mit Hilfe von Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen - sind bis 1998 immerhin zwei Tribünen neu gestaltet worden. Die Zukunft des Schwimmstadions ist ungewiss.

Vielleicht wurde auch aus der Summe dieser Gründe heraus nicht gefeiert. Schon der 50. Geburtstag war der Stadt neben einer schmalbrüstig gewordenen

„Oberhausener Bunte Woche“ nur noch eine billige Festschrift wert. Dabei ist unser Niederrheinstadion immer noch auf eigene, auf unsere Oberhausener Weise eben, schön, eigenartig ans Herz gewachsen, wie eine liebe, alte Bekannte, die sich zwischendurch mal auftakelt und dabei sehr glaubhaft machen kann, einst eine wahre Schönheit gewesen zu sein.

Zuschauerzahlen im Stadion Niederrhein (ausgewählt):

18. Juni 1950, Gruppenspiel um die Deutsche Fußballmeisterschaft zwischen Kickers Offenbach und Preußen Dellbrück: 44631

9. Mai 1948, Fußball-Zonenmeisterschaft zwischen Hamburger SV und Hamborn 07: 38572

22. Oktober 1960, Endspiel um die Deutsche Handballmeisterschaft zwischen TuS Lintfort und TSV Ansbach: 30500

25. Juni 1969, letztes Spiel der Fußball-Bundesliga-Aufstiegsrunde zwischen RW Oberhausen und Freiburger FC: 30000

29. Mai 1960, letztes Speedway-Rennen: 9454; höchste Zuschauerzahl bei einem Speedway-Rennen: 15000 (1958)

26. Dezember 1963, Hockey-Länderspiel Deutschland gegen Indien: 1096.

STÄDTEPARTNERSCHAFT

Langer Weg zum Wohlstand

Freunde in Saporoshje kämpfen mit schwerer ökonomischer Krise

VON VOLKER STROMMINGER

Der Reisende tut gut daran, sich Oberhausens Partnerstadt Saporoshje langsam zu nähern. Ein Stopp in Kiew, der im wirtschaftlichen Aufbruch befindlichen, kulturell so reichen ukrainischen Hauptstadt, legt erste Widersprüche bloß, wenn vis-a-vis vom „neuen“ alten Hauptbahnhof, dessen glänzendes Kupferdach Millionen gekostet hat, McDonalds und einer der Märkte sich gegenüberstehen, auf denen der Normalbürger halt das kauft, was er zum Leben am dringendsten braucht: Brot und Wasser, manchmal Obst und Gemüse, selten Käse und Wurst, Fleisch eigentlich nie. Sinnfälligerweise liegt die graue Marktbudenstadt, deren einziger Eingang nachts durch ein stählernes Tor versperrt wird, in der „Unterwelt“: Wer den Basar erreichen will, muss eine ausgetretene Treppe hinabsteigen. Und das dichte Gedränge zeigt, dass viele Kiewer hier einkaufen müssen. Die Armut ist unübersehbar – ein Schock für den verwöhnten Westeuropäer.

Für die 750 Kilometer lange Strecke von Kiew nach Saporoshje braucht der Nachtexpress 14 Stunden. Zeit, sich mit der Landschaft eines Agrarstaates vertraut zu machen. Nur ab und an hält der Zug, wenn



Noch sind Privatfahrzeuge – hier auf der Prachtstraße Lenin Prospekt – absoluter Luxus in Saporoshje. Die meisten Bürger benutzen die oft altersschwachen Busse und Bahnen.

die Lokomotive gewechselt wird oder Passagiere in irgendeiner Provinzstadt zusteigen. Die 18 Wagons sind noch nicht zum Stillstand gekommen, da eilen schon Menschen mit Karren auf den Bahnsteig, um den Reisenden kaltes Bier, Gebackenes oder Colabüchsen anzubieten. Das nächtliche Geschäft läuft mäßig, auch weil es mittlerweile in den Waggons neben dem heißen Tee kühle Getränke gibt. Seit der Privatisierung der Bahn ist diese schneller, sauberer und besser geworden, sagen die, die schon öfter den Zug von Kiew nach Saporoshje genommen haben.

Auch der Bahnhof von Saporoshje ist ein Schmuckstück. Frisch restauriert, hebt sich das klassizistische Hauptgebäude in blendendem Weiß von der grauen Umgebung ab. Ein Dokument des Fortschritts, aber eben nur ein kleines, betrachtet man die benachbarten Autowerke. Eigentlich sollten hier täglich viele hundert Daewoo vom Band laufen. Doch schnell stellte sich heraus: die 15 000-Mark-Autos sind viel zu teuer für den Durchschnittsverdiener. Das Joint Venture platzte. Jetzt wird hier wieder der „Tavria“ gebaut, für 5000 Mark (mit umfangreichem Werkzeugkasten).

Den „Durchschnittsverdiener“ gibt es in Saporoshje nicht. Auf drei Prozent wird die Schicht der wirklich Reichen geschätzt. 20 Prozent der Bewohner kommen zurecht. Die anderen müssen darben. Das sind die Alten, deren Minirenten nicht einmal die Miete einer eigenen Wohnung decken, weshalb sich üblicherweise mehrere Generationen eine Zwei- oder Drei-Raum-Wohnung teilen. Doch auch die Angestellten des öffentlichen Dienstes, die Lehrer, die Ingenieure, ja selbst die Mediziner (ohne Privatpatienten) zählen mit monatlichen Verdiensten zwischen 45 und 100 Mark zu den Geringverdienenden. Kopfarbeit geringer zu entlohnen als die von Industriearbeitern, das hat sozialistische Tradition. Doch auch letztere kriegen seit der Unabhängigkeit die wirtschaftliche Krise verschärft zu spüren: Gibt es im Hüttenkombinat nur Arbeit für einen Tag in der Woche, schrumpft auch



Busse und Bahnen bilden in Saporoshje das Rückgrat des Verkehrs. Die meisten Fahrzeuge haben Elektromotoren, die aus einem maroden Oberleitungsnetz gespeist werden.

das Facharbeitergehalt von 1000 Mark ganz schnell zusammen.

Einzelbeispiele verdeutlichen die Folgen. Wenn Nicolai Michailowitsch nach 25-jähriger Tätigkeit als Ingenieur beim mächtigen Lenin-Wasserkraftwerk heute als Touristenführer die wechselvolle Geschichte und die Leistungskraft des Staudamms und der Turbinen erklärt, dann tut er es nur deshalb, weil er von seiner kargen Rente (umgerechnet 25 Mark) nicht leben kann. Und wenn der verdienstvolle Chefarzt des

Kinderkrankenhauses Nummer 5 aus dem Ruhestand zurückkehrt, um in einer Abteilung des Krankenhauses als Mediziner zu arbeiten, dann nur, um seine teuren Medikamente zu finanzieren.

Glücklich können sich jene schätzen, deren Familie noch eine Datscha vor den Toren der Stadt besitzt. Sie ist ein Ort der Erholung und liefert im Sommer frisches Obst und Gemüse, und es bleibt noch genug, um die Kellerregale mit Einmachgläsern für die Winterzeit zu füllen – es sei denn, die Datscha wurde von Plünderern heimgesucht, was mit wachsender Not leider immer häufiger vorkommt.

Wird die Not unerträglich, bieten Menschen in den Straßen von Saporoshje das aus dem Familienbesitz an, was für andere noch von Wert sein könnte: Porzellan, Einweck-Gläser, gebrauchte Schuhe, Kleidung oder Brillen. Und wer gar nichts mehr bieten kann, der bittet um Hilfe. Ein paar Grivna liegen auf dem Pappdeckel, den die alte Frau mit dem bunten Kopftuch auf der Treppe zum Fußgängertunnel vor dem Kaufhaus „Ukraina“ ausgebreitet hat. Sie hält den Kopf gesenkt, dankt leise, wenn ihr einer der Vorbeihastenden etwas Geld gibt. Im Kaufhaus, dessen Eingänge von schwer bewaffneten Sicherheitskräften bewacht werden, das andere Saporoshje: französische Parfums, teure japanische Kameras, westliche Mode aller Marken und Haushaltsgeräte zu den auch in Deutschland üblichen Preisen. Doch: Wer kann sich in Saporoshje schon einen Kühlschrank für 1500 Mark leisten?

Trotzdem: Der Lenin Prospekt ist bunter geworden. Gleich neben dem „Brauhaus“, in dem ein pfiffiger Geschäftsmann deutsche Gemütlichkeit und ukrainisches Bier vermarktet, hat eine Boutique eröffnet mit Mode von Versace, Gucci und Dior. Auch gibt es am Lenin Prospekt neue Cafés mit westlichem Standard (und ebensolchen Preisen) und in einem der neuen Trend-Läden wurde bereits der erste Geldautomat gesichtet. Die Zeiten ändern sich – auch in Saporoshje.

Unten, am Dnjepr, stehen Restaurants leider meistens leer. Touristen sind selten. Nach Tschernobyl wollte keiner mehr in die Ukraine und nach der Wende zog es potenzielle Schwarzmeer-Urlauber wie die Ostdeutschen nach Spanien. Erst langsam scheint der Tourismus in Saporoshje wieder eine Bedeutung zu



In den Krankenhäusern der Stadt ist die Not unübersehbar. Nicht nur die Medizintechnik ist meist völlig veraltet und störanfällig. Auch die Krankenhausbetten sind oft als solche kaum noch zu erkennen.

gewinnen. Wenn Urlauber auf den weißen Dnjepr-Fahrgastschiffen Station machen, dann heißt das für die Übersetzerinnen: endlich wieder Arbeit. Wenn auch nur für einen oder zwei Tage. Sie begleiten die Gäste aus Deutschland oder Frankreich zum großen Kosakenspektakel auf der Insel Khortica. Auf Khortica hat es immer schon Kosaken gegeben, mutige Draufgänger, die sich – meist ohne politisches Fortune – in Konflikten immer wieder auf der Seite der Verlierer wieder gefunden haben.

Auf die alte Kosakentradition sind die Saporoshjer trotzdem stolz. Die Insel steht heute unter Naturschutz, beherbergt eine Vielzahl von Sanatorien, die nach gründlicher Restaurierung auch für westliche Ruhesuchende interessant sein könnten. Auch als Wassersportzentrum könnte sich die Partnerstadt einen Namen machen. Schließlich wird der große Dnjepr in herrlicher Landschaft durch den 740 Meter langen Staudamm zu einem imposanten bis zu 50 Meter tiefen See aufgestaut.

Doch solche Tourismusträume sind noch Zukunftsmusik. Denn für einen größeren Ansturm ist Saporoshje noch nicht gerüstet. Das „Intourist“ und das Hotel „Dnjepr“, beide am Lenin Prospekt gelegen, haben zwar ihre Preise auf westliches Niveau angehoben, nicht aber den sozialistischen Charme abgelegt. Sie gehören zu den repräsentativen Bauten der Stadt, wie die Glinka-Philharmonie, das Regionalmuseum, das Rathaus und der Sitz der Bezirksregierung oder die Hauptpost. Die Fassaden links und rechts dieser Prestigebauten hingegen signalisieren Sanierungsstau. Und dass in den Wohnungen bei so vielen Familienmitgliedern der Raum knapp ist: Balkone werden mit Holz, Glas und Isolierwolle zum „Zimmer“, was die grauen Hochhausfassaden noch brüchiger erscheinen lässt. Selbst an der Prachtstraße, dem 15 Kilometer langen Lenin Prospekt, der Alt- und Neustadt miteinander verbindet, sind diese teils abenteuerlich anmutenden Konstruktionen zu sehen.

Weniger optisch als vielmehr durch die Belastung der Atemluft drückt heute noch das Metallurgie-Kombinat der Industriestadt den Stempel auf. Steht der Wind schlecht, wird auch die Prachtstraße in einen Dunst gehüllt, der das Atmen schwer macht und verantwortlich ist dafür, dass so viele Kinder an chronischen Atemwegserkrankungen leiden. In der Kinderklinik Nummer 5, im Plattenbau-Stadtteil Baburka auf

der anderen Seite des Dnjepr gelegen, werden viele Kinder deshalb behandelt. Die Klinikleitung steht mit dem Rücken zur Wand. 8000 Grivna (3600 Mark) stehen monatlich für Lebensmittel zur Verfügung. Das heißt: 2000 Grivna gibt Klinikchefin Nadjescha Babanska für Kindernahrung aus, für den Rest kauft sie Brot und dann geht sie betteln. Unternehmen und Privatpersonen helfen, das Budget aufzubessern – manchmal jedenfalls.

Und Hilfe aus Deutschland, die bekommt das Krankenhaus auch. Krankenhausbetten mit Matratzen, Rollstühle, chirurgisches Besteck und Nahtmate-

ist, sitzt eine Krankenschwester in dem altersschwachen Wagen, die das Kind am Körper „trägt“. Trotz der Not sei die Sterblichkeit unter Neugeborenen nicht höher als in Westeuropa, sagt Klinikchefin Babanska. Darauf ist sie stolz. Und dieser Stolz hilft, auch in schier auswegloser Situation weiterzumachen.

Weil keiner das Patentrezept für den Ausweg aus der Misere hat, machen eigentlich alle weiter wie bisher und so gut es geht. Das gilt auch für das marode Nahverkehrssystem: Omnibusse und Bahnen sind meist in die Jahre gekommen, rollen, gespeist aus einem jederzeit reißenden Netz von elektrischen Oberleitungen, oft seit über drei Jahrzehnten durch die Stadt. Beidseits der Schienen tun sich beängstigende Schlaglöcher auf. Einige werden von den Busfahrern mit größter Vorsicht durchfahren, da ansonsten der Stromabnehmer aus der Führung springen oder gar die Strom führende Leitung herunterreißen könnte. Geduldig harren die Saporoshjer in den häufig überfüllten Bussen und Bahnen aus. Schimpfen nicht, wenn wieder einmal der Strom ausfällt. Freuen sich, wenn es ihnen gelungen ist, etwas zu organisieren, was lange nicht zu bekommen war.

Nur dass sich ein betrügerischer Bankier, der frühere Premier Lasarenko, mit den Spargroschen der Ärmsten in die USA abgesetzt hat, das nehmen sie nicht hin. An jedem Mittwoch demonstrieren die Geprüllten mit Transparenten vor dem Palast der Bezirksregierung, ohne dass ihr Protest Gehör findet. Die Bank Slagansky ist bankrott. Sie wurde vom Staat geschlossen.

Doch es gibt auch Indizien dafür, dass die Wirtschaft in der Partnerstadt wieder Tritt fasst. „Endlich ist die Inflation gestoppt“, sagen die Menschen in Saporoshje. Endlich geht es wieder aufwärts, sagen die Zahlen des Rathauses. Auf 9,6 Milliarden Grivna sei die Industrieproduktion im Jahre 2000 gestiegen. Größten Anteil daran hätten die Eisenhüttenindustrie (58 Prozent), die Buntmetallurgie (15,9 Prozent) und der Maschinenbau (16,6 Prozent) gehabt. Und das Handelsnetz sei im gleichen Jahr um 394 kaufmännische und 122 gastronomische Unternehmen erweitert worden. „In unserem täglichen Leben, merken wir noch nichts vom Aufschwung“, sagen die Menschen und hoffen weiter auf eine bessere Zukunft.



Alte Menschen sind gezwungen, sich etwas zu ihrer kargen Rente hinzuzuverdienen. Gut dran ist, wer Früchte aus dem eigenen Garten ernten und an andere verkaufen kann.

rial, Geräte zur Bestimmung von Blutgaswerten, Dialysetechnik nebst notwendigem Gebrauchsmaterial (drei Geräte wurden erst im November per Sattelzug nach Saporoshje gebracht) und natürlich Kleidung, Schuhe und sonstige Wäsche. Alles, was hilfreiche Ärzte und Mitglieder des Fördervereins Saporoshje zusammentragen, wird mit Freude und Dankbarkeit angenommen. Denn: Finen Etat für die Neuanschaffung von medizintechnischen Geräten, den gebe es nur auf dem Papier, sagen die Ärzte. Sie alle haben gelernt zu improvisieren. Wie das aussieht: Seit der transportable Inkubator für Neugeborene ausgefallen

PORTRÄT

Miss Kultur

*Hildegard Matthäus pflegt
den Unruhestand*

VON MICHAEL SCHMITZ



*„Ich habe gedacht, wenn ich Politisch was
tun will, kann ich in Oberhausen mehr
erreichen als in Mülheim.“*

Konrad-Adenauer-Allee Richtung Norden. Hinter der Middlesbrough-Brücke rechts abbiegen. Die ersten Sonnenstrahlen des soeben erwachten Novembertages anno 2001 lassen die Blätter an mächtigen Bäumen in melancholischen Herbstfarben leuchten. Grafenbusch. In stolzen Patrizierbauten residierten hier dereinst leitende Hüttenwerker. Beinahe auf dem geografischen Mittelpunkt zwischen Gasometer und Schloss Oberhausen steht das Haus Nummer 22. Riesige Laubberge sind am Straßenrand aufgetürmt. Was früher hier einmal war, ist nicht mehr von Belang. Heute darf hier nur wohnen, wer sich auf den Pfaden der Kunst und Kultur bewegt, wer sich den Erhalt und die kulturelle Nutzung herausragender Industriedenkmäler zu Eigen gemacht hat. Hier, zwischen dem heute multikulturell und massenwirksam mit neuem Leben gefüllten Gasometer und dem Hort der Bildenden Künste wohnt Hildegard Matthäus. Wer schon sonst?

„Sie kennen sich hier ja aus.“ Stimmt. Auf der mittleren Ebene zwischen Parterre und 1. Stock steht die Garderobe. Bis die Utensilien, die ich fürs Interview brauchen werde, aus den Jackentaschen gekramt

sind, scheint eine halbe Ewigkeit zu vergehen. Nicki, eine der beiden Katzen, liegt an der Glastür zum großflächig kombinierten Speise- und Wohnzimmer, der Spalt, den sie uns dösend zum Eintreten lässt, reicht gerade zum Durchquetschen. Weit mehr Beachtung schenkt uns die Hausherrin: „Wo wollen Sie sitzen?“ Die Antwort hätten wir uns sparen können, der Fotograf hat längst die Regie übernommen.

Ans Arbeiten kommt er nur schwer. Die Frau, die mit 67 den Unruhestand kultiviert hat, ist kaum länger als fünf Minuten im gemütlichen Schalensitz zu halten. Hildegard Matthäus steht auf, holt ein Beistelltischchen für den Fotografen und stellt dort eine Kaffeetasse drauf. Kurzer small talk, wir könnten beginnen. Hildegard Matthäus steht auf, holt Kaffee, schenkt ein. Wieder small talk, wir könnten beginnen. Hildegard Matthäus fragt mich, ob ich auch Kaffee möchte. Ich bejahe. Hildegard Matthäus steht auf, holt ein Beistelltischchen für mich, stellt eine Kaffeetasse drauf, schenkt ein. Das waren unglaubliche drei Arbeitsgänge in einem Gang. Kurzer small talk, wir könnten beginnen. Da mache ich den entscheidenden Fehler. Auf dem Tisch mitten im Raum steht eine Por-

zellanschale mit Plätzchen, Spekulatius und – Christstollen. Ausgerechnet. Hildegard Matthäus steht auf: „Warten Sie, ich hole Ihnen einen Teller. Brauchen Sie eine Gabel?“ „Nein.“ Hildegard Matthäus kommt mit Teller und Gabel zurück. Schon aus Protest nehm' ich ein Scheibchen zwischen die Finger. Hildegard Matthäus steht auf: „Dann gebe ich Ihnen wenigstens eine Serviette.“ Und ich gebe mich geschlagen. Jetzt können wir beginnen.

Die 13 hat ihr Leben geprägt. Erst als Glücksfall. An einem Freitag, den 13., wird Hildegard Matthäus um 13 Uhr als zweite Tochter der Familie Matthäus geboren. 1934 war das und in Mülheim-Speldorf. Der Vater, Karl Matthäus, ist Ingenieur bei der Reichsbahn, bildet dort den Nachwuchs aus. An einer Schule für das gesamte Ruhrgebiet, die seinerzeit an das Bahnausbesserungswerk Broich angeschlossen ist. Die Mutter, Margarethe-Helene, hat eine Zeit lang in Hochemrich bei Kleve die Schulaufgaben der Kinder in einem sehr vornehmen Haushalt betreut. Gern wäre sie Lehrerin geworden, „aber mein Großvater hat immer gesagt, dass seine Tochter so etwas nicht nötig habe“.

Mit Drei kommt Kleinhildegard zum Evangelischen Kindergarten Mülheim-Ruhr, „da wir sehr weit vom Kindergarten weg wohnten, habe ich alles, was am Weg war, aufgesammelt, und dann sind wir unten immer mit zehn, elf Blagen angekommen.“ Besondere Erinnerungen an die dreijährige Kindergartenzeit hat Hildegard Matthäus nicht, 1940 wird sie in der Speldorfer Volksschule eingeschult. Noch im 1. Schuljahr ist es, als sie eines Tages mit Opas großem Regenschirm zur Schule kommt: „Ich war sehr klein und zierlich, der Rektor hat sich fast totgelacht. Und dann hat er mich durch alle Klassen geschleppt und immer wieder aufs Pult gesetzt und ich musste den Schirm halten.“ Die Schule lag ziemlich nah am Haus der Fa-

milie Matthäus, in Raffelberg, direkt am Wald, nahe der Ruhr: „Ich konnte damals immer das Schellen hören und bin dann erst zu Hause losgelaufen und hinter den anderen her in die Klasse gegangen. So brauchte ich mich nie vor der Schule aufzustellen.“

Zwischenzeitlich muss der Vater ein Jahr als Bahner in Danzig arbeiten, war auch eine Zeit lang als feldgrauer Eisenbahner in Russland, in der Nähe von Saporoshje. „Eigentlich sollte mein Vater fest in Danzig bleiben und wir dann nachkommen. Darüber waren wir sehr traurig, weil wir dann den Abstich nicht mehr hätten sehen können, der damals den Himmel über dem ganzen Ruhrgebiet grellrot erleuchtete. Aber die Wohnung, die wir in Danzig bekommen soll-

ten, wurde nicht frei. Das war wohl unser riesiges Glück. Wahrscheinlich wären wir nicht mehr lebend zurückgekommen.“

Aber hier werden die Zeiten auch nicht gerade besser. Nach und nach bekommt die Schülerin mit, wie immer mehr Lehrer an die Front müssen, zwei Lehrerinnen bleiben noch, und wegen der ständigen Bombardements fällt der Unterricht zunehmend aus. Die Eltern versuchen, das auszugleichen, die Mutter übt mit den Töchtern Diktate, der Vater

Kopfrechnen. Jeden Abend: „Wenn ich dann zwischendurch mal ‚Stopp‘ sagte, ‚ich bin nicht mitgekommen‘, sagte er: ‚Ich muss mir was ausdenken und dabei noch kopfrechnen, dann wirst du ja noch das Rechnen schaffen‘.“

Hildegard Matthäus geht inzwischen zum Gymnasium, der Luisenschule. Mit der Straßenbahn bis Mülheim-Stadtmitte und dann noch zwei Kilometer zu Fuß, die Luisenschule wird ausgebombt, das Gymnasium muss sich ein Gebäude mit der Realschule teilen. Bei Bombenangriffen wird der Unterricht im Tiefbunker unter dem nahe gelegenen Polizeipräsidium erteilt.



Von draußen tönt es herein: Klack, klackklackklack, klack, klackklackklack. Güterverkehr auf Gleisen längs des Grafenbusch. Wie wir darüber auf die Tankstelle Stratesteffen kommen, weiß der Himmel. „Wie, das war Ihre Oma?! Das war ja immer meine Tankstelle.“ Und sie erzählt und erzählt, und ich sinniere und sinniere – über meiner Familiengeschichte. „Manchmal sieht der richtig so aus, als könnte der denken“, meint Hildegard Matthäus zum Jahrbuch-Verleger, der neben mir sitzt, „was schreiben Sie denn jetzt da wieder, das macht mich richtig unruhig. So ist der Umgangston immer zwischen uns.“ Hildegard Matthäus ist um Aufklärung bemüht, als der Verleger stutzt.

Wir könnten jetzt weitermachen. „Möchten Sie noch einen Kaffee?“ Der Fotograf ist gemeint und nickt. Hildegard Matthäus steht auf, ich lange schnell noch zu einer Scheibe Christstollen. Der Fotograf bekommt Kaffee, „mir können Sie auch noch einen geben“, also bekomme ich auch noch einen. „Wenn Sie zum Kaffee noch etwas dazu wollen, Sie wissen ja, wo alles steht.“ Damit ist die wunderschöne alte Truhe gemeint, deren Innenleben hochgeistige Nahrung behütet, eine Bandbreite edler Marken. „Danke, aber es ist noch etwas zu früh.“ „Sie werden älter.“ Der Verleger stutzt schon wieder, aber der Umgangston ist seit Jahren nicht anders zwischen der „Miss Kultur“ und dem Kulturschreiber.

Der Krieg ist vorbei, bis zur Mittleren Reife bleibt Hildegard Matthäus auf der Luisenschule. Dann verlässt sie das Gymnasium. Damals singt sie in sechs Chören, nimmt auch Gesangsunterricht, und hat einen Freund: „Den nahm ich damals ganz wichtig.“ Die Mutter stellt sie vor die Alternative, weiter Gymnasium, aber dann müsse sie alles andere aufgeben. Sie entscheidet sich dafür, alles andere beizubehalten, worauf die Mutter meinte: „Das wirst du später einmal bereuen.“ Und heute räumt Hildegard Matthäus ein, dass ihre Mutter Recht gehabt hat: „Denn eigentlich wollte ich immer ganz viel studieren.“ Und der Vater schimpft erst recht ganz fürchterlich. „Meine Geschwister haben mich nie ernst genommen, weil ich euch studieren lassen wollte, und jetzt gibst du denen auch noch Recht.“ Aber aus ihr sei ja trotzdem was geworden, schmunzelt Hildegard Matthäus heute.

Obwohl sie durchaus hätte weiter zum Gymnasium gehen können. Denn mit dem Freund war nach einem halben Jahr sowieso alles wieder vorbei. Immerhin wechselt Hildegard Matthäus zur Max Schwenzer-Schule, einer privaten Höheren Handelsschule. Die hatte einen guten Ruf, „da wurde viel Leistung verlangt, wer dorthin ging, der bekam anschließend eigentlich auch immer eine gute Stelle“. An dieser Schule macht man so etwas wie ein Wirtschaftsabitur. Vor der Industrie- und Handelskammer zu Düsseldorf legt Hildegard Matthäus ihr Examen als Übersetzerin in Wirtschaftsenglisch ab. Und nach diesem Abschluss erhält Hildegard Matthäus auch prompt eine Anstellung, sie beginnt beim traditionsreichen Hugo Stinnes Unternehmen. Ihr Büro hat sie direkt über dem alten Stinnes: „Wenn ich abends mal schnell wegwollte, dann bin ich die Treppe runtergerast und habe ihm die Unterschriftenmappe in den Bauch gerammt. ‚Mädchen‘, hat er dann gesagt, ‚so eilig hat man es auch beim Hugo Stinnes nicht‘. Und dann war manchmal eine Gehaltserhöhung von 10 Mark fällig. Das war für die damalige Zeit viel Geld.“

Hugo Stinnes, als Unternehmer für Hildegard Matthäus ein Vorbild. Zwei Winter- und zwei Sommeranzüge habe er gehabt, und vor allem ein Herz für seine Leute, obwohl er keinen Betriebsrat geduldet habe: „Wer da keine silbernen Löffel klaute, der hatte eine Lebensstellung.“ Parallel zur Arbeit bildet Hildegard sich über Abend- und Wochenendunterricht weiter, bereitet sich auf den Lehrerberuf vor. Kurzschrift und Maschineschreiben lief damals über den Deutschen Stenografenbund, 1961 gehört Hildegard Matthäus zu den ersten elf Lehrer/innen in Deutschland, die ihre Prüfung als Lehrer für Informatik bestehen. Auch eine Prüfung muss sie noch machen, die die Übernahme ins Beamtenverhältnis gestattet: „Würde ich heute vor einem Computer sitzen, ich müsste noch einmal ganz von vorn anfangen.“ Sie hat keinen zuhause, kein Fax und schon gar kein Handy: „Bis an mein Lebensende nicht. Ich muss nicht immer und überall erreichbar sein. Ich habe einen Anrufbeantworter, das genügt.“

1961, da wohnt Hildegard Matthäus bereits in Oberhausen. 1959 war sie umgezogen: „Ich habe gedacht, wenn ich politisch was tun will, kann ich in Oberhausen mehr erreichen als in Mülheim. Außer-

dem wollte ich in die Arbeiterstadt.“ Sie ist gern Lehrerin, zunehmend aber wird ihr auch die Politik immer wichtiger. 1961 tritt sie in die CDU ein, „wegen Konrad Adenauer, den fand ich toll“. Ein Porträt des „Alten“, von Oskar Kokoschka gemalt, besitzt sie seit zig Jahren.

Klack, klackklackklack, klack, klackklackklack, der Güterzug fährt wieder vorbei. Jetzt könnte ich was zum Kaffee brauchen, allein schon, um den übermäßigen Christstollengenuss zu neutralisieren. Ich bin es nun, der aufsteht, die schwere Statue von der Truhe hebe. Ob dieser Selbstständigkeit stutzt der Verleger schon wieder. Aber ich entdecke rasch die Cognacmarke, die immer in dieser Truhe vorhanden

ist. Hildegard Matthäus holt einen ihrer berühmten Riesenschwenker, mir bricht der Korken ab. Keine Rettung, der Rest muss in die Flasche gedrückt werden. „Haben sie eine Filtertüte?“ „Klar, auch einen Teefilter.“ „Noch besser.“ Ich lasse es rieseln, bis der Boden angenehm bedeckt ist, die feinen Korkreste sammelt der Filter auf. Von meinem technischen Geschick ist Hildegard Matthäus mächtig beeindruckt, dennoch kann sie sich einen Seitenhieb nicht verkneifen: „Früher

haben sie das Glas fast voll geschüttet.“ Ist zwar reichlich übertrieben, aber im Anblick des Glases sehe ich die schreckensgeweiteten Augen des Verlegers. Die französische Marke ist einfach genial zum Kaffee.

1965 erhält Hildegard Matthäus eine Stelle an der Oberhausener Hans-Böckler-Schule, da sitzt Hildegard Matthäus schon im Stadtrat, in den sie 1964 gewählt wird. Das Ticket bekommt sie über den hiesigen Frauenvorstand der CDU und den evangelischen Arbeitskreis in der Partei um Dr. Rohe. Die schlagen Hildegard Matthäus für den Stadtrat vor und sie wird gleich auf Platz 17 gesetzt: „Damals stand die CDU noch erheblich besser da, das musste auf jeden Fall

reichen. Und bei späteren Kommunalwahlen habe ich mich dann immer weiter nach vorn gequetscht. 1969 gehörte ich schon zur Wahlkampfmannschaft und war mit auf dem Plakat. Es gab natürlich immer auch mal Gegenbewegungen gegen mich, aber die sind alle erfolglos im Sande verlaufen.“

Martin Heix, damals auch so etwas wie ein politischer Ziehvater für Hildegard Matthäus, will das junge Polit-Talent am liebsten gleich für den Jugendwohlfahrtsausschuss und den Sozialausschuss gewinnen. Hildegard Matthäus aber landet im Schulausschuss und, wo denn sonst, im Kulturausschuss. Später sitzt sie auch mal im Sozialausschuss, lange Zeit natürlich auch im Finanzausschuss, „weil ich immer

der Meinung war, dass im Finanzausschuss aufgepasst werden muss, wenn die Finanzpolitiker den Kulturellen ihre Beschlüsse wieder kaputtmachen wollen oder sich gar bei den Kulturgeldern bedienen wollten. Dann musste man ihnen schon mal was auf die Finger geben. Ich hatte immer Angst davor, dass dort etwas zunichte gemacht wird, was ich im Kulturausschuss erreicht hatte.“

Gegen ihren Willen muss Hildegard Matthäus sogar einige Zeit den Vorsitz im Rechnungsprüfungsaus-

schuss machen. Sie war im Stadtmarketingausschuss und auch in dem für die Müllverbrennung zuständigen Gremium. Aber natürlich ist die Kultur der Schwerpunkt, fast ununterbrochen ist sie von 1969 bis zum Ausscheiden aus dem Stadtrat 1999 Sprecherin der CDU-Fraktion im Kulturausschuss, einmal übernimmt sie für die Hälfte der Legislaturperiode den Vorsitz, ein Fehler, wie sie schon bald einräumt, denn der Vorsitz ist eher eine fraktionsübergreifende Funktion mit repräsentativen Verpflichtungen, den Ton gibt der Sprecher an.

Schon 1975 nimmt sie einen Versuch, in den Landtag einzuziehen. Sie macht Wahlkampf bis zur letzten



Minute, ohne den Unterricht an der Schule aufzugeben. Ihr Listenplatz ist nicht gut genug, sie verpasst den Einzug ins Düsseldorfer Parlament. Das will sie fünf Jahre später besser machen. Schon 1979 lässt sie sich aus dem Schuldienst beurlauben, macht Wahlkampf ohne eigenes Einkommen und schafft den Sprung in den nordrhein-westfälischen Landtag. Auch dort ist Hildegard Matthäus sofort Mitglied im Kulturausschuss, offiziell wird sie 1985 auch dort Sprecherin, obwohl sie wichtige Aufgaben dieser Funktion schon 1980 übernimmt, etwa alle Haushaltsreden zur Kultur hält. Von 1990 bis zu ihrem Ausscheiden aus dem Landtag 1995 ist sie Vorsitzende des Kulturausschusses.

Im Schulausschuss des Landtages wird sie zuständig für Weiterbildung. Stellvertretende Vorsitzende wird sie im Ausschuss zur schulischen und außerschulischen Förderung von ausländischen Jugendlichen und im Frauenausschuss, sorgt sogleich dafür, dass darin für ihre Fraktion mit Karl Nagel auch ein Mann sitzt. Solange Kurt Biedenkopf im Landtag war, war Hildegard Matthäus auch gewähltes Mitglied des CDU-Fraktionsvorstandes, ansonsten nahm sie als kulturpolitische Sprecherin ohnehin an den Fraktionsvorstandssitzungen teil.

Wenn sie so ihre Schwerpunkte nennen soll, die wesentlichen Dinge, die durch sie oder mit ihrer Unterstützung auf den Weg gebracht, auch erreicht worden sind, muss Hildegard Matthäus schon ein paar Momente nachdenken: „Intensiv habe ich mich immer darum gekümmert, dass die Zuschüsse für Theater und Bibliotheken zumindest erhalten blieben.“ In ihre Zeit fallen auch die Gründungen der Landesmusikakademie Heek und des Künstlerdorfes Schöppingen, auch der NRW-Stiftung „Denkmalschutz, Naturschutz und Kultur“. Und Hildegard Matthäus lässt nicht locker, kämpft engagiert für eine weitere Stiftung, die NRW-Stiftung „Kunst und Kultur“. Mit Erfolg, der damalige Ministerpräsident Johannes Rau resigniert anerkennend: „Sie haben ihren Dickkopf durchgesetzt.“ Und nimmt auch hin, dass Hildegard Matthäus erreicht, dass diese Stiftung direkt an den Ministerpräsidenten als Vorsitzenden gebunden ist. Daran hat sich übrigens bis heute, auch gut sechs Jahre nach dem Ausscheiden der „Miss Kultur“ aus dem Landtag, nichts geändert. Das steht so in der Satzung:

„So etwas muss man einfach, wenn man deutlich machen will, wie wichtig Kultur ist.“

Natürlich kümmert sich Hildegard Matthäus mit kulturellen Gesinnungsgenossen auch intensiv um das Thema „Restaurierung“. Alte erhaltenswerte Gemäuer hatten es ihr eigentlich immer angetan: „Das, was heute in Raesfeld stattfindet, die Ausbildung zu Meistern im Restaurieren, ist darauf zurückzuführen.“ Heute mache das übrigens die Handwerkskammer. Und sie setzt eine Koordinierungskommission für die Industriemuseen Rheinland und Westfalen durch. Letztere seien zunächst deutlich besser gewesen, weil in der rheinischen nur studierte Leute gesessen hätten, die nichts mit dem Handwerk hätten anfangen können. Daraus sei auch die Zentrale des Rheinischen Industriemuseums in Oberhausen entstanden. Und dann gibt sie auf, weiter nachzudenken: „Es gibt so vieles, wenn ich durchs Land fahre, wo ich mir denke: ‚O ja, da habe ich mit dran gestrickt‘. Es ist schön, wenn es so viel ist und man es immer noch sehen kann.“ Ach ja, im Kuratorium der Kunstsammlung NRW und der Stiftung „Kunst und Kultur“ sei sie auch.

Klack, klackklackklack, klack, klackklackklack. Wieder rattert ein Güterzug am Grafenbusch vorbei. Hildegard Matthäus versorgt eine Katze, die sich ob inzwischen sicherlich schon drei Stunden langer, größter Missachtung erst in den Schmollwinkel zurückgezogen hatte und nun ziemlich lautstark einen wahren Katzenjammer durch die Wohnung faucht. Ich teste noch einmal den Teefilter, wieder wird der Schwenkerboden nur großzügig benetzt. Der Verleger hat inzwischen den Ort dieses außergewöhnlichen Interviews verlassen.

Wo waren die Schwerpunkte des in der Kommune Erreichten? Wieder ein kurzes Nachdenken. „Mein erstes Engagement war die Burg Vondern. Ich habe es gleich zu Beginn meiner Mitgliedschaft erreicht, dass schon in die erste Haushaltsplanung damals Mittel zur Restaurierung eingestellt wurden. Die waren im Nachtragshaushalt dann aber wieder draußen. Im 2. Haushalt aber waren sie wieder drin, und sie blieben.“ Schon seit dieser Zeit sprach man nicht nur in der Kommunalpolitik immer gern vom „Burgfräulein“. Das war nicht ausschließlich anerkennend gemeint, oft auch ein Zeichen von Ohnmacht. Denn wo Hilde-

gard Matthäus sich einmal festgebissen hatte, da ließ sie so schnell nicht wieder los, das hat sich bis heute kaum geändert. Damals auf jeden Fall, Jahre später, ist sie heilfroh, dass die Burg Vondern, nachdem ein erster Rettungsweg schon wieder von Stolpersteinen behindert wurde, durch einen Förderkreis übernommen wurde. Keine Frage, ein Verdienst, das sie auch dem Architekten Hans Berger und vor allem dem Oberhausener Bauunternehmer Dirk Grünewald, dem heutigen Präsidenten der Industrie- und Handelskammer zu Essen, zuschreibt.

Und eigentlich habe sie es immer geschafft, dass in Oberhausen die Mittel für Kultur nicht gekürzt worden seien, lediglich unter dem Stadtkämmerer Karl Bourscheid, ausgerechnet auch noch einem CDU-Mann, habe es da gelegentlich Ausnahmen gegeben. Immerhin habe Oberhausen zu den ersten Städten mit soziokulturellen Zentren gehört, Altenberg war ein Pionierprojekt, und zu dem Zeitpunkt arbeitete die Fabrik K 14, allerdings nicht als klassisches soziokulturelles Zentrum, sondern als Verein zur politischen und kulturellen Bildung, schon weit mehr als 10 Jahre, als erste Initiative dieser Art in Deutschland übrigens.

Zur Soziokultur hat Hildegard Matthäus damals eine Tagung in Essen gemacht, unvergessen der Samstag, an dem später der soeben neu gewählte 1. Landesvorsitzende der CDU nach Oberhausen kam. Mit dem Hubschrauber landete Kurt Biedenkopf damals, aus Osnabrück kommend, auf dem Ebertplatz, begrüßte jeden zur Sicherheit dort anwesenden Polizisten per Handschlag und machte sich dann im Tross Oberhausener Christdemokraten auf den Weg in die Luise-Albertz-Halle. Dort, im früheren Auditorium, tagte die Kommunalpolitische Vereinigung der CDU zum Thema „Alternative Kultur“. Gastredner Kurt Biedenkopf. 90 Minuten freie Rede, kein Versprecher,

brillante Thesen, fortschrittlich, gar aufmüpfig. Er finde das gut, die Inbetriebnahme leer stehender alter Fabrikgebäude durch junge Leute, um dort Kultur zu inszenieren. Am folgenden Tag rauschte es durch den deutschen Blätterwald, eine überregionale Zeitung schrieb: „Biedenkopf fordert zur illegalen Hausbesetzung auf.“ Noch heute ist Hildegard Matthäus fasziniert von dieser spannenden Debatte.

Ohnehin ist Biedenkopf der Politiker, den sie schätzt wie keinen zweiten. Noch heute, auch nach ihrem Ausscheiden aus der offiziellen Politik, ist der Kontakt nicht abgerissen, immer mal wieder trifft man sich bei irgendwelchen Anlässen. Gelegentlich ruft der sächsische Ministerpräsident auch die Miss

Kultur aus Oberhausen an. Die einmal, als er Generalsekretär der Bundes-CDU war, in sein Büro vordringt und ihm klar zu machen versucht, dass man etwas für die Kultur tun müsse, weil der Partei sonst viele Stimmen verloren gingen. Jemand müsse sich kümmern „am bestens Sie selbst“, schlägt Hildegard Matthäus vor, „oder Sie benennen jemanden, der es macht.“

Das höre sich ja gut an, habe Biedenkopf gemeint, man könne Gesprächskreise mit Künstlern machen.

Und mitten in einem solchen Gesprächskreis sei die Nachricht von der Ermordung des Arbeitgeberpräsidenten Schleyer durch die RAF geplatzt und Biedenkopf habe der Runde spontan vorgeschlagen: „Lassen Sie uns mal reden über die Kurzlebigkeit von Kultur.“ In Gelsenkirchen auf Schloss Berge sei das damals gewesen, sie wisse gar nicht, ob die Künstler alle CDU gewählt haben, „aber sie wussten, die CDU ist ein Hort für Kultur“.

Auch das Kastell Holten fällt Hildegard Matthäus zu städtischen Schwerpunkten ihrer Zeit ein, dessen Sanierung in ihre Zeit gefallen ist, die Förderkreise für Stadtbibliothek, RIM und Theater, in denen sie





Hildegard Matthäus mit dem Stiftungsvorstand des Künstlerdorfes Schöppingen in Berlin vor dem Schloss Bellevue (Bild o. l.), mit Christina Rau, der Gattin des Bundespräsidenten, bei einer Ausstellung in Schöppingen für die Fotografen in ein Exponat eingewickelt (Bild o. r.), mit Karl Heinz Gohe bei der Ehrung für 30 Jahre Ratsmitgliedschaft (Bild u. r.) durch Oberbürgermeister Burkhard Drescher (l.) und unten links mit dem damaligen NRW-Städtebauminister Franz Kniola und IBA-Chef Karl Ganser (r.) im Gasometer.

sitzt, auch die Mitgliedschaft im Oberhausener Kunstverein, aber dort nicht mehr im Vorstand. Obwohl die Bildende Kunst natürlich ein Steckenpferd geblieben ist. Vor Jahren ist sie maßgeblich daran beteiligt, dass die Stiftung Ludwig für Kunst der DDR nach Ober-

hausen kommt, obwohl sie dafür wird ihre Wohnung im Schloss räumen müssen, erst zur Langemark- und dann zur Sanderstraße ziehen und sich 1991 auch als Folge der Vertreibung aus dem Schloss das Domizil im Grafenbusch kaufen. Wenn der Verein für aktuelle Kunst in Altenberg eine Ausstellung eröffnet, dann ist Hildegard Matthäus dabei, das, was dort passiert, kann man ihrer Meinung nach gar nicht hoch genug schätzen. Genauso aber freut sie sich auch darüber, dass die städtische Malschule im kommenden Jahr ihr 25-jähriges Bestehen feiert, dass Künstler wie Gerd Losemann und Jürgen Hinninghofen von Anfang an bei den Malstiften geblieben sind. Was sie total vergisst, der Chronist aber der Vollständigkeit halber anfügen muss: Zu Anfang der 80-er Jahre, damals, als die Westdeutschen Kurzfilmtage heftig gefährdet waren, weil die Stadt Oberhausen ihre Zuschüsse nicht so, wie notwendig, erhöhen konnte, da holt Hildegard Matthäus gemeinsam mit dem Oberhausener SPD-Kulturpolitiker Manfred Dammeyer, dessen Stimme im Landtag schon damals und heute wieder Gewicht hat, das Land als Mitveranstalter des weltweit wichtigsten Kurzfilmfestivals ins Boot, der NRW-Zuschuss wurde fast verfünffacht.

Kontakte zu Politikern aus alten Zeiten? Die gibt es auf Bundes-, Landes- wie kommunaler Ebene, freimütig aber räumt Hildegard Matthäus ein, dass sich diese auch reduziert haben. Ihr Verhältnis zu Sozialdemokraten ist oft besser als das zu Kolleginnen und Kollegen aus der eigenen Partei. So versteht sie sich beispielsweise mit der früheren SPD-Kultursprecherin Hilde Praetorius bestens, nachdem es in deren erster Kulturausschusssitzung heftig gescheppert hat: „Die hat versucht, mit Kultur Wahlkampf zu machen, dabei gab es eine unausgesprochenes Gesetz, die Kultur aus Wahlkämpfen rauszuhalten, weil es für

Kultur keine Gesetze gibt. Danach war unser Verhältnis bestens.“

Nach dem frühen Tod der roten Hilde kommt sie auch mit deren Nachfolger als Sprecher im Kulturausschuss, mit Werner Binnenbrücker, gut zurecht. Hildegard Matthäus mag zwar oft nicht seine harschen Formulierungen, aber als sie zusehen muss, wie er während ihrer zwei Vorsitz-Jahre den damaligen CDU-Sprecher regelrecht zerpfückt, nimmt sie eine Konfrontation im Kulturausschuss wieder an, die eigentlich nie eine ist. Auch der Chronist weiß, dass in diesem Ausschuss der so genannten freiwilligen Leistungen selten über mehr als Pfennigbeträge gestritten wird.

Und Hildegard Matthäus freut sich sehr darüber, dass der hiesige SPD-Ratsfraktionsvorsitzende zum Ersten und neuen Generalsekretär der NRW-SPD ausgerufen worden ist: „Ich halte sehr viel von ihm, obwohl die Berufung für Oberhausen wohl nicht ganz so gut ist. Aber er ist ein toller Politiker, da merkt man die Schule von Heinz Schleußer.“

Klack, klackklackklack, klack, klackklackklack. Der Güterzug ist wieder da, längst hat es sich die

schwarze Katze im schwarzen Schalensessel neben ihrer Katzenmutter bequem gemacht, schnurrt vor sich hin und würdigt mich keines Blickes. Halbtot war sie, als die andere Katze sie angeschleppt hat. Hildegard Matthäus pappelt sie mit Hilfe des Tierarztes Dr. Heinen wieder hoch, noch heute muss Nicki täglich gespritzt werden. Dass sie das eine Menge Geld kostet, stört Hildegard Matthäus nicht, viel, sehr viel hat sie ihren Katzen zu verdanken, gerade in der letzten Zeit. Schluss mit dem französischen Cognac, ich bin längst von Christstollen auf Spekulatius umgestiegen. Dazu passe ein guter Rotwein, meint die Hausherrin vom Grafenbusch 22: „Ich haben einen Tollen aus Südafrika.“ „Stimmt.“





Hildegard Matthäus bei der Verleihung des Landesordens (Bild o. l.) durch den Ministerpräsidenten von Sachsen-Anhalt, Reinhard Höppner (M.), im Grafenbusch vor „ihrem“ Gasometer, mit dem früheren Oberhausener Galeriechef Prof. Thomas Grochowiak in der Ludwig Galerie Schloss Oberhausen (Bild u. l.) und beim Sturm aufs Rathaus als narrischer Gasometer im Rathaus-Foyer.

Jetzt trinkt sie sogar einen mit. Und es fällt ihr erst einmal auch leicht, aufs Privatleben zu kommen. Den ersten Freund, erzählt sie, hat sie mit 15. Dessen Vater war ein Arbeitskollege ihres Vaters: „Und dann ist der doch tatsächlich zu meinem Vater gegangen und hat gefragt, ob der was dagegen hätte, dass sein Sohn und ich... So was Offizielles war mir zu blöd, so ja nun auch nicht. Der Junge hatte mich vom Kirchenchor und der Mädchenarbeit in der evangelischen Gemeinde damals abgeholt, und dann sind wir ganz allein durch einen dunklen Weg gegangen, wo man damals eigentlich gar nicht hergehen durfte. Das war

doch die Spannung. Ich habe nicht einmal einen Kuss bekommen. Händchen halten, das war alles. Nachher, als ich an der Hans-Böckler-Schule unterrichtet habe, da standen die morgens schon rum und knutschten wie wild. Das war doch nichts mehr Geheimnisvolles.“

Dass vor allem ihre Mutter sie um so manches kleine Geheimnis gebracht hat, dies sieht Hildegard Matthäus später auch ein: „Sie hat immer gesagt, dass wir alle unserer Freundinnen und Freunde mit nach Hause bringen dürfen. Wir fanden das damals total liberal und haben erst nach und nach festgestellt, dass unsere Mutter so die beste Kontrolle über uns hatte.“ Schon 1954 übrigens stirbt die Mutter, gerade mal 53 Jahre alt. Zwei Jahre später heiratet der Vater, der 1972 kurz vor Weihnachten stirbt, noch einmal, bekommt mit seiner zweiten Frau noch einmal eine Tochter, auf seinen Wunsch wird Hildegard Matthäus Patin, aber bis heute ist ihr die Halbschwester eher fremd, vor ein paar Wochen hat sie zum 45. Geburtstag geschrieben.

Aber zu Weihnachten wird sie nicht in den Grafenbusch eingeladen. Da sitzen die Schwestern mit am Tisch, die ältere, 73 inzwischen, seit einigen Jahren verwitwet und studierte Theologin, und die jüngere mit ihrem Ehemann. Rehrücken will Hildegard Matthäus servieren. Früher war der Kreis größer, da gingen die Feiern reihum. Nichten und Neffen gibt es, auch schon in einer weiteren Generation. Zuletzt wurde bei einer Nichte Weihnachten gefeiert, jeder hat was mitgebracht, zum Kaffeetrinken, zum Abendessen: „Manchmal haben wir zu Weihnachten mit fast 30 Leuten am Tisch gegessen.“

Natürlich hat es in früheren Jahren immer mal wieder einen Freund gegeben, „aber zum Heiraten war eigentlich keiner dabei. Es gab mal einen, den ich ganz

nett fand, aber der war katholisch, da hatte sich die Sache erledigt. Und ich bin eigentlich auch nie auf den Gedanken gekommen zu heiraten.“ Um 1927 hätten ihre Eltern wohl geheiratet, beide waren damals 26, beide Jahrgang 1901, „wie Luise Albertz“, nicht ungern stellt Hildegard Matthäus fest, das ihre Eltern vom gleichen Jahrgang waren wie die legendäre Oberhausener Oberbürgermeisterin. Und später habe sie ihre Mutter gefragt, erzählt Hildegard, warum sie denn mit 26 noch geheiratet habe, so spät.

Sie selbst lernt 1966 Günther Dellenbusch kennen, CDU'ler, der damals gerade von Bergisch-Gladbach nach Oberhausen gekommen ist: „Wir sind zusammen ins Theater gegangen, in Ausstellungen, ins Bal-

lett, dann wurde es immer enger und dann konnte man keinen Zeitpunkt mehr sagen, wann es angefangen hat.“ Hildegard Matthäus, mit Rheinlandtaler dekoriert, Bundesverdienstkreuz 1. Klasse und Ehrenring der Stadt, um nur einige der vielen Auszeichnungen zu nennen, sie steht ungefragt auf, holt noch einmal Rotwein.

Über 20 Jahre hat sie nach einer schweren, manchmal lebensgefährlichen Lebererkrankung strengste Diät halten müssen, wird immer wieder

mal eher nicht richtig behandelt, darf keinen Tropfen Alkohol trinken, keine gewürzten Speisen essen. „Auch daran kann man sich gewöhnen“, blickt sie zurück, dankbar, dass sie von einem anderen Thema ablenken kann. Inzwischen kann sie wieder mal ein Schlückchen trinken, obwohl es immer wieder Tage gebe, wo sie besser kein Glas Wein trinkt, so kann sie wieder deutlich mehr Sachen essen, ihre Leidenschaft gilt allem, was mit Fisch zu tun hat, und seit Kindertagen liebt sie geradezu dicke Bohnen und Erbsen. Aber sie geht auch gern in ein gutes Restaurant. Im Elsass war sie hin und weg nach Gänsestopfleber mit Apfelstreifen. Und hier, im Lipperfeld, lässt sie sich



gern bei Hackbarth's überraschen, aber auch in anderen kulinarischen Oasen unserer Stadt. Spinat allerdings kommt ihr nicht durch den Hals, davon habe sie mit fünf Jahren mal hohes Fieber bekommen, nachdem sie nachts von grünen Zähnen geträumt hat. Der Kinderarzt diagnostiziert: „Allergie gegen Spinat.“

Einen trockenen Wein trinkt Hildegard Matthäus gern, seit sie es wieder darf, rot oder weiß, gern schwer, nicht so spritzig. Französische am liebsten, aber immer mehr auch südafrikanische und chilenische. Milch trinkt sie nicht mehr, „ansonsten kann man mich mit fast allem verführen“. Allerdings nicht mit Bier, das mag die überzeugte Ruhrgebietlerin nun ganz und gar nicht. Einmal, bei einem Empfang des tschechischen Staatspräsidenten Vaclav Havel auf seiner Prager Burg, da hat er einen Riesenkrug mit Bier gefüllt vor ihre Nase stellen lassen. Nur kurz kann sie sich wehren, dann ist sie allein aus Höflichkeit zu einem Schluck gezwungen. Voller Erwartung harrt Havel ihrer Reaktion entgegen und die kommt auch: „Mein Lieblingsgetränk kann das nicht werden.“

Klack, klackklackklack, klack, klackklackklack. Der Gütertransport auf Schienen geht munter weiter. Und um ein Stück Frust wegzuspülen, schenkt Hildegard Matthäus noch mal nach vom Südafrikanischen. Ihre Frage, ob sie mir was zu essen machen solle, hatte ich schon Stunden vorher verneint.

Dass sie 1995 nicht mehr in den Landtag kommt und 1999 nicht mehr in den Rat, es hat sie gewurmt, sie gibt es freimütig zu. Zwei Jahre hat sie gebraucht, um den Auszug aus dem Düsseldorfer Parlament zu verdauen. Noch heute ist sie sicher, dass sie ihre zur Oberhausener CDU konträre, zustimmende Haltung zum Erhalt des Gasometers die erneute Nominierung der Oberhausener CDU gekostet hat. Man habe ihr in Vorbesprechungen gesagt, sie könne ja für den Erhalt stimmen, werde aber schon sehen, was sie davon habe: „Ich hatte aber doch immer für den Gasometer gekämpft, da konnte ich jetzt nicht mehr anders.“ Sie steht auf und holt eine Kassette mit einem Lied, das Theo Behle komponiert und selbst auch getextet hat:

*„Er ist ein Stück von uns
Ein Stück Zuhause geworden
Wie im Süden die Ruhr*

*Und wie die Wälder im Norden
Er ist ein Stück von uns
Und bleibt es alle Zeit
Ja, er ist ein Stück von uns
Und Zeuge der Vergangenheit*

*Ganz egal wie lang ich fort war
Es ist immer wieder schön
Den Gasometer schon von Weitem
Und immer näher kommen zu sehn
Wie der Funkturm den Berlinern
Und wie der Dom den Kölnern ist
So ist er mir ans Herz gewachsen
Doch ich war auch sehr lange Pessimist*

*Ganz egal was Andre denken
Für mich heißt er Hildegard
So heißt sein Schutzengel mit Namen
Der vor dem Abriss ihn hat bewahrt
Doch heute hat er nur noch Freunde
Er wird gebraucht und heiß geliebt
Ein altes Eisen neu veredelt
Ist es nicht schön, dass es noch Engel gibt“*

Dass Theo Behle dieses Lied „Der Gasometer - Hildegard“ genannt hat, rührt Hildegard Matthäus heute mehr an als das der Frust sie ärgert.

Und dann habe sie zwei Wochen später in der Zeitung lesen müssen: „CDU kippt Hildegard Matthäus.“ Das fand sie ebenso wenig lustig wie den Umstand, das man hier auf Kreisebene zwei Frauen gegeneinander ausgespielt habe. Und die Kontrahentin dann gesagt habe, wenn es doch schon in der Zeitung gestanden habe, könne man nichts mehr dran ändern: „Das fand ich nicht gut, das sitzt, und das kann man auch niemals vergessen.“

Dass sie auf Landes- und Bundesebene gleichwohl aktiv bleibt, in Schöppingen, Heek und seit einigen Jahren auch in Sachsen-Anhalt an vorderster Front kulturell mitmischt, und zwar nicht auf eigenes Drängen, sondern auf ausdrücklichen Wunsch, das erfüllt sie schon mit Stolz. Sie ist Vorsitzende im Kuratorium der Kulturlandschaft „Die Goitzsche“ und dafür mit der Ehrennadel des Landes Sachsen-Anhalt in Anerkennung der „besonderen Verdienste“ für dieses Land und seine Bürgerinnen und Bürger ausge-

zeichnet worden, sie ist Vorsitzende der Stiftung Künstlerdorf Schöppingen, Christina Rau, die Gattin des Bundespräsidenten ist Vorsitzende des Stiftungsrates.

In Schöppingen hat sie einen „üblen Ruf“: „Wenn die kommt, wird gesammelt.“ Üblicherweise mache sie das im Glas, erzählt sie mit diebischer Freude, da

macht. Zunächst musste jeder laut Beschluss des Landesmusikrates eine Mark geben, der Musik macht, und dann hat sie den Kellner um einen Stiefel gebeten. Der habe sie ganz entgeistert angeschaut, ob sie denn nun aus einem Stiefel trinken wolle: „Aber ich hatte immer schon etwas dagegen, dass zu solchen Anlässen die, die ohnehin das meiste Geld hatten,

auch noch umsonst zum Mittagessen eingeladen wurden.“ Und da habe sie einfach gesagt, dass man üblicherweise doch dann, wenn man zu einer Geburt oder einer Taufe zum Essen eingeladen werde, auch ein Geschenk mitbringt: „3700 Mark habe ich bekommen, in Schöppingen habe ich das Gleiche gemacht, nur mit einer Kaffeekanne.“

Und als für Schöppingen ein Klavier gekaut wurde, fordert sie den Leiter des Zweckverbandes der Volkshochschulen, Urban, der mit im Stiftungsrat sitzt, auf, doch etwas vorzuspielen. Christina Rau habe dazwischengerufen: „Tun Sie das nicht, sonst geht die Matthäus gleich wieder sammeln für den künstlerischen Genuss.“

So etwas mag sie, das liebt sie, das sei ja auch so etwas wie Anerkennung. Anerkennung wie der damalige Kultusminister Schwier ihr zum 60. Geburtstag habe zukommen lassen, das Lob, dass sich Hildegard Matthäus immer da engagiert habe, wo es für viel

Arbeit wenig Geld gab. Oder ein Lob der ganz besonderen Art, als Schwier Vorgänger, der ebenfalls der SPD angehörende Kultusminister Jürgen Girgensohn in einer Rede vor dem Landtag mal die selbst gebackenen Plätzchen der Hildegard Matthäus rühmte (die in der Tat des Ruhmes wert sind).



*„Ja, die Katzen sind ganz wichtig.“
Hildegard Matthäus krault Nick (oder Nicki)
ganz liebevoll.*

höre man es klappern, wenn Münzen statt Scheine gegeben werden. Auch bei der Gründungsversammlung in Heek schon hat sie sich raffend bemerkbar ge-

Das sind für sie Sachen, die zählen für sie bei Menschen. Solche aber, die link sind, die könne sie überhaupt nicht ausstehen, „alles andere kann man gut verkraften“. Aber man sage ihr doch nach, früher das Spiel hinter den politischen Kulissen, das Strippenziehen im Verborgenen auch sehr gut beherrscht zu haben. „Ja, das wusste ich nicht. Ich habe wohl oft den Vorwurf aus meiner Partei gehört, ich kungele zu sehr mit der SPD. Aber anders kann man doch nichts erreichen. Früher ist mir ja manchmal gesagt worden, ich solle eine Idee von mir von der SPD vorbringen lassen, um sie durchzusetzen. Das war mir doch egal, ich musste doch nicht glänzen.“ Menschen, wenn sie aufgeschlossen sind, die mag Hildegard Matthäus, die sich für Neues interessieren und sich andere Meinungen anhören.

Sie weiß, dass sie den weiteren Fragen nach Günther Dellenbusch nicht wird ausweichen können. Es ist mucksmäuschenstill im Augenblick in diesem großen Zimmer, es fährt auch kein Güterzug vorbei. Die Herbstsonne ist untergegangen, in der Nachmittagsdämmerung ergraut das eben noch so farbige Blattwerk. Und Hildegard Matthäus schenkt noch einmal Rotwein nach. „Wenn es dann so plötzlich kommt, ist es auf der einen Seite hervorragend. Aber stehen Sie mal auf dem Bahnsteig und der Mensch an ihrer Seite liegt auf dem Boden, innerhalb von Bruchteilen von Sekunden und lebt nicht mehr.“

Nach Frankfurt hatte Günther Dellenbusch fahren wollen, um nach Barbados zu fliegen. Von dort aus wollte er, der leidenschaftliche Mariner, mit zurückfahren auf einem Segelschiff, das zurückgeholt werden sollte ins Mittelmeer, drei Wochen lang nur unter Segeln. Ein junger Arzt, der auch nach Frankfurt zum Flughafen will, macht sofort Wiederbelebungsversuche, reißt dem Sterbenden Jacke und Hemd auseinander, dass die Knöpfe in alle Richtungen fliegen.

Der Notarzt kommt ganz schnell, kämpft mit Spritzen und Elektroschocks. Der Bundesgrenzschutz hat längst den Bahnsteig gesperrt, will sie wegholen. Eineinhalb Stunden lang dauert der Kampf. „Was die Feuerwehrleute und der Notarzt da geleistet haben, war einfach toll.“ Später wird sie erfahren, dass schon eine halbe Stunde nach dem Zusammenbruch der CDU-Kreisvorsitzende Walter Paßgang über Handy Oberbürgermeister Burkhard Drescher von Dellen-

buschs Tod in Kenntnis gesetzt hatte. Ihr habe wohl niemand sagen wollen, dass man schon eine ganze Zeit vergeblich gekämpft hatte.

Als sie abends nach Hause kommt, legen sich die beiden Katzen vor ihren Sessel als wüssten sie, was passiert ist: „Aber da wusste ich auch, dass ich nicht allein war. Ja, die Katzen sind ganz wichtig.“ Und sie lernt schätzen, was gute Freunde sind, und das es wenige sind. Heinz Niemczyk, der frühere Ratsfraktionskollege, der ihr alle Behördengänge abnimmt, Gerburg Jahnke von den Missfits, die zwei Tage später anruft und am Telefon nur noch geweint habe. Und dennoch, gerade jetzt, wo die Abende länger werden, Hildegard Matthäus weiß, dass sie oft allein sein wird. Auch wenn es Schwestern, Nichten, Neffen und Freunde gebe, es sei eben doch nicht dasselbe. Manchmal, wenn sie ein Mittagsschläfchen hält, dann wird sie nachmittags wach und meint, sie müsste ihm eine Tasse Tee machen, nachts müsste sie ihn mal anrufen: „Oder ich frage mich: ‚Warum ruft der nicht an?‘ Da ist niemand mehr, mit dem ich über Schöppingen oder Heek reden kann.“

Und es gab ja auch noch Pläne. Anfang des Jahres habe „Der Dellenbusch“, wie sie ihn immer ebenso liebe- wie respektvoll nannte und noch nennt, zu ihr noch gesagt: „Stell Dir vor, ich werde 80.“ „Macht Dir das was“, habe ich ihn gefragt. „Jawohl, das macht mir was, eigentlich will ich gar nicht feiern.“ Sie macht ihm klar, dass man so einen Geburtstag feiern muss. „Und dann haben wir Pläne gemacht. Das ist jetzt ziemlich genau ein halbes Jahr her“, sagt Hildegard Matthäus an diesem wunderschönen Novembertag mit der so zärtlichen Tristesse des Herbstes.

Kann Sie sich vorstellen, dass es noch einmal einen Mann in ihrem Leben gibt? Das „NEIN“ kommt wie ein Schuss. Und dann sanfter: „Ich komme gern mit vielen Leuten durch meine Arbeit zusammen, aber jemand so ausschließlich, nein, das geht nicht.“ Sie wird Miss Kultur bleiben und auch den Unruhestand nicht drangeben. Und sie wird ihren Humor nicht verlieren, die überzeugte Karnevalistin, die Ehrensenatorin, die einzige Rittersfrau im Eulennorden „Närrische Weisheit“. Aber der 27. April 2001 hat in ihr Leben gegriffen. 12.13 Uhr zeigte die Uhr auf dem Bahnsteig. Wieder die 13, die ihr Leben geprägt hat. Nicht als Glücksfall.

SPORT

Quo vadis, Revier Löwen?

*Die Zukunft des Eishockeys
in Oberhausen bleibt
ungewiss*

VON FRIEDEL KAUFHOLD

Quo vadis, Revier Löwen, quo vadis, Eishockey in Oberhausen? Vor dem fünften Jahr des in die Arena implantierten DEL-Erstbundesligisten in Oberhausen und ausgerechnet nach der erfolgreichsten Saison in der Existenz des GmbH-Vereins überhaupt ist die Zukunft der schönen, schnellen und in Oberhausen immer mehr beliebten Sportart ungewisser denn je. Ausgerechnet als alle „alles in Butter“ glaubten, platzte die „Bombe“: Gerade waren die Revier Löwen Sechster in der DEL geworden, hatten erstmals die Play offs der besten acht Mannschaften erreicht, waren eben da nach drei Niederlagen gegen die München Barons ausgeschieden, da verweigerte die „Aufsichtsbehörde“, die DEL, ihnen die Lizenz für die neue, jetzt laufende Spielzeit. Vornehmlich aus finanziellen Gründen, ob- schon gerade in der abgelaufenen Spielzeit rund 5000 Fans pro Heimspiel die CentrO-Arena stürmten. Die Fans protestierten, bildeten eine Menschenkette um die Arena, hielten eben dort Mahnwachen ab.

Es wurde „nachgebessert“, sprich: die Gesellschafter blättern Kohle hin, die „Kuh war vom Eis“ - der Insolvenzverwalter betrat trotzdem das glatte Parkett, weil die Löwen bei Finanzamt, Krankenkasse und Be-



*Jetzt jubeln sie wieder: Sportlich läuft es
bei den Revier-Löwen auch in dieser Saison
ganz ordentlich.*

rufsgenossenschaft sechstellig in der Kreide standen - von vielen kleineren Gläubigern einmal abgesehen. Auch das wurde bewältigt - dank der neuerlichen Finanzspritze der Gesellschafter. Damit, befanden die, sollte nun endgültig Schluss sein, reichten an die Arena weiter: „Wir brauchen bis zum 31. Oktober einen langfristigen vernünftigen Vertrag mit der Arena, damit wir überleben können; ansonsten ist Ende der Saison Schluss mit lustig, sprich: Eishockey.“

Die Ereignisse bedürfen einer Bestandsaufnahme, die vornehmlich deshalb nur unvollkommen sein muss, weil ansonsten in diesem Buch kein Platz für andere Geschichten mehr wäre...Im kleinen Düsseldorf Vorort Ratingen „krebste“ die damals ECR Ratinger Löwen GmbH mehr oder weniger munter vor sich hin: Keine erstligataugliche Halle, zu wenig Zuschauer, sportliche „Tiefflieger“ auf dem Eis, aber Hobby einiger Betuchten und einiger, die sich dafür hielten. Da kamen die Eröffnung des CentrO. in Oberhausen, die dortige Veranstaltungs-Arena und deren „Gelüste“, Hausmannschaften im Eishockey und Basketball auf zu stellen, um die Zahl der Veranstaltungen pro Jahr zu puschen, gerade Recht. Mit 1,5 Million

Mark in zwei Raten und einem 170.000-DM-Darlehen versüßte Hallenbetreiber Ogden den Umzug und die Mutation von Ratinger Löwen in Revier Löwen und schürte damit die Hoffnungen der Eishockey-Verantwortlichen auf illusorisch-ständigen 10 000-Zuschauerbesuch und Deutsche Meisterschaft.

Mit vollen Händen wurde das Geld raus geschmissen – aus den Ratinger Fehlern hatte niemand gelernt. Die Zuschauerzahlen stimmten anfangs schon nicht so recht: Von den rund 1000 verteilten Freikarten pro Spiel machten viele Gebrauch, einige zahlten sogar

auch wenn er noch besser hätte gelingen können. Zwischenzeitlich Tabellenerster, auch Mal Dritter oder Vierter, aber immer oben dabei und schließlich Sechster, wenngleich in der ersten Runde um die Deutsche Meisterschaft dann ausgeschieden.

Was wäre die Geschichte der Revier Löwen, damals Ratinger Löwen, ohne Personen. Der Spielort hat gewechselt, die Mannschaft hat gewechselt – in der Führungsspitze fanden auch Wechsel statt – in schöner Regelmäßigkeit und meist rückwärts, was die mehr oder minder leitenden Angestellten anbelangt.

Stefan Dittmann etwa: Der Franke, dem viele eine illustre Vergangenheit zuschreiben, war beim ECR schon Manager, machte viel, erreichte wenig. Für ihn kam beim Umzug Helmut de Raaf, ein Mann mit großem Namen und kleinem Radius. Für ihn kam – zurück zum Ursprung – Stefan Dittmann. Mit frischem Wind versetzte ihn Gesellschafter Helmut Guth in den „bezahlten Wartestand“, puschte als Newcomer die Löwen nach oben und

lief RWO in der Besuchergunst locker den Rang ab. Zu wenig Zeit hatte der erfolgreiche Geschäftsmann für den nebenberuflichen Fulltimejob. „Soll der Dittmann doch für sein Gehalt arbeiten“ – die Rückkehr war vorprogrammiert und wurde vollzogen.

Was wären die Revier Löwen ohne Annelie Probozcz? In Ratingen schon dabei als Assistentin des Vorstandes, in Oberhausen in gleicher Funktion, heute immer noch dabei und morgen vielleicht sogar Geschäftsführerin, weil Guth nicht mehr kann und will, Organisationsleiter Detlev Czoske der GmbH im Frühjahr den Rücken zukehrte, die Löwen keinen bezahlten Geschäftsführer wollen und sich leisten können – und Stefan Dittmann wohl auch nicht. Familienbetrieb nennt man wohl so etwas – böse Zungen sagen



Die Revier-Löwen – Jahrgang 2001/2002 – streben die Wiederholung des Vorjahreserfolges an: Teilnahme an den Play offs

Eintritt, so dass manchmal sogar 4000 Besucher die Halle halbwegs füllten. Doch als die sportliche Talfahrt begann, wurden es immer weniger Besucher, die mit einem Freitag- oder Sonntagabend nichts Besseres anzufangen wussten, als zum Eishockey zu gehen. Die Mannschaft wurde abgespeckt, es wurde gespart – magere Jahre, wie die Revier Löwen sie aus ihren Ratinger Zeiten zur Genüge kannten. „Gesundshrumpfen“ lautete die Devise.

Die ursprüngliche Rechnung schien trotzdem ausgerechnet in der Milleniumsaison 99/2000 auf zu gehen. Die Nobodys probten den Höhenflug. Der gelang,

auch Klüngel oder 2-Mann-Bauchladen-Betrieb dazu. Die Löwen haben (k)ein Verhältnis: die Arena. Als sie umzogen, war Alfred Schäfer, ein integrierter Mann, ein netter, den Freuden des Lebens zugewandter Kerl, Geschäftsführer; er wollte nicht anecken, konnte es auch nicht. Manager Helmut de Raaf träumte, Stefan Dittmann polterte, auch wenn gerade nur eine Birne auf dem Klo defekt war, was er aus seiner Nürnberger Zeit allerdings kannte. Helmut Guth war und gab sich jovial, eben auch ein netter Kerl, zu gut für dieses „Geschäft“, kam zurecht, stand kurz vor dem Vertragsabschluss mit der Arena, wurde krank – Dittmann kam zurück – ein Kreislauf ohne Ende. Gebessert hat sich das Verhältnis trotzdem, vor allem deshalb, weil die „Claims“ abgesteckt sind.

Formel einfach: Die Löwen brauchen und wollen die Arena, die Arena will die Löwen, braucht sie aber nicht. Michael Brill, Hallen- und Deutschland-Chef der neuen Arena-Betreiberin SMG: „Wir setzen im Sport auf Eishockey, ob mit den Löwen oder ohne. Der Verein soll erst einmal seine Hausaufgaben machen.“ Gespräche über eine Vertragsverlängerung laufen, von dem Ende-Oktober-Ultimatum ist keine Rede mehr – Einigkeit ist auf die Schnelle nicht absehbar. Aber wenigstens sind die Gespräche neu angekurbelt. Mietfür hätten's die Löwen gern, zumindest das Geld für die Kosten möchte die Arena, die vom Januar mit neuem Namen „König Pilsener-Arena“ daher kommt, auf dem eigenen Konto wieder finden.

Dass bei all' diesem Gerangel der erwartete Zuschauerboom nicht einsetzte, verwundert außer den Vereinsverantwortlichen eigentlich niemanden. Wo in der vergangenen Saison eine Bomben-Heimserie die Fans reizte, wo – dank Helmut Guth und seinem geplanten (aber eigentlich nie durchführbarem) Dubai-Trip – die Medien Schlangen standen, um die Löwen in die Schlagzeilen zu hieven, da ist heute Graue-Maus-Image angesagt – ablesbar an den Zuschauerzahlen: Über 5000 in der letzten Saison, 3500 heuer.



Löwen Oberhausen gibt es nur ganz wenige, die weniger als 70 000 Mark für neun Monate Eishockey verdienen, netto versteht sich plus Wohnung

Trotz allem: Manager Stefan Dittmann blickt optimistisch in die Zukunft und „strickt“ schon am Team 2002/2003.

plus Auto – spricht da niemand.

Die Revier Löwen leben noch, spielen um einen Play off-Platz mit. Quo vadis Löwen, quo vadis Eishockey in Oberhausen –

Und sportlich hat sich die Mannschaft diesem allgemeinen Mittelmaß angepasst. Mal Spitze, dann ein paar Mal lustlos-miserabel – aber immerhin noch mit Aussichten auf eine neuerliche Play off-Teilnahme. Seit der letzten Play off-Teilnahme führt Peter Draisaitl, der Nationalspieler mit rund 150 Einsätzen für Deutschland, das Team, löste Gunnar Leidborg (inzwischen Berlin Capitals) ab. Ein (gewagter) Versuch, aber keine schlechte Idee in Anbetracht des schwachen deutschen Trainermarktes, wo teure Coaches sich weniger durch Können als durch „kassierende Eigenschaften“ auszeichnen. Da hat es dann natürlich ein Mann wie Peter Draisaitl schwer, sich den ständig „sägenden Bewegungen“ an seinem Stuhl zu erwehren. Von den „absahnenden Profis“ und ihrer mangelnden Arbeitseinstellung – auch bei den Revier

eine Frage, die heute niemand schlüssig beantworten kann. Die Gelackmeierten waren und sind letztlich die Fans, denen in den vergangenen fast fünf Jahren der Fortschritt vorgegaukelt wurde, wo der „Plan“ zurück zu alten Fehlern bei den Löwen-Verantwortlichen längst in der Schublade lag und mit schöner Regelmäßigkeit heraus geholt und „nachgebessert“ wurde...

Bleibt einzig deren Hoffnung, dass es mit dem Arena-Vertrag klappt und dann vielleicht Mal die nächsten fünf Jahre, mittelfristig eben, Ruhe herrscht und vernünftig gearbeitet werden kann, denn eins ist klar: Oberhausen ist durchaus ein Eishockey-Standort – bei der Begeisterung seiner Einwohner für diesen Sport.

KULTUR

Kunst auf die Straße geholt

*Auf der
2. Oberhausener Kunstmeile
sprudelte die Kreativität
aus vielen Quellen*

VON UTE BAUER

Das Leben hat viele Gesichter, manche sind weiß, andere schwarz, gelb oder rot. So wie sich die Menschen dem Aussehen nach unterscheiden, so verschieden ist auch ihr Innerstes - ihre Gefühle und Gedanken, ihre Ängste und Freuden. Ausdruck findet all dies in der Kreativität - in Bildern, Skulpturen, Performances und Workshops.

Die zweite Oberhausener Kunstmeile in der Innenstadt - sie stand wahrlich unter keinem guten Stern. Die Terroranschläge in den USA hinterließen auch hier ihre Spuren. Aus Respekt vor den Opfern und deren Familien wichen spektakuläre Events Veranstaltungen der Besinnung. An Stelle der großen Künstlerparty auf dem Friedensplatz improvisierten die Künstler einen besinnlichen Ausklang der leisen Töne.

In sieben Projektschienen, angefangen bei den SCHAUFenstern, Multimedia-Kunst und Performances über den Skulpturenpark und Rauminstallationen bis hin zu Workshops und der Aktion „Artists at work“ präsentierten sich Kunst und Kultur im kunterbunten Potpourri.

Bevor die Pinsel jedoch in die Farbtöpfe getunkt,



*Ein Steinbildhauer auf dem Friedensplatz
bei der Arbeit*

bevor geschweißt, geschmiedet und gewerkelt wurde, mussten Gelder locker gemacht werden. Wie schon bei der 2000er Premiere gelang es CityO-Manager Franz Muckel und seinem Team von der Tourismus & Marketing Oberhausen GmbH (TMO), das Land Nordrhein Westfalen von dem in dieser Form einzigartigen Spektakel zu überzeugen. Zusammen mit weiteren 26 Städten setzte sich die Idee der Kunstmeile unter 71 Bewerbern als innovatives Stadtmarketingprojekt durch. Im Rahmen der „City-Offensive - Ab in die Mitte“ des Landes NRW zusammen mit zahlreichen Verbänden und Unternehmen des Handels flossen die Gelder nach Oberhausen. Michael Schröter vom städtischen Kulturbüro zeichnete für die künstlerische Leitung verantwortlich. Ihm gelang es, Künstler aus der Stadt und Region, aber auch aus Berlin, Köln, Leverkusen und Bonn für die Kunstmeile zu begeistern. Umso trauriger war es für Franz Muckel verkünden zu müssen, dass Michael Schröter zwei Tage vor Meilen-Start einen Herzinfarkt erlitt und ins Krankenhaus eingeliefert werden musste.

Zur Eröffnung am 8. September präsentierte sich Petrus als launische Diva. Der Regen setzte sich



Die Kunst hat tausend Gesichter.

selbst gekonnt in Szene – zur Ansprache von Bürgermeister Klaus Wehling tröpfelte es nur sparsam, während des künstlerischen Opening prasselte das Wasser in einem Platzregen auf den Friedensplatz.

Skurriale Stelzengestalten zum Performance-Spektakel „Benutze deinen Kopf“ zogen die Zuschauer in ihren Bann. So etwas hatten Oberhausen und seine Bürger zuvor nicht gesehen. Ein extravaganter und beeindruckender Auftakt zugleich. Die tausend Gesichter der Kunst – auf der Meile der besonderen Art waren sie zu betrachten und bestaunen, zu erleben und erfahren. Die Siebenmeilenstiefel fest zugeschnürt, die Fantasie auf Empfang geschaltet und mit offenen Augen galt es, Kunst selbst zu entdecken – allein und individuell oder in der Gruppe, mit den wunderbaren Führern Kuno Lange und Klaus Jost, die Michael Schröter würdevoll vertraten.

Das Kunstmeilenlogo „Der Tänzer“ aus blau lackiertem Stahl von Klaus Jost „begrüßte“ die Besucher auf dem Friedensplatz und tauchte als Erkennungsmerkmal in allen Schaufenstern, Objekten und Zelten auf. Das, was die City in diesen Tagen mit Leben erfüllte, ist für das menschliche Auge und den

Geist nicht im Ganzen zu erfassen. Was bleibt, ist die Faszination, sind besondere Eindrücke und Momente einer Wanderung über die Kunstmeile.

Station Nummer 1 – Der Skulpturenpark und Artists at work: Mit Hammer und Meißel in den Händen steht der 13-jährige Marlow vor einem über 100 Jahre alten Kalksandstein und gibt dem harten Brocken eine Form. Neben ihm werkelt der Steinbildhauer Peter Krüger aus Hamminkeln und schaut seinem Schützling über die Schulter. Jeden Nachmittag kommt Marlow zum Fried-

ensplatz, um an seinem Erstlingswerk zu feilen und dem „Meister“ bei seiner Arbeit zuzusehen.

Wasser, Land und Luft interpretiert der Oberhausener Hans-Dieter Kluck auf eine romantische Weise. Das Element Land wird durch ein gusseisernes Reh symbolisiert, das wie ein Bullauge in einem pinkfarbenen lackierten Gerüst aus zusammengeschweißten Stahlresten befestigt ist. Die Materialbeschaffung, das erklären die beiden Führer, spielt eine entscheidende Rolle für Intention und Interpretation der Skulptur. Manchmal und das freut die interessierten Kunstläien besonders, wissen auch die Experten auf die Frage „Was soll das bedeuten?“ keine Antwort. Sehen, schön finden oder nicht, genießen, sich Gedanken machen – jeder soll sich auf seine Weise mit dem Gebotenen auseinander setzen. So halten es Kuno Lange und Klaus Jost auch bei ihrem Gemeinschaftsprojekt: Kahnschnabel, Mönchstyrann, Hummelelfe oder Pampbüzelstelzer heißen die Vogel-Skulpturen, die die Künstler auf einer imaginären Forschungsreise auf die Spuren Charles Darwins führt.

Station Nummer 2: Die Elsässer Straße. Kunst muss Spaß machen – das Motto von Klaus Jost. Der „Keith Haring des Ruhrgebiets“ haucht rostigem Stahl nach spontanen Ideen neues Leben ein – eben auch beim „Tänzer“.

Station Nummer 3: Die Marktstraße. Auf der längsten Einkaufsstraße der Stadt bannt sich die Kunst auf eine riesige Leinwand. In fast jedem Schaufenster umrahmen Schuhe, Hüte, Jacken, Hosen und Regenschirme die Werke verschiedener Künstler. Während der bekannte Oberhausener Theater- und Werkstoffotograf Rudolf Holtappel das Schaufenster des Hutgeschäftes Bircks mit Bildern aus der Warenwelt der 50-er und 60-er Jahre staffiert, verbinden Stephan Leinen und Ute Huck im Kaufhof-Schaufenster traditionelle Malerei mit moderner Kunst. Mit Filmszenen aus Italien und



Geschliffen und geschweißt wurde vor den Augen des interessierten Publikums.

interaktiven Rollenspielen aus dem Internet erschließen sich neue Kunstformen. Die Multimedia-Kunst ist längst in aller Munde.

Katharina Meister und ihre Schülerinnen schwingen derweil die Pinsel. An der Rolltreppe haben sie Leinwand und Staffelei aufgebaut und lassen ihrer Kreativität freien Lauf, während die Leute ihren Einkaufsbummel für einen Moment unterbrechen, um zuzuschauen, wie große Gesichter mit jedem Pinselstrich an Ausdruck gewinnen.

Station Nummer 4: Die Langemarkstraße. Im Teppichgeschäft Hemsing lädt Susanne Roschy zur Ver-

Der Skulpturenpark lud zur Auseinandersetzung mit Kunst ein

nissage. Die Farben und Eindrücke der Natur spiegeln sich in den abstrakten Werken mit erstaunlich klaren Linien wider. Vor der „Eishöhle“ wird dem Betrachter kalt, der „Wirbelsturm“ erinnert an die Kraft des Wassers, beim Anblick des „Frühling“ spürt er, wie Sonnenstrahlen die Nase kitzeln und hört, wie die Natur zu neuem Leben erwacht...

Dass Kunst ein Medium ist, um Gefühle zu verarbeiten machte die zweite Auflage der Kunstmeile besonders stark deutlich. Das Leben hat eben viele Gesichter – genau wie die Kunst.





Schön locker in den Knien, ein bisschen wippen und dann einlochen. Der Ball hier jedenfalls landet im Ziel.

FREIZEIT

Wenn der Hausmeister mit dem Zahnarzt einlocht

45 Gramm treiben die Golfer auf „Jacobi“ oft zur Weißglut

VON MARTIN BERGER

Woanders heißt es einputten, wenn der Ball versenkt wird. In Oberhausen sagen die Spieler auch schon mal „einpütten“. Und das aus gutem Grund: Denn da, wo einst das „schwarze Gold“ ans Tageslicht befördert wurde, ist heute ein Golfplatz. Der Volksgolfplatz Jacobi. Wo sich früher der Ruß lautlos auf die Landschaft legte, wächst heute ein gepflegter Rasen. Dichtes Grün, das den Anschein erweckt, als ob die einzelnen Halme mit Kamm und Schere gepflegt würden.

Es war im Januar 1996, als der Kommunalverband Ruhrgebiet das mehr als 40 Hektar große Gelände von der Ruhrkohle AG erworben hat. Das Ziel: Es sollte ein öffentlicher Golfplatz gebaut werden. Zunächst musste das Gelände hergerichtet werden. Mit Bergematerial wurden Hügel und Geländewellen gestaltet, der alte Baumbestand mit weiteren 1.500 Bäumen und 20.000 Sträuchern aufgestockt. Und dann plante

und baute die Sommerfeld GmbH die neue Golfanlage und beteiligte sich auch an den 6,2 Millionen Mark, die unterm Strich investiert wurden. Zunächst eröffnete im August 1998 die Driving Range, wo bis zu 100 Golfer gleichzeitig den Abschlag üben können. Und dann gab's ein Feld zum Putten, also Einlochen, und eins zum Pitchen, womit die kurze Annäherung an das Loch gemeint ist. Damit war der Eingangsbereich, zu dem auch das Klubhaus gehört, schon ´mal fertig gestellt.

Ab 1998 hat der KVR im Rahmen eines Public-Private-Partnerships die Planungen für den Golfplatz weiter entwickelt und mit den Bauarbeiten begonnen. Der alte Eingangsbereich der Zeche Jacobi mit seiner imposanten Platanenallee wurde als zentraler Zugang

grammes im Emscher-Lippe-Raum“, meinte NRW-Umweltministerin Bärbel Höhn, als sie die komplette Anlage im April 2000 offiziell eröffnete.

„Aber der Platz ist nicht leicht zu spielen. Es ist eine Anlage, wo der Golfer sehr akkurat sein muss. Die Bahnen sind teilweise ziemlich eng. Da ist präzises Spiel gefragt“, warnt Roland Becker, der Gesellschafter der Betreibergesellschaft Planungsteam Golf. Aber Becker ist begeistert: „Der Zustand dieser Anlage hat all' meine Erwartungen weit übertroffen. Dieser Golfplatz ist in Deutschland einmalig, mitten in der Stadt, entstanden auf einer Industriebrache. Das gibt's nirgendwo.“ Und da es auch keinen Klubzwang gibt, sind wirklich alle sozialen Schichten auf den Greens anzutreffen. Da spielt der Hausmeister neben dem



zum Golfplatz erhalten und vom KVR zu einem Parkplatz mit 110 Stellplätzen ausgebaut. Zwei neu angelegte Wander- und Radwege auf einer ehemaligen Zechentrasse verbinden den Golfplatz mit dem Gelände der ehemaligen Landesgartenschau OLGA in Oberhausen und mit den umliegenden Grüngebieten. Auf dem Gelände selbst hat der KVR auf einer Länge von 2500 Metern öffentliche Wanderwege angelegt. „Dies ist ein gutes Projekt im Rahmen des Ökologiepro-

Der alte Baumbestand wurde mit weiteren 1500 Bäumen und mehr als 20.000 Sträuchern aufgestockt. Der Golfplatz ist zu einer landschaftlichen Idylle geworden.

Zahnarzt, der Anwalt neben dem Kfz-Mechaniker und der Lehrer neben seinem Schüler. So soll ein Volksgolfplatz auch sein.

Beim Golfen geht es in aller Kürze darum, einen Ball von 42 Millimeter Durchmesser und 45 Gramm Gewicht in ein nicht einmal elf Zentimeter großes

Loch zu bringen. Das allerdings kann beim ersten Abschlag bis zu 500 Meter weit weg sein. Und dann betrachtet man die grüne Idylle auch schon ´mal mit anderen Augen. Eine friedliche Sandkuhle, also der Bunker, wird dann zur heimtückischen Falle, der verspielte Teich schnell zum unüberwindbaren Hindernis. Und auch die stummen Zeugen der Vergangen-

scher Kaffeeröster verkaufte in seinen Filialen ein zwölfteiliges Schlägerset für 599 Mark, rund 400 Mark billiger als im Fachhandel. Golf wird zum Massengeschäft. Und damit erschwinglich für fast jedermann. Doch kämpfen die Golfer nicht nur mit dem Sport, sondern auch mit Vorurteilen. Churchill etwa grantelte, Golf sei nicht mehr als ein ruinierter Spa-



Das Clubhaus im Eingangsbereich. Neben einer gepflegten Gastronomie gibt's einfach alles, was ein Golferherz höher schlagen lässt.

heit haben dann nichts mehr mit Romantik zu tun. Dann sind das alte Rohr und der reiche Baumbestand nur noch ärgerliche Hindernisse, die den Golfer an den Rand des Wahnsinns treiben – oder in unglaubliche Glücksgefühle stürzen, wenn sie überwunden sind.

Dieser rätselhafte Sport fasziniert immer mehr Deutsche. Eine Begeisterungswelle, die inzwischen auch nach Oberhausen übergeschwappt ist. Zwischen 1990 und 2000 stieg die Zahl der organisierten Golfer von 141 885 auf 370 490, im gleichen Zeitraum wuchs die Zahl der Plätze von 310 auf 604. Einen davon gibt's halt in Osterfeld. Der deutsche Golfverband (DGV) vermeldet einen jährlichen Mitgliederzuwachs von etwa acht Prozent. Golf, der Trendsport. Die Klischees greifen nicht mehr. Golf, nur ein Spiel für Alte? Falsch. Fast die Hälfte aller deutschen Spieler ist jünger als 50. Golf ist teuer? Auch falsch. Ein deut-

ziergang. Und Norbert Blüm witzelte bei der Frage, ob er Golf spiele: „Nein, ich habe noch ein aktives Sexualleben.“ Es sei ihm gegönnt.

Ich stelle mich hin, wippe ein bisschen mit den Knien, hole locker aus und pfeffere den Ball mit einem knackigen Plopp in die Luft. Voilá. Wäre das schön. Stattdessen schießt ein handtellergroßes Stück Rasen wunderbar steil in die Luft. Nur der Ball thront immer noch frech auf seinem Tee (ein kleiner Holz- oder Plastikstift, auf den der Ball beim Abschlag gelegt wird). Dumm gelaufen. Deshalb ein Tipp für Anfänger: Mal angenommen, Sie versenken den Ball in einen Bunker und pulen ihn erst im dritten Anlauf aus dem Sand: Schnappen Sie sich den Rechen und tilgen die Spuren Ihres harten Kampfes. Treten Sie

auch den Rasen wieder fest, wenn Sie ein wenig zu tief gezielt haben. Wäre ja auch ärgerlich, wenn Ihr Ball nach einem wunderbaren Schlag in einem Erdloch unbekannter Herkunft verschwinden würde.

Golf ist ein teuflisches Spiel. Aber das ist der Reiz: diesen scheinbar eigenwilligen Winzball zu dosieren. Mit der Natur zu spielen. In einer einzigen Runde durchleidet ein Golfer viele Facetten menschlicher

So stark ist der Druck, der auf den Nerven lastet. Aber auch die Sehnsucht nach dem Erfolgserlebnis.

Viele halten Golf für elitär. Wie einst auch Tennis, das von schnöseligen Vollgöttern in Weiß beherrscht wurde, ehe nach Boris Beckers erstem großen Sieg 1985 in Wimbledon die Jugend in die Klubs drängte. Heute schlagen sich dort die Müllers von nebenan die Bälle um die Ohren. Wer das Besondere sucht, geht



Gefühle: vom Hochmut bis zur Selbstverachtung, und manchmal durchlebt er das totale Glück. Die einzigen Verbündeten des Spielers sind seine Rituale: Der Eine wackelt mit dem Hintern, bevor er schlägt, der Nächste spuckt in den Handschuh, der Dritte macht immer exakt vier Probeschwünge. Im Kopf den Ablauf des perfekten Schlags, der einmal gelang und seitdem nie wieder. Rituale sind der Ausdruck der Verzweiflung.

Die stummen Zeugen der Vergangenheit haben für den Golfer nichts mehr mit Romantik zu tun. Dann ist auch das alte Rohr nur ein ärgerliches Hindernis.

auf den Golfplatz. Denn das Flair der Exklusivität umweht das Spiel. Nur: Wie lange noch? Die Botschaft ist klar: Golf soll eines Tages Volkssport werden. Auch in Oberhausen. Aber man muss sich darüber im Klaren sein: Golf stellt den Charakter auf die härteste Prü-

fung. Können Sie sich beherrschen, wenn Sie den Ball erst mit dem fünften Putt einlochen? Zeige mir, wie du golfst, und ich sage dir, wer du bist. Der Zauderer schleicht um den Ball herum, prüft die Härte der Grashalme und den Wind und ist irgendwann so verkrampft, dass er den Ball ins Rough feuert, ins hohe Gras. Der Abgezockte wirkt, als ginge ihn das alles nichts an, rechnet dabei in Wahrheit sein Handicap



Nach einem herrlichen Fehlschlag stapfen auch die besten Golfer durch die Büsche und stochern im Gestrüpp herum auf der Suche nach dem verschossenen Ball.

hoch. Den Geselligen reizt das Kommunikative; er spielt mehr so nebenbei. Damit treibt er den Schweiger zur Weißglut, der so gern das Meditative dieses Spiels genießen würde. Aber auch diese herrlichen Gestalten stapfen oft durch Büsche, stochern mit ihren Schlägern im Gestrüpp herum und waten durch feuchte Wiesen, auf der Suche nach dem verschossenen Ball. „Das Teuerste an diesem Sport sind die vielen Bälle, die man verschießt und nicht wieder findet“, gestand sogar der bekannte Moderator Johannes B. Kerner in einem Interview.

Doch bevor man sich selbstständig auf den acht Kilometer langen Kurs auf dem ehemaligen Jacobi-Gelände begeben kann, muss eine Platzterlaubnisprüfung abgelegt werden. Der Einführungskurs kostet 99 Mark, der Anfängerkurs 299 Mark, der Kurs für Fortgeschrittene 329 Mark und für das erste Platztraining müssen 349 Marker hingeblättert werden. Dann gibt's auch noch einen Regel- und Etikettenkurs, der bereits



Mit einem knackigen Plopp wird der Ball abgeschlagen. Voilà. Oder ein Handteller großes Stück Rasen fliegt durch die Luft. Bis zu 100 Golfer können hier den Abschlag üben.

für 50 Mark besucht werden kann. Und wer dann die Platzterlaubnis in der Tasche hat, kann wochentags eine 18-Loch-Runde für 45 Mark, an Wochenenden und Feiertagen für 60 Mark drehen. Eine 9-Loch-Runde ist bereits für 30 bzw. 40 Mark zu haben. Die 25 ha große Driving-Range kann täglich für zehn Mark genutzt werden. Ein immer beliebteres Hobby übrigens: Mehr als 1,5 Millionen Bälle sind allein im letzten Jahr geschlagen worden. Tendenz: steigend. Und für das Jugendtraining gibt's bereits immer länger werdende Wartelisten. Oberhausen scheint reif für Golf.

WIRTSCHAFT

Schicht- wechsel an der Tankstelle

*Die Stadtparkasse erlebt
eine ungewöhnliche Zäsur*

VON HANS-WALTER SCHEFFLER



Den Ehrenring der Stadt verlieh Oberbürgermeister Burkhard Drescher im Auftrag des Rates an Wolfgang Fleisch. Mit diesem freute sich seine Frau Edith.

Euro hin, Euro her: Auch die Stadtparkasse Oberhausen bereitete sich im Jahr 2001 auf die große Umstellung der Währung vor. Weil aber der Marktführer an der Wörthstraße im Bewusstsein der Oberhausener Öffentlichkeit „mehr als ein Kreditinstitut“ ist, waren es zunächst andere Schlagzeilen, die die Mitarbeiter und Kunden des Hauses bewegten: Mit Wolfgang Fleisch und Prof. Dr. Jürgen Jakfeld traten gleich zwei der drei langjährigen Vorstandsmitglieder in den Ruhestand und sorgten so für eine nicht alltägliche Wachablösung.

Der 1. Juni 2001 war ein großer Abend für Wolfgang Fleisch. Oberbürgermeister Burkhard Drescher überreichte dem Vorstandschef in der Luise-Albertz-Halle nicht nur den Ehrenring der Stadt, sondern würdigte Fleisch, der sich über 50 Jahre für das Geldinstitut engagierte, als herausragenden Repräsentanten Oberhausens. Fleischs „Abschiedsrede“ dokumentierte auch wichtige Stationen des Oberhausener Strukturwandels:

„Als ich vor nicht ganz 50 Jahren den Führerschein machte, hatten wir selbst beim Tanken noch Stil. Der Kunde fuhr an die Tankstelle, kurbelte die Scheibe

runter, orderte 20 Liter Sprit und schickte ein ‚Öl, Wasser, Luft‘ hinterher. Der Tankwart legte die Hand an den Mützenschirm, erledigte die aufgetragenen Arbeiten und brachte sogar das Wechselgeld zum Wagen, während der Lehrling die Scheiben wienerte. Zu dieser Zeit, also Anfang der 50-er Jahre, blickten der Vorstandsvorsitzende der Stadtparkasse Oberhausen, Oberstadtdirektor Anton Schmitz, und Sparkassen-Leiter Paul-Peter Helten sowie rund 115 Beamte, Angestellte, acht Lehrlinge und acht Anlernlinge auf 7849 Girokonten-Inhaber.

Ich selbst bewarb mich Ende 1950 bei der Stadt als Lehrling und wurde für die städtische Sparkasse eingestellt. Was an der Tankstelle mit ‚Öl, Wasser, Luft‘ umschrieben wurde, waren bei uns der Spargirowechsel, die Scheck-, Wechsel- und auch Daueraufträge. Bereits zu der Zeit wickelten wir zwei Millionen Umsatzposten im Spargirobereich ab. Immerhin 800 Wertpapier-Depots wurden verwaltet, und in 6 500 Fällen waren wir Verwaltungsstelle für die Hypotheken-Gewinnabgabe. Wer kennt diese Zwangsabgabe der Haus- und Grundbesitzer als Auflage aus der Währungsreform 1948 heute noch?

1962 führte die Sparkasse Oberhausen als erstes Kreditinstitut in der alten Bundesrepublik die bargeldlose Lohnzahlung für Mitarbeiter einer Zeche ein, nämlich bei der damaligen Schachtanlage in Alstaden. Ende der 60-er Jahre öffnet die erste Selbstbedienungstankstelle. Der Kunde, der seinen Wagen selbst tankt, spart dort zwei Pfennig pro Liter. Die Sparkasse freut sich über rund 66 000 Girokonten, nach einer Zunahme von weit mehr als 9 200 Konten allein im Jahr 1969. Der bargeldlose Zahlungsverkehr boomte. Der Vorstandsvorsitzende, mein Amtsvorgänger Heinz-Martin Peters, schlug damals dem Sparkassenrat zwei



„Eine auch für mich unvergessene Frau“: Wolfgang Flesch Mitte der 70-er Jahre mit Oberbürgermeisterin Luise Albertz und dem damaligen Vorstandsvorsitzenden Heinz-Martin Peters

wesentliche Dinge vor. Zum einen war dies die Einführung einer Datendirektverarbeitung, auf der anderen Seite die Erweiterung der Sparkassen-Hauptstelle. Die Zahl der Zweigstellen wuchs bereits 1969 neben der Hauptstelle auf 20 an, die von einem Autoschalter komplettiert wurden. Auch die Mineralölfirmen begannen mit dem systematischen Aufbau des Folgegeschäfts und der Dienstleistungen, von der Autopflege bis zum Mini-Markt.

Die 70-er Jahre brachten für die Tankstellen den ersten Öl-Schock und veranlasste uns Verbraucher, nach Alternativ-Energien zu suchen. Die wirtschaftliche Entwicklung verlief im Krisenjahr 1973 völlig anders als erwartet. Die damalige Bundesregierung verkündete zwei Stabilitäts-Programme, die Maßnahmen

zur Eindämmung der binnenwirtschaftlichen Nachfrage beinhalteten. Die Bundesbank unterstützte diese Politik durch eine drastische Geld-Verknappung. In dieser Situation trafen uns alle Ankündigungen des arabischen Öl-Boykotts und die Auswirkungen der Energie-Verknappung besonders hart. Der Boom war gebrochen, Experten sprachen von einer Stagflation. Oberhausen hatte zu dieser Zeit rund 240 000 Bürgerinnen und Bürger, die Arbeitslosenquote betrug Ende 1973 2,7 Prozent. 1974 war für die Sparkasse geschäftspolitisch ein schwieriges, jedoch sehr erfolgreiches Jahr. Auch der Verwaltungsrat unter Vorsitz von Oberbürgermeisterin Luise Albertz machte aus meiner Sicht seine Arbeit hervorragend: Er wählte den damals 38-jährigen Wolfgang Flesch zum Nachfolger des scheidenden Sparkassen-Direktors Johannes Engelhardt. Erstmals wurde Ende 1974 eine Bilanzsumme von einer Milliarde DM erreicht. 1975 setzten wir als zweites bundesdeutsches Kreditinstitut für unsere Privatgiro-Kunden Kontoauszugs-Selbstbedienungsautomaten ein.

Die weiteren Jahre waren geprägt von den mit dem Neubau der Sparkassen-Hauptstelle in Zusammenhang stehenden Arbeiten – eine Riesenaufgabe. Das neue, Ende Mai 1978 endgültig bezogene Hauptstellen-Gebäude stand nun Oberhausen und seinen 233 000 damaligen Einwohnern zur Verfügung. Ein großer Teil davon war auch gleichzeitig Kunde unseres Hauses, denn mit über 418 000 Kundenkonten bewiesen wir, dass wir für jedermann Partner in allen Geldangelegenheiten waren. Im Oktober 1978 verstarb Heinz-Martin Peters. Der Verwaltungsrat der Sparkasse wählte die Sparkassen-Direktoren Elmar Oertel und Dr. Jürgen Jakfeld zu Mitgliedern des Vorstandes und mich zum Vorstandsvorsitzenden. Wenige Monate später, im Februar 1979, verstarb Luise Albertz – eine auch für mich unvergessene Frau.

1984 konnten wir an den Tankstellen wieder bleifreies Normalbenzin tanken, meistens selbst, denn die Zahl der Service-Stellen ging zu Gunsten der Selbstbedienungseinrichtungen stetig zurück. Die erste Wasserstoff-Tankstelle ging in Betrieb – ich habe sie bislang nicht gebraucht. Friedhelm van den Mond bin ich zu besonderem Dank für die 18-jährige Zusammenarbeit verpflichtet. Er war seit 1979 Oberbürgermeister und Vorsitzender des Verwaltungsrats.

Wir verfügten damals wie heute über 23 Zweigstellen, von denen bereits vier eine Bargeld-Versorgung rund um die Uhr sicherstellten. Tankstellen, die ihren Service ‚rund um die Uhr‘ boten, waren noch Mangelware. 1990 wurde die Sparkasse 125, unsere Filiale in Sterkrade als Nachfolgerin der ehemaligen Sterkrader Sparkasse 100 Jahre alt und die Bilanzsumme stieg auf 2,7 Milliarden DM.

Mit der Eröffnung des CentrO am 12.9.1996 konnte ein unübersehbares Zeichen des Wandels, weg von Stahl und Kohle, hin zur Dienstleistung, gesetzt werden. Die ersten Gespräche mit dem Investor Edward Healey fanden in unseren Räumen in der Sparkassen-Hauptstelle statt. 1997 konnte dem neuen Oberbürgermeister und Vorsitzenden des Verwaltungsrates, Burkhard Drescher, erstmals eine 4-Milliarden-DM-Bilanz präsentiert werden.

Die Jahrtausend-Wende wurde dank erneut hervorragender Vorbereitung durch alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter auch bei der Stadtparkasse fehler- und störungsfrei bewerkstelligt. Die nächste große Aufgabe wird die Einführung des Euro-Bargeldes sein. Hierfür sehe ich bei allen notwendigen Anstrengungen kein unlösbares Problem. Inzwischen gibt es erste Tankstellen, die kein Benzin mehr verkaufen, sogar virtuelle Tankstellen lassen sich im Internet finden. Die Informations- und Kommunikationstechnologie bleibt eine entscheidende Triebfeder für die Veränderungen in der Sparkassen-Landschaft. Wir sind und bleiben für unsere Kunden da. Wir werden die bestehenden Filial-Standorte beibehalten, wir werden diese aber sicherlich hinsichtlich Angebot und Ausstattung umzuwandeln haben. Diese Änderung wird auch einzelne Mitarbeiter betreffen. Sie haben aber nicht zu befürchten, ihr Beschäftigungsverhältnis in unserer Sparkasse zu verlieren. Durch die erforderliche Neuausrichtung des Privat- und Firmenkunden-Geschäftes werden Möglichkeiten gefunden werden, den möglicherweise im Filialbereich entstehenden Mitarbeiter-Überhang aufzufangen.“

Fleschs Zwischenbilanz des Oberhausener Strukturwandels: „Unsere Heimatstadt hat den Wegfall von 45 000 Industrie- und gewerblichen Arbeitsplätzen noch nicht verkraftet. Vieles ist getan worden, der Umbau der Stadt hin zu mehr Technologie und Dienstleistung schreitet voran. Der Gipfel zur Pros-

perität ist aber noch lange nicht erreicht. Trotzdem haben wir Grund, optimistisch für die weitere Entwicklung unserer Stadt zu bleiben. Die nach dem CentrO. zweitgrößte Baustelle, der Zukunftspark O.vision auf dem 63 ha großen Gelände des ehemaligen Stahl-



Eine sichere Bank für die Stadt: Der damalige OB Friedhelm von den Mond (rechts) mit dem langjährigen Sparkassen-Trio Elmar Oertel, Wolfgang Flesch und Prof. Dr. Jürgen Jakfeld (v. l. n. r.).

werks an der Osterfelder Straße, ist begonnen worden. Wir brauchen allerdings mehr Geduld als manchem lieb ist.“ Oberbürgermeister Burkhard Drescher und den Stadtverordneten empfahl der Sparkassen-Chef: „Lassen Sie sich von der Größe der Herausforderungen nicht schrecken und verfolgen Sie zukunfts-trächtige Vorhaben, die uns in Oberhausen nach vorne bringen, weiterhin mit Mut, Ausdauer und Augenmaß. Haben Sie allerdings auch die Entscheidungskraft, von einem Vorhaben Abstand zu nehmen, wenn die Voraussetzungen zur Verwirklichung zu heikel oder ihre Belastungen für die Stadt nicht zu übersehen sind.“ Flesch schloss mit den Worten: „Sicherlich sehen wir uns wieder. Wenn nicht im Baumarkt oder an der Tankstelle, dann doch als Kunden bei unserer Stadtparkasse.“

Die Stadtparkasse und ihr Chef, antwortete Oberbürgermeister Burkhard Drescher in der Luise-Albertz-Halle, seien im gesellschaftlichen Leben der Stadt „allgegenwärtig“: „Die Stadtparkasse ist so

sehr in das gesellschaftliche, soziale und kulturelle Leben unserer Stadt verwoben, dass es beispielsweise keinen Kegelverein gibt, der nicht Stadtparkassen-Streichhölzer auf dem Tisch stehen hat oder es auch kein mittelständisches Unternehmen oder keinen Handwerksbetrieb gibt, der nicht mit Krediten der Stadtparkasse arbeitet. Es gibt fast keinen Sportverein, keinen Karnevalsverein, keinen Wohlfahrtsverband, keinen Gesangsverein, der nicht zumindest ein Konto bei der Stadtparkasse hat.“ Flesch hinterlasse ein Geldinstitut, das sich in seiner Amtszeit von einer



Ein „Vorstandsmotor“, den viele Beschäftigte schlichtweg ihren „Doc“ nannten: Prof. Dr. Jürgen Jakfeld bei seiner Verabschiedung in der Luise-Albertz-Halle.

Bilanzsumme von 28 Mio. bis zu 4,9 Mrd. DM entwickelt habe, „das erfolgreich und selbstbewusst die marktbeherrschende Position in dieser Stadt behauptet hat.“

Flesch, der sich zum Abschied anstelle von Geschenken eine Spende zu Gunsten des Kinderkrankenhauses in der ukrainischen Partnerstadt Saparohje gewünscht hatte, dankte seiner Familie, Ehefrau Edith und den Kindern Karin und Markus: „Ihr seid für mich der große Rückhalt, der sichere Hafen, in dem ich Kraft für meine Aufgaben schöpfen konnte.“ Von der großen Fest-Gemeinde in der Luise-Albertz-Halle wurde Flesch mit einem Extradruck der WAZ, datiert vom 2.4.1951, in den Ruhestand verabschiedet. Die seinerzeit wichtigste Schlagzeile: „Entschei-

dung für Wolfgang Flesch – Wechsel im Vorstand der Stadtparkasse.“ Was damals sonst noch die Gemüter bewegte: RWO und der 1. FC Köln trennten sich 2:2, die Bundesregierung dachte über zweckgebundenes Sparen nach. Der Sparkassen-Chef verwies auf ein Wort des CDU-Politikers Heiner Geissler: „Wer sich auf seinen Lorbeeren ausruht, trägt sie an der falschen Stelle. Das werde ich nicht tun, sondern ich werde einen Teil meiner Zeit für Aufgaben im kirchlichen, gemeinnützigen und sozialen Bereich einsetzen. Vielleicht beginne ich aber auch mit dem Werken, Basteln, Bauen oder gar Renovieren. Dabei werde ich, dies zur Beruhigung meiner Freunde und Partner aus dem Handwerk, nicht dem für uns alle so wichtigen Oberhausener Handwerk die Arbeitsgrundlage entziehen.“

Es war schon kurz vor Mitternacht, als Ehrenbürger Friedhelm van den Mond, langjähriger Weggefährte Fleschs, als „Mann von der Bude“ dem künftigen Pensionär wichtige Ratschläge mit auf den Weg gab: „Ein gesundes Rentnerleben macht auch viel Spaß. Du musst begreifen, dass man Zeit hat und daheim kein Haushaltsbuch führen lassen sollte.“ Das Leben müsse neu organisiert werden: „Wenn Du im Uerigen Reibekuchen isst, musst Du künftig wissen, wann der letzte Bus fährt und was das kostet.“ Direktor Elmar Oertel vom alten und neuen Sparkassen-Vorstand hatte bei der Begrüßung der Festgäste über seinen langjährigen Chef gesagt: „Er kennt Kunden, bei denen wir mit sechs- und siebenstelligen Beträgen engagiert sind, noch aus der Zeit, als diese die ersten 500 DM bei uns liehen. Diesen Wissensvorsprung kann man nicht aufholen.“ Der Präsident der Industrie- und Handelskammer Essen/Oberhausen/Mülheim, Dirk Grünewald, lobte die „ausgeprägte Kundennähe und Entscheidungsfreudigkeit“ Fleschs: „Er ist ein Überzeugungstäter, sein Herz schlägt für Oberhausen.“ Fleschs Nachfolger Karlheinz Merzig betonte die regionale Verantwortung der Sparkassen und meinte: „Strukturwandel braucht Menschen mit Visionen. Oberhausen ist eine Stadt in Bewegung – wir machen mit.“

Mit launigen Worten beschrieb Oberbürgermeister Burkhard Drescher Parallelitäten und Unterschiede zwischen Flesch und seiner eigenen Person: „Jetzt ist er seit 50 Jahren bei der Stadtparkasse und wen

wundert's: Ich werde 50. Seit zwölf Jahren ist er Projektor des Männergesangsvereins Sterkrade Heide – ich kann nicht singen. Für ihn wird es schwierig sein, sich damit abzufinden, dass zu Hause jemand anderes der Chef ist oder besser gesagt: die Chefin.“

Aber 2001 gab es bei der Stadtparkasse nicht nur Grund zum Feiern. Anfang September verstarb das langjährige Vorstandsmitglied und Träger des Ehrenrings der Stadt, Prof. Dr. Jürgen Jakfeld, nach schwerer Krankheit im Alter von 62 Jahren. Er war Ende März, nach 22-jähriger Zugehörigkeit zur Geschäftsführung der Stadtparkasse, in den Ruhestand verabschiedet worden. Bei einer stimmungsvollen Feier in der Luise-Albertz-Halle bezeichnete Oberbürgermeister Burkhard Drescher Jakfeld als „Glücksfall für die Stadt“. Als Manager des größten Kreditinstituts am Ort habe Jakfeld miterlebt, wie ein Werkstor nach dem anderen schloss und dabei die Resignation der Menschen miterlebt, denen die Perspektivlosigkeit drohte. Er habe sein Fachwissen in die Waagschale geworfen, um den wirtschaftlichen Niedergang Oberhausens zu stoppen und die Entwicklung umzukehren. Prof. Jakfeld sei nicht nur „einer von drei Vorstandsmotoren“ der Stadtparkasse gewesen, sondern habe sich auch außerhalb des eigenen Hauses engagiert. Seit 1986 war er Lehrbeauftragter an der Universität Duisburg, die ihn 1999 zum Honorarprofessor ernannte. Vorstandsvorsitzender Wolfgang Flesch charakterisierte Jakfeld mit den Worten: „Wir schätzen Sie als sehr engagierten, kritischen, aber stets fairen Kollegen. Es ist schade, dass Sie gehen.“ In einem guten Vorstand sei es wie in einer guten Ehe: „Man ist nicht immer einer Meinung, aber man findet gemeinsam einen guten Weg.“

Viele in der Stadtparkasse nannten den gebürtigen Duisburger ebenso respektvoll wie liebevoll schlichtweg „Doc“. In der Sparkassen-Hauszeitschrift hieß es einmal über ihn: „Seine sportliche Einstellung verdeutlicht er mit den Worten ‚Ich gehe auf den Platz, um zu gewinnen.‘ Und dies unterstreicht er im Ten-

nismatch mit seiner Frau, wenn auch dann mit letztem Einsatz gespielt wird.“

Der Strukturwandel wollte im Jahr 2001 in Oberhausen nicht so recht vorankommen. Da konnte auch die Stadtparkasse keine Insel der Glückseligkeit bleiben. Ende Oktober veröffentlichte der neue Sparkassen-Vorstand einen ersten Kassensturz: Bis zum Jahr 2005 sollen bei dem Geldinstitut insgesamt 130 Stellen abgebaut werden – sozialverträglich und ohne betriebsbedingte Kündigungen. Der Amtsnachfolger von Wolfgang Flesch, Karlheinz Merzig, kündigte eine „strategische Neuausrichtung“ an, um das Ergebnis, „das seit Jahren stetig abgenommen hat“, wieder zu steigern. Die Rentabilität der Stadtparkasse Oberhausen liege deutlich unter der anderer rheinischer Sparkassen. Kundennähe solle aber ein Markenzeichen des Hauses bleiben, gleichwohl seien Filialschließungen unumgänglich. In den Nachbarstädten rumorte es bereits, über Fusionen von Sparkassen wurde öffentlich spekuliert.

Zu den vielen Prominenten, die sich bei der Stadtparkasse in all den Jahren die Türklinke in die Hand gaben, zählte im Februar 1987 auch Ruhrbischof Dr. Franz Hengsbach. An der Wörthstraße wurde er mit einem besonderen Gag begrüßt: Auf seinen Namen war über Nacht ein Konto eröffnet worden. Als der überraschte Kontoinhaber seinen Auszug in Händen

hielt, stellte er fest, dass er ein Guthaben von 3000 DM besaß. Gerne kam der hohe Gast der Aufforderung des Sparkassen-Vorstandes nach, sich dieses Guthaben als Spende auszahlen zu lassen. Der Bischof hatte sich seinerzeit ausdrücklich gewünscht,



Der „Mann von der Bude“ (Ehrenbürger und Alt-OB) Friedhelm van den Mond) gab dem neuen Pensionär wichtige Ratschläge mit.

mit den Mitarbeitern des Hauses Gespräche führen zu können. Ein Chronist berichtet: „An einem reinen Damentisch wurde der Bischof spontan eingeladen: ‚Setzen Sie sich doch zu uns. Wir rücken gern etwas zusammen.‘“ Das könnte die Losung für die nächsten Monate bei der Stadtparkasse Oberhausen werden.

SPORT

Eine „Landratte“ mischt die Dickschiff-Szene auf

Peter Süselbeck segelt die Weltmeisterschaft nach Holten

VON FRIEDEL KAUFHOLD



Die Crew bei der Arbeit auf der Westwind: Alle Hände voll zu tun, die Konkurrenz abzuhängen.

Wenn man Oberhausen sagt, denkt man an die Neue Mitte, beim Sport an Fußball Rot-Weiß, vielleicht noch an Basketball und Eishockey – aber Hochseesegeln? Darauf kommt so schnell niemand, ausgerechnet diese „Disziplin“ mit dem Ruhrpott in Verbindung zu bringen. Dabei mischt ausgerechnet eine „Landratte“, ein 50-Jähriger aus Oberhausen, genauer aus Holten, die Szene der Hochseesegler kräftig auf: Peter Süselbeck, Ingenieur bei Mercedes in Düsseldorf im Beruf und Kapitän einer Neun-Mann-Besatzung im Hobbybereich Segeln, feierte in diesem Jahr seinen bisher größten Erfolg: Er und seine Crew holten sich die Weltmeisterschaft in ihrer Bootsklasse und ließen die 35-köpfige Konkurrenz vor dem spanischen Valencia im Kielwasser zurück und alt aussehen.

Aber der Reihe nach. Eigentlich hatte Peter Süselbeck nie etwas mit Segeln am Hut gehabt, wie auch? – in Oberhausen. Doch 1972 packte ihn die Leidenschaft: Bei einem Urlaub in Norddeutschland erlernte er das Segeln und von da an war er begeistert. Damals war er noch Student, hatte auch mal die Zeit, zwei, drei Monate unterwegs zu sein und fremde Gewässer zu erkunden. Einen 20-qm-Jollenkreuzer legte er sich zusammen mit seinem Bruder und einem Freund zu,

segelte fortan über die Nord- und Ostsee. Irgendwann reichte dieser Jollenkreuzer dann nicht mehr; das nächste Schiff, ein Halbtonner, wurde gekauft. Das tat bis 1987 seine Dienste, dann musste ein Dickschiff her.

Der Bruder und der Freund wurden ausgezahlt, Süselbeck – inzwischen Diplom-Ingenieur bei Mercedes in Düsseldorf („Wir bauen hier den Sprint“) – war fortan sein eigener Herr und Kapitän. Und vor 13 Jahren segelte er auch erstmals bei der Kieler Woche mit. Vorher hatte er von den Niederlanden aus, wo das Schiff lag, Touren nach Helgoland unternommen, den Nord-Ostsee-Kanal durchquert. Und damals stellte er auch seine Regattamannschaft zusammen, mit ihm insgesamt neun Leute, die zum Teil auch heute noch aus den gleichen Kumpels besteht. Wenngleich die Crew in diesem Jahr einen Verjüngungsprozess durch gemacht hat. „Jetzt haben wir“, sagt Süselbeck, „glaube ich, die richtige Mischung beisammen.“ Folglich wird er mit dieser Mannschaft auch im Jahr 2002 wieder angreifen.

Neun Mann bilden praktisch den Kader, sechs davon erledigen bei den Regatten die Arbeit auf dem Schiff, arbeiten Hand in Hand für den gemeinsamen

Erfolg. Neun Mann, mit dem Käpten als einzigem Oberhausener. „Eigentlich“, erinnert sich Süselbeck, „gelang so vor etwa zehn Jahren der Durchbruch.“ Da begann das intensive Regattasegeln, begann er, sich in der Szene einen Namen zu machen, feierte er die ersten Erfolge. Und da wurden dann auch die ersten Sponsoren auf den Oberhausener aufmerksam. Süselbeck vermarktete sein Schiff, vermietete Segelfläche, und je mehr Erfolge er und seine Crew einfuhren, umso leichter wurde es, Werbepartner zu finden und/oder Material „für lau“ zu bekommen.

Inzwischen ist er längst so weit, dass zumindest die laufenden Kosten hereinkommen und das ist



Um die riesigen Kosten ein wenig zu mindern, verkauft Peter Süselbeck Werbeflächen auf der Westwind.

nicht wenig. Rund 200 000 Mark hat die „Westwind“, das aktuelle Schiff, und ihre technische Vervollkommnung gekostet. Und diese technischen Daten lesen sich dann so: Werft und Bezeichnung: Grand Soleil 34.1; Baujahr 1999; Designer: Alessandro Vismara; Länge: 10,25 m; Breite: 3,27 m; Tiefgang: 1,95 m (Bleikiel); Gewicht: 4700 Kilogramm. Damit gehört das Boot zu den „kleinen Dickschiffen“. So starteten bei der WM in Valencia neben den 36 Booten in seiner Klasse auch Schiffe mit einer Länge von knapp 30 Metern. Umso größer die Leistung von Süselbeck und

der „Westwind“: Nicht nur Weltmeister in der „kleinsten Klasse“, sondern auch noch Zwölfter in der Gesamtwertung, also über alle drei zugelassenen Bootskategorien.

Schon im Jahr 2000 feierte der Holtener riesige Erfolge, die in der Szene aufhorchen ließen und sich so lesen: 2. Platz Major-Regatten Kiel, 3. und 1. Platz Flensburger Frühjahrswoche, 2. Platz Deutsche Meisterschaft im Seesegeln, 3. Platz bei der inoffiziellen Europameisterschaft, 2. Platz Flensburger Förde-Woche, 1. Platz in der deutschen Rangliste, und viele weitere Cup-Gewinne für die schnelle Yacht. 25 Regatten waren es insgesamt im Millenium-Jahr.

Und diese erfolgreiche Serie wollte der ehrgeizige 50-Jährige 2001 noch toppen. Jetzt, am Ende der Saison, stellt er fest: „Geschafft. Ein erfolgreiches Jahr mit der Weltmeisterschaft als Krönung.“ An 32 Regatten nahm Süselbeck in diesem Jahr teil – 18 Mal segelte die „Westwind“ vorne weg, als Erste ins Ziel, holte insgesamt 26 Preise. Dabei lief es etwa bei den Deutschen Meisterschaften gar nicht so gut – für Süselbecks Verhältnisse. Zwei Mann der Crew erkrankten, zwei neue Leute wurden „verpflichtet“ und davon war einer noch nie bei einer Langstreckenregatta an Bord eines Schiffes gewesen. „Da sind wir nur Dritter geworden“, sagt der Käpten. Trotzdem: auch in diesem Jahr ist die Westwind wieder Nummer eins der nationalen Rangliste.

Von der Kieler Woche im Juni war es ins spanische Valencia gegangen – nicht mit dem Flieger etwa, sondern mit dem Lastwagen und dem Schiff huckepack obendrauf. Die lange Reise hat sich gelohnt – zurück ging es mit der Weltmeisterschaft im Gepäck. Bei den Europameisterschaften im schwedischen Göteborg sprang der zweite Platz in der Klasse heraus, der 14. war es schließlich in der Gesamtabrechnung aller Kategorien.

Bei dieser sportlichen Klasse werden dann auch als Scherz gemeinte Wünsche schnell Wirklichkeit. Gab es bei einer Regatta das „Silberne Segelschiff“ der Kolumbus-Flotte als Pokal für den Erstplatzierten, bemerkte Süselbeck trocken: „Jetzt will ich auch die ganze Flotte.“ Sprach's und sammelte prompt zwei weitere „Pötte“ ein. Zum Abschluss des sportlichen Teils der Saison gewann die „Westwind“ für ihren Eigner wieder die Förde-Woche in Flensburg – fast schon traditionsgemäß, wie in jedem Jahr. Abschluss der



*Ruhiges Dahingleiten am Wind:
Nur selten geht es bei den Regatten
so beschaulich zu.*

diente Pause, wird „winterfest“ gemacht. Wartungsarbeiten werden durchgeführt, das ein oder andere Teil erneuert und an der Optimierung, an der Schnelligkeit gebastelt. „In diesem Jahr“, sagt Süsselbeck, „war das Material top und das Handling hat zum rechten Zeitpunkt auf den Punkt gestimmt.“ Und gehalten hat auch alles: Die „Westwind“ ist durch die Saison gesegelt, ohne bei irgendeiner Regatta größeren (und damit kostspieligen) Schaden zu nehmen.

„Inzwischen sind wir als Landrat“, versichert Peter Süsselbeck, „natürlich auch an der Küste anerkannt und gern gesehen.“ Und so manches Mal nehmen die in dieser außergewöhnlichen Sportart früher dominierenden „Nordlichter“ gern die Ratschläge des Mannes aus dem Gebiet des Pütts und der Stahlwerke an – als wär's einer von ihnen. Segeln in dieser Form, wie es Peter Süsselbeck betreibt, das ist nicht nur ein teures, sondern vornehmlich auch ein zeitaufwendiges Hobby. Der Urlaub geht, manches Mal auch unbezahlt, komplett drauf. In diesem Jahr war Süsselbeck recht sparsam: „Eine Woche habe ich noch.“ Das war kurz vor dem Saisonabschluss und nur deshalb so, weil nahezu alles perfekt geklappt hatte und getimt war – Erfahrung macht's eben.

Saison überhaupt war dann Anfang Dezember der gesellige Teil: Peter Süsselbeck lud alle Crew-Mitglieder zum Gänsebraten-Essen ein – natürlich in „stilvoller Nachbarschaft“ zur „Westwind“.

Das Schiff erhält nun die wohl ver-

Drei- bis vier Mal im Jahr wird im Übrigen und im Regelfall trainiert – mehr ist zeitlich nicht drin. „Das reicht so eben und nur weil alles eingespielt ist“, so Süsselbeck. Und das natürlich „vor Ort“, sprich an der Ost- oder Nordsee. Das „Abenteuer Segeln“ im Hause Süsselbeck funktioniert eigentlich nur, weil auch Ehefrau Karin und der 19-jährige Sohn Thomas ähnliche Freude am Hobby des Vaters haben. „Sonst wär' das alles gar nicht machbar“, sagt der Kapten. Inzwischen liegt das Schiff in Laboe, startet von dort aus im nächsten Frühjahr wieder zu den Regatten. Hier trifft sich dann auch die Crew: ein Mülheimer, ein Duisburger, ein Hamburger, auch ein Däne – allesamt zwischen 23 und 60 Jahre alt, erfahren und – erfolgreich.

Ausruhen auf den Lorbeeren – das kennt Peter Süsselbeck nicht: „Im nächsten Jahr geben wir noch einmal so richtig Gas.“ Soll heißen: Noch ein paar Titel sammeln, noch einige Pokale mehr für die Vitrine im heimischen Holten und viel Freude, denn „Spaß gehört dazu“. Dann liegen die Zielorte der Regatten zumeist vor der Haustür, pardon: an heimisch-bekannten Gewässern. Neben den üblichen Regatten die inoffiziellen Europameisterschaften in Greifswald, also in der Danziger Bucht. Lediglich für die Weltmeisterschaften zieht es den Tross der Dickschiffe wieder in südliche Gefilde. Diesmal finden die Titelkämpfe vor Capri, der vielbesungenen Insel mit seiner weltbekannten Blauen Grotte, statt. Und letzte Re-



Der Holtener Peter Süsselbeck avancierte von der „Landratte“ zum Spezialisten für Seesegeln.

gatta des neuen Jahres ist dann traditionell wieder die Flensburger Förde-Woche Mitte September.

Die Aussichten für 2002? „Das Schiff ist gut, das Handling auch“, sagt Peter Süsselbeck. Und das anderswo so oft zitierte und heran gezogene Selbstbewusstsein, das „Mit-stolzer Brust“, das ist spätestens nach den diesjährigen Erfolgen im Überschuss vorhanden. Was macht der Kapten, wenn er nicht Kapten ist? Selbst wenn er wollte – für andere Hobbys bleibt keine Zeit: „Aber das will ich auch gar nicht. Segeln war immer mein Traum, und den kann ich jetzt intensiv verwirklichen.“ Und äußerst erfolgreich auch noch...

Verbundenheit soll in Städtepartnerschaft münden

Sardischer Kulturverein „Rinascita“ steht seit 20 Jahren auch für einen Teil der Bergbau-Vergangenheit Oberhausens

VON MIRCO STODOLICK

88 Nationen leben im Ruhrgebiet. Etliches an multikulturellem Leben hat so zwischen Dortmund und Duisburg Einzug gehalten. So auch in Oberhausen, wo mehr als 200.000 Menschen aus vielen Ländern der Welt gemeinsam leben und arbeiten. Schon lange fühlen sich Bürgerinnen und Bürger Sardinien in Oberhausen wohl, möchten diese Stadt nicht mehr missen. Und in diesem Jahr hatte die sardische Gemeinde Oberhausens allen Grund zum Feiern: Ihr Kulturzentrum feierte sein 20-jähriges Gründungsjubiläum.

Am 12. April 1981 war es, als einige Oberhausener Sarden den Verein in einer improvisierten Sitzung im Treff 200 an der Mülheimer Straße gründeten. Das Treff 200 beherbergte den jungen Verein auch in den ersten Jahren nach der Gründung. Knapp zehn Monate später erfolgte im Amtsgericht der offizielle Eintrag ins Vereinsregister. „VR 986“ – Efisio Manai, ein Mann der ersten Stunde, kennt die amtliche Registriernummer noch genau. Der stolze Name des jungen Vereins: „Centro Culturale Ricreativo Sardo Rinascita e.V.“. „Rinascita“, das italienische Wort für



Bei der Feier des Vereinsjubiläums wurde natürlich auch in traditioneller sardischer Tracht getanzt.

Wiedergeburt, traf den Sinn der Vereinsgründung auf den Punkt: Den Oberhausener Sarden war daran gelegen, ihren Traditionen gemeinschaftlich neues Leben einzuhauchen.

Wie gesagt, so geschehen. Schnell entwickelte sich fern ab der einstigen Heimat ein reges Vereinstreiben nach sardischer Lebensart. So etwa in der „Gruppo Folk Sardegna“, der Tanzgruppe des Kulturvereins, die bereits vor 1981 den „Ballo Sardo“ nach Oberhausen brachte. Der „Ballo Sardo“, der Sardische Tanz, ist so bunt wie das Temperament der Sarden. In den über 300 Dörfern Sardinien erfährt er lokale Eigenarten. Schritt-Variation ist Trumpf, die Musik bleibt dieselbe. Wer einen „Ballo Sardo“ tanzt, muss schon sportliche Fitness mitbringen, weil die Tänze nicht nur tempo- und bewegungsreich sind, sondern mitunter auch lang andauern.

Die 11-köpfige „Gruppo Folk Sardegna“ trifft sich regelmäßig im jetzigen Vereinsheim des Kulturzentrums an der Mülheimer Straße 38 zur Übungsstunde, um ihrem Programm den Feinschliff zu geben. Geleitet wird das Team seit zwei Jahren vom 28-jährigen

Ricardo Canopia. „Aber wir besprechen alles gemeinsam“, sagt dieser. So sitzt die Gruppe auch zusammen, um auswärtige Auftritte zu planen. Und davon gab es in der Vergangenheit einige. Wenn die Sarden dann auf die Bühne gehen, dann tun sie dieses nicht, ohne zuvor ihre sardischen Trachten, die gleichermaßen feierlich wie ländlich wirken, anzulegen. Die Trachten sind wahre Schätzchen. Vereinspräsident Gianni Manca hat sie vor etlichen Jahren aus seinem Heimatörtchen Ortueri in der nordöstlichen Provinz Nuoro mitgebracht.



„Rinascita“-Präsident Gianni Manca freut sich auf die Städtepartnerschaft

Zu den schönsten Auftritten, da sind sich Canopia und Mitstreiter Samuel Aversa (30) einig, zählte der Auftritt beim Kongress der Internationalen Sardischen Föderation in Enschede. Die Oberhausener Gruppe zog dort mit ihren Tänzen von einem Marktplatz zum nächsten. Auch das riesige Fest der Nationen 1999 in Karlsruhe oder die Benefizveranstaltung zu Gunsten blutkranker Menschen in Ludwigshafen sind Höhepunkte gewesen. Nicht immer geht es so weit weg. Auch in Oberhausen ist die „Gruppo Folk Sardegna“ schon des Öfteren aufgetreten: So etwa beim Fest „Kirche international“ der St. Antonius-Gemeinde in Klosterhardt, wo Musik und Tänze unter-

schiedlichster Länder seit Jahren ein Zeichen für Toleranz setzen.

Sein persönlich schönstes Erlebnis mit der Tanzgruppe hatte Canopia 1999 bei einem Fest in Wolfsburg. Die Oberhausener standen gerade auf der Bühne und tanzten den „Ballo Desa Sposa“, den Hochzeitstanz. Bei diesem Tanz tritt jeweils ein männlicher Tänzer aus der Gruppe heraus, um ein Solo zu präsentieren. Nach alter sardischer Tradition wirbt er damit um die Gunst der Frauen – je besser die Darbietung, desto schöner die Frauen, in deren Gunst man liegt. Als Canopia sein Solo in Wolfsburg beendet hatte, hörte Harmonika-Spieler Paolo Deperru, der für große Feste extra aus Sardinien anreist, auf zu musizieren. Was war nun los? Canopia ging zu seiner langjährigen deutschen Freundin Claudia, die ebenfalls in der Gruppe mittanzte, nahm sein Herz und das Mikrofon in beide Hände und machte ihr einen Heiratsantrag. Erst kullerten vor Glück und Überraschung Tränen, nach dem „Ja“ gab's dann eine Runde Ramazotti. Mittlerweile ist auch Nachwuchs da: Das Töchterchen Tiziana ist eines der jüngsten Mitglieder des „Centro Rinascita“.

Im Vereinsheim an der Mülheimer Straße wird aber nicht nur das Tanzbein geschwungen. Hier sitzen die Vereinsmitglieder, unter die sich im Laufe der Jahre auch immer mehr Deutsche gemischt haben, in lockerer Runde beisammen, spielen Karten, reden über Gott und die Welt oder planen gemeinsame Veranstaltungen. Am Billardtisch mitten im Raum ist ständig Betrieb, zudem stehen ein Fernsehraum und eine Tischtennis-Platte zur Verfügung.

Einmal im Monat essen die Sarden hier auch gemeinsam Mittag. Die Männer kochen! Rund 50 Personen kommen meistens zusammen. Natürlich stehen dann sardische Spezialitäten auf dem Speiseplan. Etwa Spanferkel (Porcheddu), der Klassiker unter den sardischen Fleischgerichten. Bei der Zubereitung freilich weichen die Oberhausener Sarden von alten Brauchtümern der sardischen Schäfer ab. „Rinascita“-Präsident Gianni Manca weiß aber genau, was „Porcheddu e Carraxiu“ („beerdigtes Fleisch“) ist: „Auf Sardinien haben wir ein Erdloch ausgehoben, das als Feuerwanne für das Spanferkel diente. War das Loch gegraben, wurde es mit einem Strauchbett aus Myrthe ausgelegt, damit das gesäuberte Ferkel nicht schmut-

zig wurde. Dann kam das Schwein auf das Kräuterbett, wurde ganz mit Myrthe eingedeckt und mit Erde zugeschüttet. Auf der lockeren Erde wurde schließlich ein Schwelfeuer entzündet.“ Ein Erdofen sardischer Bauart. Freilich: Diese Zubereitungsart dauert Stunden.

Das unterirdische Garen hatte seine Bewandnis: Auf diese Weise wird nämlich vermieden, dass Gerüche in die Umgebung gelangen, auch sieht die Nachbarschaft nichts vom fetten Braten. Warum diese Heimlichtuerei? Weil es früher Gang und Gebe war, ein Schwein zu klauen. Dann wurde es heimlich zubereitet. In Ortueri wurde zum krönenden Abschluss



August 1958: Zimmer im alten Schulgebäude in der Rosenstraße, stehend in weißem Hemd Francesco Carta, seine Frau Antonietta sitzend mit Sohn Cesare, dazu drei Bekannte.

gar der Besitzer des Schweins eingeladen. Freilich ahnte dieser nicht, dass es sich bei dem Stück Fleisch auf seiner Gabel um sein Vieh handelte. War sicher besser so. „Nach der sardischen Tradition erfüllte es den Dieb mit Stolz, nicht erwischt worden zu sein“, schmunzelt Manca. Im Vereinslokal geht's beim Spanferkelessen auch ohne diese Scharmützel. Kein Diebstahl, kein Erdofen. Hier gibt's einen Backofen. „Und da werden für große Feiern auch schon mal vier Schweine zubereitet“, sagt Manca.

Sarden wären keine Sarden, wenn sie nicht auch hier in Oberhausen die deftigen, mitunter kalorienreichen Spezialitäten ihres Herkunftslandes zubereiten würden. Köstlich das selbst gebackene, mit sim-



Giuseppe Comporato (l.) und sein Bruder Pietro auf dem Concordia-Gelände, gerade von Untertage aufgetaucht.

plen Zutaten zubereitete, duftende Brot in Hörnchenform. Mit einer Schere werden Zacken eingeschnitten. Es schmeckt nicht nur. Nein, allein sein Anblick lässt einem schon das Wasser im Munde zusammenlaufen. Zum Nachtisch werden „Dolci Sardi“, traditionelle Süßgebäck gereicht. Die exquisite Karte der Spezialitäten ist lang; da die schmackhaften Fischgerichte in allen Variationen, hier der delikate Pecorino (Schafskäse) oder der geräucherte, würzig-scharfe Fiore Sardo, dort Lammfleisch mit Gnocchi und herzhafter Tomatensoße. Wer einmal auf Festen des sardischen Kulturvereins am Büfett gekostet hat, wird es wissen. Die Kochkunst ihrer Heimat haben die Oberhausener Sarden nicht verlernt.

Das „Centro Rinascita“ ist für Oberhausen jedoch mehr als nur eine kulturelle und kulinarische Bereicherung. Die sardische Gemeinde Oberhausens steht für einen Teil Bergbaugeschichte dieser Stadt. Denn: Ohne den Bergbau gäbe es in Oberhausen sicher auch keinen sardischen Kulturverein – ohne die sardischen Arbeitskräfte hätte der Wirtschaftsaufschwung nicht so schnell vonstatten gehen können. Es war Mitte der 1950-er Jahre, als die ersten 46 Sarden auf Werben der Zeche Concordia den Weg nach Oberhausen fanden. „Es war der 9. August 1956“, erinnert sich Francesco Carta. Der 74-Jährige kam damals aus der knapp 60 Kilometer von der sardischen Hauptstadt Cagliari gelegenen 34.000-Einwohner-Stadt Carbonia. „Bevor wir nach Oberhausen kommen konnten, schickte uns die Concordia erst einmal einen Arzt, der unsere Gesundheit prüfte“, erzählt Carta. Nach bestandenem Gesundheits-Check ging's dann auf die Reise. Die Zugfahrt nach Oberhausen zahlte Concordia, mit einem Autobus kamen die Neu-Oberhausener dann vom Hauptbahnhof zu ihrer neuen Heimat im Kaisergarten – dort, wo heute die Firma Magnesital ihren Sitz hat.

Die Reise mussten die sardischen Bergleute ohne Familie antreten. Ein schwerer Schritt in die Ferne. Doch die Krise des sardischen Bergbaus war enorm, die Arbeitslosigkeit groß, und Oberhausen eine Chance – auch für den arbeitslosen Carta. Die Freude bei ihm und elf seiner sardischen Kumpel war natürlich groß, als sie Anfang des Jahres 1957 ihre Familien aus Sardinien nachholen durften. Dass Carta zu den Glücklichen zählte, war Zufall: „Es wurde gelöst“, lächelt Carta. Für die zusammengeführten Familien gab's auch eine neue Unterkunft. Carta und seine Familie fanden in einem alten Schulgebäude an der Rosenstraße ihr neues Zuhause. Dort diente ihnen ein ehemaliges Klassenzimmer als Wohnung. Und die Concordia bestückte diese gratis mit vier Stühlen, einem Tisch, Besteck und Geschirr.

1960 kam auch Giuseppe Camporato nach Oberhausen. Camporatos Schwager schufte bereits im Schacht 4/5 der Concordia auf dem heutigen Gelände des BERO-Zentrums. Auch Camporatos Schwester lebte bereits in Oberhausen. Um die Familie wieder zusammenzuführen, kündigte Camporato bei einer Bauunternehmung auf Sardinien, um sich zusammen

mit zwei weiteren Schwestern eine neue Existenz in Oberhausen aufzubauen. Der Start ins „neue“ Leben im fremden Deutschland war nicht „beschwerdefrei“: „Ich war ja erst 16 und konnte die deutsche Sprache nicht“, erzählt Camporato. „Da fühlte ich mich in der ersten Zeit gar nicht so wohl.“ Doch mit der Zeit kam auch die Zufriedenheit. Mittlerweile ist Camporato 41 Jahre in Oberhausen. Und hat hier 1962 auch seine Liebe gefunden. Zwei Kinder sind aus der Ehe erwachsen. Sie sind aufgewachsen in Oberhausen, haben von ihrem Vater aber auch ein Stück Sardinien vermittelt bekommen.

Dass Oberhausens Vergangenheit und Gegenwart auch ein Stück Gestern und Heute ihrer sardischen



*Die Pflege ihres Brautums
liegt den Sarden
besonders am Herzen.*

Bürger und Bürgerinnen ist, diese Erkenntnis will die Stadt Oberhausen nun in zwei Städtepartnerschaften münden lassen. Und zwar mit den sardischen Kleinstädten Iglesias und Carbonia. Es waren gerade diese beiden Städte, aus denen in den 1950-er Jahren viele Bergarbeiter nach Oberhausen kamen. Sie verbindet mit Oberhausen ihre Bergbauvergangenheit, aber auch den Drang, mit einem mutig vorangetriebenen Strukturwandel die Folgen des Zechensterbens abzu-

federn und zu neuen Ufern – etwa durch touristische Ausrichtung – zu gelangen.

Seit diesem Jahr bemühen sich beide Seiten, die Weichen für eine Städtepartnerschaft zu stellen. An den umfangreichen Vorgesprächen war nicht nur Michael Wilken vom Büro des Oberbürgermeisters, sondern auch das „Centro Rinascita“ beteiligt. Und so nimmt es kein Wunder, dass ein erstes Treffen im Rahmen der Jubiläumsfeierlichkeiten des sardischen Kulturvereins stattfand. Gekommen waren der Staats-

Die sardische Delegation konnte schließlich bewundern, wie ihre Landsleute den Spagat zwischen sardischer Vergangenheit und Oberhausener Gegenwart und Zukunft schaffen. Und zwar beim rauschenden Fest im ausverkauften Oberhausener Ebertbad, wo das „Centro Rinascita“ am 20. Oktober seinen 20-jährigen Geburtstag feierte. Die Oberhausener Sarden ließen ihr südliches Temperament tanzen: Ob zu heißen Rhythmen aus den Charts oder zu traditionell sardischer Musik – Feuer war drin. „Deo so Sardu“ –

so steht es über der Theke im Vereinsheim: „Ich bin Sarde.“ Und Sarden wissen stets, unbeschwert zu feiern. Natürlich wurde auch der „Ballo Sardo“ am Jubiläumsabend getanzt – neben einer Moerser Gast-Tanzgruppe präsentierte ihn auch die „Gruppo Folk Sardegna“.

Tosenden Beifall erhielt Oberbürgermeister Burkhard Drescher für sein teilweise in italienischer Sprache gehaltenes Grußwort, in dem er die Sarden als nicht mehr

wegzudenkenden Teil Oberhausens bezeichnete und ihnen für ihren aktiven Beitrag beim Zusammenrücken von Italienern und Deutschen dankte. Insgesamt wurde viel gelacht, getanzt und gesprochen. Kurz nach Mitternacht prostete Bürgermeister Klaus Wehling den sardischen Gästen und Gianni Manca auf den letzten Schluck vollmundigen sardischen Rotweins zu. An diesem Abend die letzte freundschaftliche wie bedeutungsschwangere Geste der Stadt. Sicher aber nicht die letzte, die die Sarden in Oberhausen mit Freude entgegennehmen werden. Es wird weitere Feste geben.



*Im sardischen Kulturzentrum
an der Mülheimer Straße
ist immer Betrieb.*

sekretär im sardischen Arbeitsministerium, Artilio Dedeoni, und die Bürgermeister von Carbonia und Iglesias, Salvatore Cherchi und Paulo Collu, herzlich empfangen nicht nur von Oberbürgermeister Burkhard Drescher, seinem Stellvertreter Klaus Wehling und Michael Wilken, der die Städtepartnerschaften unter Dach und Fach bringen soll, damit junge Sarden bereits im Sommer an der Jugendbegegnung „Multi 2002“ teilnehmen können.

SPORT

Mit dem Krummstab nach oben

OTHC strebt zum Jubiläum den Aufstieg an

VON RALF BÖGEHOLZ

Der Verein hat sich einiges vorgenommen. Gut ein Jahr vor dem 100-jährigen Clubjubiläum strebt nicht nur die Tennismannschaft des Oberhausener THC endgültig die Rückkehr in die erste Bundesliga an, auch die Hockeyabteilung hat die Weichen auf eine erfolgreiche Zukunft gestellt. Nach den beiden Regionalliga-Aufstiegen 2001 in der Halle und auf dem Feld soll nun – zumindest beim „echten“ Hockey draußen – der Weg in die zweite Bundesliga führen.

Seit mittlerweile fast 99 Jahren jagen sie beim OTHC dem mit Leder überzogenen Korkball schon hinterher. Der Erfolg spielte dabei meist nur eine Nebenrolle. Schließlich sehen sich Hockeyspieler – nicht nur in Oberhausen – als eine große Familie, die gerne unter sich bleibt. Von Generation zu Generation wurde und wird das Talent weiter gereicht und dabei gut geschützt. Selbst heutzutage gibt es kaum einen bekannten Krummstäbler, der den Zugang zu diesem Sport nicht durch Vater oder Mutter gefunden hat. Die große Masse bleibt dem Sport dadurch fern, was lange Zeit durchaus so gewollt war. Denn dadurch hatten sie sich eine gewisse Exklusivität bewahrt, die es mittlerweile selbst beim Golf nicht mehr gibt. Um



Nach dem Regionalliga-Aufstieg 2001 peilt die Hockeyabteilung des OTHC höhere Ziele an.

die Sportart in einem Verein wie dem OTHC aber zu erhalten, sind letztlich Erfolge notwendig, ohne die der Nachwuchs, der in der heutigen Zeit vor einer enormen Fülle an Angeboten steht, ausbleibt.

Als einer der letzten Vereine der Umgebung trug der OTHC noch bis 2000 seine Feldspiele auf Naturrasen aus. Ein großer Nachteil, auch wenn dies bei Meisterschafts-Heimspielen den einen oder anderen unverhofften Punkt einbrachte. Umso mehr Maulwürfe den Platz am Kaisergarten für sich vereinnahmten und zu einer Art Buckelpiste umgruben, desto mehr verschlug es den Nachwuchs zu anderen Clubs, bei denen vor Beginn des Trainings oder eines Spiels nicht erst Gartenpflege betrieben werden musste. Mit dem Club Raffelberg, dem Kahlenberger HTC und vor allem dem „großen“ Uhlenhorst Mülheim gab es schließlich genügend Alternativen.

Den „Alten“ des OTHC machte dies freilich nicht viel aus, sie spielten auf dem Feld ihre Routine aus und legten ohnehin fast noch größeren Wert auf die dritte Halbzeit. Die OTHC-„Breitensportabteilung“ war lange ein (trink)fester Begriff in Oberhausen. Der Anspruch wurde dementsprechend angepasst und

noch heute zählt zu den größten Erfolgen der Vereinsgeschichte das Erreichen des Finales beim Ruhr-Cup 1986. „Das war eine tolle Sache“, erinnert sich der damalige Spieler und heutige Jugendwart Jo Meister an das Finale, bei dem der haushohe Favorit aus der Nachbarstadt an den Rand einer Niederlage gebracht wurde. Erst in der Verlängerung mussten sich die Oberhausener geschlagen geben, die das anschließend trotzdem in gebührender Art und Weise feierten.

Auch beim Aufschwung der letzten Jahre spielt Uhlenhorst Mülheim eine große Rolle. Nicht zuletzt wegen Stefan Kleine. Der jetzige Sportlehrer an der Anne-Frank-Realschule, seit 1963 beim sportlichen Aushängeschild unserer Nachbarstadt aktiv und mittlerweile der erfolgreichste Hockeytrainer Deutschlands, fand den Weg nach Oberhausen. Zunächst nur für kleine Zeiträume und meist parallel zu seinen Aufgaben in der Nachbarstadt. „Zur Hallensaison 1996 kam ich dann endgültig zum OTHC“, erinnert



*Eine der „Legenden“ des OTHC:
Michael „Mini“ Trost (r.),
der heute noch in der Zweiten spielt.*

sich Kleine, der damit den Grundstein für die heutigen Zukunftspläne legte. Denn der neunfache Europapokalsieger und fünffache Deutsche Meister konnte nicht nur Tipps, Tricks und unendlich viel Erfahrung weiter reichen, er bescherte den Oberhausenern

auch einen hervorragenden Ruf in der Szene. Und das Beste: Er wirkte auf die guten Spieler der Umgebung wie ein Magnet. Allein, um einmal bei ihm trainieren zu können oder, wie einige ehemalige Uhlenhorster, bei ihm zu bleiben, schlossen sich viele Cracks der Umgebung dem OTHC an. Dazu gehörten hoffnungsvolle Talente ebenso wie echte „Hockey-Größen“.

Der bekannteste von ihnen war sicherlich Sven Meinhardt. Der Olympiasieger von 1992, der schon anderthalb Jahre im italienischen Mailand unter Profibedingungen spielte, hätte in Mülheim noch einige Erfolge feiern können, doch nach seiner Rückkehr aus Italien kannte er die Spieler beim deutschen Vorzeigclub kaum noch und so folgte er seinem Freund, Torwart Markus Steinwachs, und seinem „Entdecker“ Stefan Kleine nach Oberhausen. Die Dimension dieses Wechsels ist für Hockey-Laien nur schwer zu verstehen. Etwas Vergleichbares beim Fußball wäre nahezu undenkbar. Etwa so, als wenn Ottmar Hitzfeld, Trainer des Deutschen Rekordmeisters Bayern München, zum Oberligisten SV Adler Osterfeld wechseln und kurze Zeit später ihm auch noch ein Stefan Effenberg, Mehmet Scholl oder Oliver Kahn folgen würden.

Im Wirtschaftsunternehmen Fußball unmöglich, im beschaulichen und familiären Hockey keine Sensation. Trotzdem mit großen Auswirkungen für den OTHC. Nicht nur, dass sich schon bald die sportlichen Erfolge einstellten, der Verein war plötzlich auch für den Nachwuchs ein höchst interessantes Thema. „Wo habe ich schon die Möglichkeit, mit einem Olympiasieger zu trainieren und von ihm so viel wie möglich zu lernen“, drückt es etwa Nachwuchsspieler Sebastian Wolter treffend aus. Der 19-Jährige zählt zu den talentierten Spielern aus den eigenen Reihen, für den es ein großes Ziel ist, sich einen Stammsplatz in der ersten Mannschaft zu erkämpfen. Vor einigen Jahren wäre er mit seinem Talent und seiner Klasse womöglich zu einem anderen Club mit besserer Perspektive gewechselt, heute ist er stolz, beim OTHC zu sein und bleibt auch dort, auch wenn er im Sommer möglicherweise ob der großen Konkurrenz mit einem Platz in der zweiten Mannschaft vorlieb nehmen muss. „Wir haben so viele Jugendmannschaften wie noch nie“, freut sich Jo Meister über die steigende Popularität, die mittlerweile auch den weiblichen Nachwuchs anzieht.



Die schöne OTHC-Anlage in der Neuen Mitte mit dem Kunstrasenplatz, der 2001 endgültig fertiggestellt wurde.

Wichtig für eine erfolgreiche Zukunft war natürlich auch die – hoffentlich endgültige – Fertigstellung des eigenen Kunstrasenplatzes in Nachbarschaft der Tennisanlage in der Neuen Mitte Oberhausen. Mit einem erheblichen finanziellen Kraftakt zunächst im April 2000 realisiert, musste er schon nach wenigen Wochen wieder gesperrt werden. Erhebliche Baumängel ließen einen weiteren Spielbetrieb nicht zu. Erst nach scheinbar endlosen Verhandlungen mit Firmen und Versicherungen gelang es im Sommer 2001 den Platz zu renovieren, ohne weiteres Geld aus der eigenen Tasche zu investieren. Prompt schaffte die Mannschaft um Meinhardt den souveränen Aufstieg in die Regionalliga.

Trainiert wurde sie dabei von Markus Schneider. Denn der, der den Stein beim OTHC ins Rollen gebracht hat, ist derweil gar nicht mehr da. Stefan Kleine folgte zur Feldsaison 2000 dem Hilferuf seines Heimatclubs aus Uhlenhorst, wo er den drohenden Absturz in die Zweitklassigkeit verhindern sollte.

Dies gelang ihm, wenn auch nur kurzfristig. In der abgelaufenen Saison 2001 passierte das für Mülheim Unvorstellbare, die „Uhlen“ mussten sich aus der ersten Bundesliga verabschieden. Dass man dieses beim OTHC gar nicht so ungern sah, gibt aufgrund der langjährigen Freundschaft beider Clubs niemand gerne zu. Doch für die weitere Zukunft des Vereins am Gasometer könnte dies durchaus positive Auswirkungen haben. Gut möglich, dass sich für die kommende Feldsaison noch weitere Ex-Bundesligaspieler aus der Nachbarstadt einfinden, da die Stimmung dort nicht gerade bestens sein soll, wie in Hockey-Kreisen berichtet wird.

Das würde der Krummstäbler-Abteilung der Oberhausener gut zu Gesicht stehen. Denn pünktlich zum Jubiläum 2003 hat schließlich auch die Tennismannschaft einiges vor. Nicht weniger als die Deutsche

Meisterschaft hat man sich dort zum Ziel gesetzt, auch wenn schon zweimal in Folge der Aufstieg in die erste Liga am letzten Spieltag „in den Sand gesetzt“ wurde. In diesem Sommer aber soll es endgültig klappen. Teamchef Ulrich Kraneburg, der nach eigenen Worten auch am Aufschwung der Hockeyer sehr interessiert ist, hat dazu eine Mannschaft zusammen gestellt, die schon jetzt um die Deutsche Meisterschaft mitreden könnte. Im nächsten Jahr soll

Trotzdem hat es nicht geklappt, da im entscheidenden Moment Pech und Nervenschwäche einen Strich durch die Rechnung machten. Daraus gelernt, nimmt man den Mund auch in der Hockeyabteilung nicht so voll. Die Mannschaft zusammen zu halten hat dabei höchste Priorität.

Für die Hallensaison, bei der Meinhardt als Spielertrainer fungiert und Routinier Jörn Backhaus ihm assistiert, hat dies schon nicht hundertprozentig ge-

klappt. Mit Thomas Schlegtehdahl und Gerrit Meyer werden zwei wichtige Akteure fehlen, allerdings aus gutem Grund und nur zeitlich begrenzt. Die beiden haben ein Angebot des italienischen Erstligisten Cernusco Mailand angenommen, bei dem sie bis Mitte Juni versuchen werden, die nationale Meisterschaft zu gewinnen. Bei der für den Hockeysport enormen Vergütung von umgerechnet 1500 Mark netto im Monat mussten sie nicht lange überlegen, zumal ihnen Sven Meinhardt seine Zeit in der norditalienischen Metropole in den leuchtendsten Farben geschildert hat. Zur Feldsaison stehen sie dann wie-

der dem OTHC zur Verfügung, sollte keine Verletzung oder die große Liebe dazwischen kommen.

Dann hofft man im Übrigen beim OTHC auch wieder auf Stefan Kleine. Der Erfolgscoach soll seine Mission fortsetzen, doch der ziert sich noch. „Das weiß ich wirklich noch nicht. Das hängt noch von vielen Dingen ab. Aber unabhängig davon traue ich dem OTHC den Sprung zu, wenn die Strukturen im Verein noch professioneller werden.“ Eigentlich doch eine reizvolle Aufgabe für einen Trainer, der schon so viel erreicht hat. „Eigentlich schon“, nickt Kleine und lächelt.



Im Finale des Ruhr-Cups 1986 unterlag der OTHC erst nach Verlängerung den großen „Uhlen“ aus Mülheim (stehend).

es dann so weit sein. OTHC-Vorsitzender Peter Runge wagt einen Blick nach vorn: „Ich will ja nichts beschreiben, aber träumen ist ja schon noch erlaubt.“

Man ist vorsichtig geworden beim OTHC, denn kaum ein Club hat es in den letzten Jahren so zu spüren bekommen, dass sich Erfolg nicht planen lässt. Kaum ein Superlativ wurde bei der Beschreibung der Tennismannschaft in den letzten beiden Jahren vor Saisonbeginn in der Presse ausgelassen.



Auch der Umgang mit „Kollege Computer“ will gelernt sein: Im „Rechnerzimmer“ des Studien-seminars stehen sechs Arbeitsplätze zur Verfügung.

PÄDAGOGIK

Damit Schule auch künftig lebt

*Studienseminar
am Kaisergarten macht
angehende Lehrer fit
für den Alltag*

VON KLAUS MÜLLER

Wenn 150 junge Lehrerinnen und Lehrer, die ihr Staatsexamen bereits in der Tasche haben, noch weitere zwei Jahre lang mehr oder weniger freiwillig die Schulbank drücken – dann:

A: müssen sie in all den Jahren ihrer Studienzeit wohl irgendetwas falsch gemacht haben

B: handelt es sich hierbei um den ob ihres Zeitraumes freilich besonders ausgeprägten Fall einer „Nachprüfung“

C: treten diese Pädagogen im Rahmen eines groß angelegten, beim „Guinness-Buch“ angemeldeten Rekordversuchs dem klassischen Vorurteil entgegen, Lehrer hätten doch eh nur Ferien

D: oder es ist nichts von alledem!

Ehe Sie jetzt geneigt sind, einen Ihnen eventuell bekannten Lehrkörper anzurufen und um Hilfe zu bitten, Sie sich damit allerdings der Gefahr aussetzen, unnötig einen Joker zu verquizzzen (weil: wenn Sie anrufen, hat er wahrscheinlich tatsächlich gerade Ferien!), sollten Sie doch besser einen Spaziergang „Am Kaisergarten“ mit dem Aufspüren der richtigen Lösung verbinden.



Noch ein kleines Stück hinter dem „Open Airea“-Fun-sport-Gelände, zwischen neuer Camper-Anlage und altem Hundeübungsplatz gelegen, da steht die Antwort auf die Frage, und zwar in Form eines idyllischen Gebäudes im Landhausstil – und auf dem dazu gehörigen Schild: „Studienseminar S II Oberhausen“. Was sich dahinter verbirgt, das hat einer der hier Lehrenden anlässlich des 25-jährigen Seminar-Jubiläums und der Herausgabe einer Festschrift einmal so beschrieben:

„Der Geist der Fachdidaktiken, der Cantus firmus allgemeiner Unterrichts-Methodologie, sie breiten sich in den Haupt- und Nebengelassen aus, medial gesteuert, pointiert; sie entfalten ihre Strahlkraft bald beredt, spielerisch-jauchzend, bald heilig-nüchtern. Orte kollegialer, kolloquialer, kongenialer Zusammenarbeit im Zeichen auch fachlicher Öffnungen, Durchlässe, Übergänge, thematischer und personaler

Das Studienseminar S II Oberhausen „Am Kaiser-garten“: Idyllisch gelegen zwischen neuer Camper-Anlage und altem Hundeübungsplatz.

Beziehungen, Verflechtungen, transversaler Prozesse“ – ?!?

Klarer Fall, hier muss der Fifty-fifty-Joker gezogen werden. Wofür hat das per Runderlass des Kultusministers vom 27. April 1973 gegründete „Bezirksseminar für das Lehramt am Gymnasium Oberhausen“ mit Werner Andorfer und Frank Hopmann schließlich zwei Leiter, die mir heute – kurz vor den Herbstferien – Rede und Antwort stehen.

„Fangen wir doch gleich mal mit dem neuen Namen an“, bricht Andorfer das Eis. Und erläutert, dass das „Studienseminar S II“ für die Sekundarstufe II, also für die bis zum Abitur führenden Jahrgänge einer Schule, steht. 1973 gab es hierfür tatsächlich nur einen Schultyp, nämlich das Gymnasium. Daher auch



die alte Bezeichnung des heutigen Studienseminars, die auf Grund der baldigen Einführung der Gesamtschule und deren Berechtigung, ihre Schülerinnen und Schüler ebenfalls zum Abitur zu führen, geändert werden musste. „Und wenn wir schon einmal bei Änderungen sind, dann gilt es festzustellen, dass sich nicht nur Schultypen, sondern auch die Typen an den Schulen – Lehrer wie Schüler – in fast 30 Jahren sehr gewandelt haben“, ergänzt Hopmann. Darüber hinaus natürlich auch das Fächerangebot, deren Inhalte, die technischen Rahmenbedingungen und vieles mehr. „Da müssen theoretisch per erstem Staatsexamen erprobte Lehramtsanwärterinnen und Lehramtsanwärter auf dem Laufenden sein, müssen diese so genannten Referendare parallel zu ihrer Praxis an Schulen über Seminare auf das vorbereitet werden, was ihnen im alltäglichen Schulbetrieb später begegnen kann und wird“, führt Frank Hopmann weiter aus.

Mit dem 1. Staatsexamen in der Tasche müssen die Lehrerinnen und Lehrer noch zwei weitere Jahre im Studienseminar die Schulbank drücken.

Und Werner Andorfer sorgt für endgültige Klarheit: „Kurzum: Die im Schnitt rund 150 Pädagoginnen und Pädagogen, die wir hier zwei Jahre lang betreuen, müssen lernen, den Lehrstoff zeitgemäß zu vermitteln; sie müssen Lehren aus den sich verändernden Verhaltensweisen der Schüler ziehen und am besten schon im Vorfeld lernen, damit umzugehen. Der Spruch vom ‚Alles schläft und einer spricht – ja, das nennt man Unterricht‘, der gehört nun wirklich der Vergangenheit an. Damit Schule auch künftig lebt – dafür leben und arbeiten wir hier.“

Ein Blick auf das breite Fächer-Spektrum, für das es „Am Kaisergarten“ Haupt- bzw. Fachseminarleiter gibt, verdeutlicht, welchem Wandel sich gerade Schulen der Sekundarstufe II zu unterziehen hatten und

haben: Klassiker waren, sind und werden wohl auch bleiben Sport und Musik. Gehören bei den Sprachen Deutsch, Englisch, Französisch und Latein noch zu den „Etablierten“, sind Spanisch und Türkisch schon eher „Neuland“. Für Türkisch gibt es in ganz NRW übrigens nur zwei Referendar-Seminare – in Gelsenkirchen und in Oberhausen.

Bei den Geisteswissenschaften liegen Geschichte, Sozialwissenschaft, Erdkunde, Philosophie, Pädagogik sowie evangelische und katholische Religion nach wie vor im Trend, während Psychologie (Seminare gibt es hierfür lediglich in Köln, Hamm und Oberhausen) schon wieder wesentlich „moderner“ ist.

Bleiben die Naturwissenschaften, die nach wie vor von den Fächern Mathematik, Physik, Chemie und Biologie bestimmt werden. In jüngster Zeit hinzu gekommen ist hier der Bereich „Technik“, für den es in ganz Nordrhein-Westfalen ebenfalls gerade mal drei Fachseminar-Einrichtungen gibt – in Essen, Recklinghausen und natürlich in Oberhausen.

Apropos Technik: Wenn es überhaupt eine Errungenschaft gibt, an der sich der rasante Wandel in der Gesellschaft und damit natürlich auch inner- und außerhalb des Schulbetriebs (sowohl rein verwaltungsintern betrachtet als auch den Lehrplan betreffend) nachvollziehen lässt – dann ist es selbstverständlich „Kollege Computer“.

Der Gang ins unterm Dach gelegene „Rechnerzimmer“ des Studienseminars, wo sechs Geräte neben sechs recht vorsintflutlich anmutenden Bildschirmen vor sich hin summen, beweist gleich zweierlei. Zum einen: Nicht nur bei der Ausstattung der Schulen wird gespart; auch dort, wo die Paukerinnen und Pauker von morgen ausgebildet werden, regiert der Rotstift. Und dies, obwohl zum anderen der Informationsbedarf immens ist. Denn: Während die Schülerinnen und Schüler fast ausnahmslos technisch aufgerüstet haben und (bisweilen) sehr zum Leidwesen des Lehrpersonals nicht nur in Sachen Computer auf WAP und Zack sind, müssen die Referendarinnen und Referendare aufpassen, den Zug in Richtung Bits and Bytes nicht zu verpassen.

Doch zurück zum Ausgangspunkt: Auf dem Parkstreifen vor dem Landhaus „Am Kaisergarten“ stehen Fahrzeuge mit den unterschiedlichsten Kennzeichen. Aus Essen, Duisburg, Bochum, Düsseldorf und sogar

aus Münster kommen die Referendare angereist, um sich auf die nach zwei Jahren anstehende Prüfung intensiv vorzubereiten. Mobilität ist angesagt – zunächst einmal rein fahrtechnisch gesehen, denn die Ausbildungsschulen (Gesamtschulen und Gymnasien), mit denen das Studienseminar kooperiert, sind neben Oberhausen in Essen, Duisburg, Dinslaken, Wessel, Voerde und Mülheim. Aber auch mental müssen die in der Regel um die 30 Jahre alten Lehramtsanwärterinnen und Lehramtsanwärter – mittlerweile sind dies übrigens zu 60 Prozent Frauen – flexibel sein.

„An Fachwissen mangelt es in den seltensten Fällen. Die alles entscheidende Frage aber lautet: Wie schaffe ich es, dieses den Schülerinnen und Schülern zu vermitteln? Darauf versuchen wir hier, zeitgemäße Antworten zu geben“, erläutert Andorfer. Der Begriff des „individuellen Lernens“, der sei jünger als das Studienseminar selbst. „Der war lange Zeit gar nicht zugelassen“, so Hopmann. „Früher fuhren Lehrer morgens zu ihrer Schule, erfüllten dort ihren Bildungsauftrag – und ab ging's nach Hause. Heute hingegen wird von einem Pädagogen entschieden mehr verlangt, beispielsweise im kommunikativen Bereich.“

An den beiden Eckpfeilern in der Rollendefinition eines Lehrers – Unterrichten und Erziehen – habe sich zwar nichts geändert, doch das Ausrufungszeichen verschob sich deutlich hinter den Begriff des Erziehens. Neu hinzu gekommen sind Anforderungsprofile wie das Beurteilen und Beraten, das Organisieren und Innovieren. „Damit ist auch und gerade eine neue weil eigene Gestaltung von Unterricht gemeint, als logische Weiterentwicklung der in den Curricula verankerten Inhalte“, betonen Werner Andorfer und Frank Hopmann.

Wie stelle ich mich auf? Wie organisiere ich mich? Wie gelingt es mir, pures Fachwissen modern aufbereitet den Schülerinnen und Schülern zu vermitteln? Um diese und viele weitere Fragen geht es. Aber auch darum, wie man problematischen, vielleicht sogar gewalttätigen Pennälern begegnet. „In Rollenspielen üben wir, Reaktionen einzustudieren – vom tätlichen Angriff bis hin zur anschließenden Lehrerkonferenz“, erklären die beiden Seminarleiter.

Es wird gelernt, Hintergründe zu erforschen. Wie kam es zur Eskalation der Situation? Wie kann man

diese künftig verhindern? Die breite Themenpalette, die hier in idyllischer Abgeschiedenheit vom hektischen Schulalltag zum Tragen kommt, wird von den Referendarinnen und Referendaren mit bestimmt. Schließlich sind sie parallel an den Ausbildungsschulen im Einsatz – und erleben so hautnah, was es heißt, vor einer Klasse zu stehen.

In Seminaren und Projekten setzen sich die Lehrerinnen und Lehrer von morgen darüber hinaus mit Themen wie Rechtsradikalismus, Sexueller Missbrauch oder mit der Drogenproblematik auseinander. Unterstützung gibt es dabei unter anderem vom stadtpsychologischen Dienst oder der Erziehungsberatungsstelle. Und selbst die Fähigkeit, zur Ruhe zu kommen, ganz einfach Abstand von Stresssituationen zu gewinnen, will im Zuge gezielter Entspannungsübungen erst einmal gelernt sein.

Studienfahrten gehören ebenfalls zum Angebot. Mal fachbezogen, mal übergreifend. „Wir sind der Ansicht, dass Lehrerinnen und Lehrer – egal welchen Faches – sich mit der Historie unseres Landes beschäftigen sollten“, meint Werner Andorfer im Hinblick auf die einwöchige Berlinreise, die alle Referendarinnen und Referendare gemeinsam unternehmen. Hinzu kommen Sprachreisen: So verabschieden sich beispielsweise die „Franzosen“ für eine Woche, um Land und Leute „vor Ort“ zu studieren und dabei die Sprachkenntnisse zu vervollkommen. Während in Frankreich eine enge Kooperation mit einer Ausbildungsstätte in Lyon Früchte trägt – und zwar in beiden Richtungen –, tun sich die „Engländer“ da noch etwas schwer. „Trotz wiederholter Versuche ist es uns noch nicht gelungen, einen Partner auf der Insel zu finden“, bedauert Andorfer. Schließlich gehen die „Pauker in spe“ mit einer Schulklasse eine Woche lang auf Ski-Exkursion.

Nach zwei Jahren geht es dann in die Prüfungen für das zweite Staatsexamen. Die Noch-Referendarinnen und Referendare müssen in ihren beiden Schulfächern jeweils eine Lehrprobe absolvieren – unter strenger Beobachtung der Fach- und Hauptseminarleiter, des Leiters der Ausbildungsschule und gelegentlich auch eines Vertreters der Schulaufsicht. „Zu

einem Problem der eigenen pädagogischen Praxis“ gilt es zudem, eine schriftliche Hausarbeit zu erstellen. Schließlich steht noch eine mündliche Prüfung – das so genannte „Kolloquium“ – an. Die Einzelbewertungen dieser Disziplinen ergeben dann die Examensnote, die mindestens „Ausreichend“ sein muss. Erst dann haben die Absolventinnen und Absolventen die offizielle Berechtigung, sich um eine Lehrerstelle zu bewerben. Geringe „Durchfall“- und hohe Vermittlungs-Quoten erklären den guten Ruf, den das von Werner Andorfer und Frank Hopmann geleitete Institut im ganzen Land genießt.



Ein starkes Duo: Frank Hopmann (l.) und Werner Andorfer, die beiden Leiter des „Studienseminars S II Oberhausen“.

Während am „Studienseminar S II Oberhausen“ bereits die „Neuen“ in den Genuss „kollegialer, kolloquialer und kongenialer Zusammenarbeit“ kommen, ist es für die erfolgreichen Absolventinnen und Absolventen an der Zeit, den dritten und letzten „Joker“ zu ziehen, indem sie ihr „Publikum“, sprich: ihre Schülerinnen und Schüler befragen. Und wenn sie nicht gerade versuchen, die exakte Definition „transversaler Prozesse“ oder „allgemeiner Unterrichts-Methodologie“ in Erfahrung zu bringen, dann werden sie die Haupt- und Nebengelasse ihres neuen Wirkungskreises Schule auch eher spielerisch-jauchzend denn heilig-nüchtern verlassen.

BRAUCHTUM

Im Banne der Heiligen Barbara

Das Steckpferd des Sterkraders Alfred Lindemann

VON ASTRID KNÜMANN

Sie ist eine Frau mit einer spannenden Geschichte. Und sie fasziniert Alfred Lindemann aus Sterkrade seit Jahren. Ihre Heimat ist die Türkei. Hier hat sie der Legende nach im dritten oder frühen vierten Jahrhundert zur Zeit der Christenverfolgung in Nikomedien als Tochter des reichen Heiden Dioskur gelebt. Als gläubige Christin wurde sie später hingerichtet. Hinter dieser Frauengestalt verbirgt sich die Heilige Barbara, die als Schutzpatronin der Berg- und Hüttenleute bekannt wurde. Und genau hier berühren sich die Geschichten von Barbara und Alfred. Sie sucht er auf all' seinen Reisen und Stadtbesichtigungen in Deutschland und in Europa. Dabei hat er schon die unglaublichsten Orte entdeckt, an denen diese Heilige verehrt wird – sogar eine Verwandlung in einen Mann hat er dokumentiert.

Doch der Reihe nach. Alfred Lindemann, Jahrgang 1936, war 40 Jahre lang Bergmann, war Hauer und Sprengbeauftragter unter Tage, wurde Bergbau-Ingenieur und schließlich Sicherheitsingenieur auf dem Bergwerk Prosper-Haniel, bevor er 1991 in den Ruhestand ging. „Bis zu meinem 50. Lebensjahr bin ich immer hinter der Kohle her gerannt“, schmunzelt der Sterkrader aus Leib und Seele, und er meint das ganz wörtlich. Trotz jahrelanger Wechselschichten hat Alfred Lindemann stets ein Hobby gepflegt – das Lesen.



Die Schutzpatronin der Berg- und Hüttenleute, die Heilige Barbara, hat Alfred Lindemann überall in Europa gefunden.

„Davon ernte ich heute die Früchte.“ So hat er die Rentnerzeit sorgsam vorgeplant: „Ich musste einen Ausgleich schaffen für die Zeit danach.“

Bei einem Ausgleich blieb es nicht. Zunächst reizt ihn alles, was den Hauch des Geschichtlichen trägt. Vor allem in die Geschichte seiner Sterkrader Heimat

hat er sich hinein gegraben. „Ich war 1990 der Meinung, dass es nur sehr wenig Heimatliteratur gibt. Das hat mich gefuchst.“ Und so hat er sich durch Berge von Archiv-Zeitungen gewühlt, hat gesammelt und nachgefragt und schon bald das erste Buch fertig gestellt: Chronologie Sterkrade, 1000 Daten zur Heimatgeschichte. „Ich habe eine Aufgabe gesucht, bei der ich mit Fleiß und Mühe etwas zu Stande bringe, ohne den Anspruch zu erheben, ein Historiker zu sein. Das bin ich nämlich nicht“, betont der Sterkrader aus Leidenschaft.

Immer neue Aufgaben entdeckt der mittlerweile 65-Jährige und gibt nicht eher Ruhe, bis er alle Spuren gesammelt, gesichtet, ausgewertet und zusammengefügt hat. Ein gutes Beispiel dafür ist das Buch

Jeden Monat ein Blatt – und schon ist man ein bisschen schlauer, was die Sterkrader Geschichte angeht. Seit 1992 bringt Alfred Lindemann den Kalender „Alt-Sterkrader Heimatgeschichten“ heraus. Hierbei kommt ihm die umfangreiche Sammlung seiner Bilder mit Motiven von anno dazumal zu Gute. „Ich möchte die Sterkrader Bürger daran teilhaben lassen“, erklärt Alfred Lindemann die Motivation für diese Jahresarbeit. Der Pfiff: Auf der Rückseite eines jeden Monats stehen Geschichten aus dem Leben der Menschen von einst. Dazu gehören Erlasse zur Schulordnung ebenso wie Zeitungsartikel über gemeine Verbrechen oder die Geschichte eines Vereins. „Vieles davon kenne ich sogar noch aus eigener Erfahrung“, sagt der Sterkrader, der „das Glück hatte, auf der Schwarzen Heide geboren zu sein“. Die Ideen liegen für ihn tatsächlich auf der Straße, sie kommen auch bei Gesprächen mit Freunden, Nachbarn, Bekannten – oder beim x-ten Bombenfund auf dem Gelände der ehemaligen Zeche Sterkrade: „Daraus mach' ich etwas für das Jahr 2003.“ Und dazu wird er sich wieder tief hineinbuddeln in die vorhandenen Quellen.

Mit dem Hineinbuddeln schlagen wir den Bogen zurück zur Heiligen Barbara. Es ist das Hineinbuddeln in die Erde, durch die kilometerlangen Stollen auf der Suche nach dem Schwarzen Gold des Reviers, das uns zum Anfang der Geschichte zurückbringt. „Ich begegnete ihr schon, als ich 1952 auf dem Pütt anfang. In den letzten Jahren habe ich auf der Zeche Prosper Haniel einen Kalender für Bergleute gestaltet. Und der erste handelte von der Heiligen Barbara“, erläutert Alfred Lindemann, „ich bin durchs ganze Ruhrgebiet gesaust und habe die Barbaras gesucht und dann fotografiert. Danach war ich irgendwie auf diese Dame fixiert“, schmunzelt der Sterkrader. Sage und schreibe 800 Abbildungen der Heiligen Barbara hat der Experte derweil zusammengetragen – aus der ganzen Welt. Und dabei begleitet ihn meist seine Ehefrau, die inzwischen auch schon ein geübtes Auge für die Darstellungen der Heiligen entwickelt hat.

In Europa waren sie schon in fast allen Ländern, in denen es Barbara-Darstellungen gibt. Von Rügen bis Garmisch, von Holland über Belgien und Frankreich bis Italien, von Österreich bis Polen, in Portugal und Spanien – überall gibt es die Heilige Barbara, die ja nicht nur die Schutzpatronin der Berg- und Hütten-



Sohn Ulrich unterstützt seinen Vater bei der Digitalisierung der historischen Schätzchen

„500 Kilometer Oberhausener Straßengeschichte“. Hier erfährt der Leser, wie die Straßen zu ihrem Namen kamen und was sich dahinter an geschichtlichen Fakten verbirgt. Eine akribische Arbeit, doch das ist Alfred Lindemanns Steckenpferd. Die Stunden in Büchereien und Archiven kann er schon gar nicht mehr zählen. Doch es müssen nicht immer dicke Bücher sein, die es zu wälzen gilt.

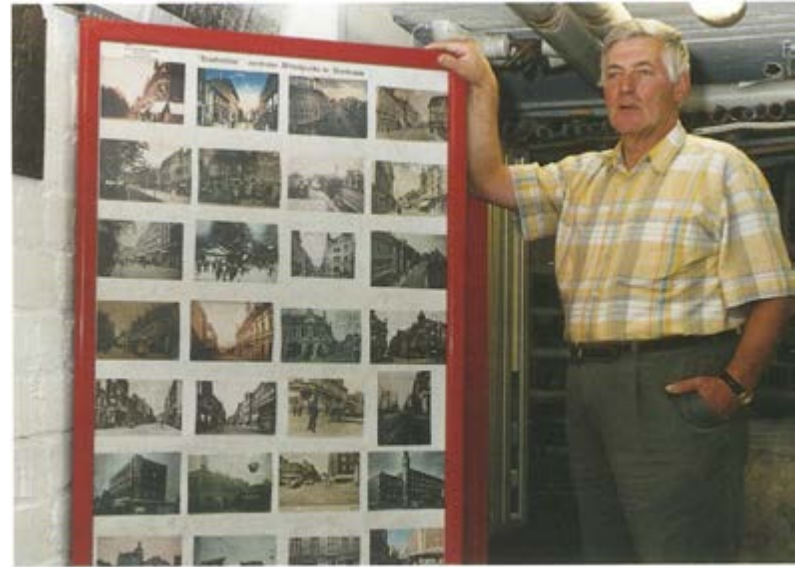
leute ist, sondern auch der Artelleristen und eine schillernde Figur unter den Vierzehn Nothelfern. Sie gilt ferner als Beschützerin gegen Blitz und Feuerefahr, die Glockengießer vertrauen ihrem Schutz, ebenso Ärzte, Apotheker und Studenten.

Der weiteste Weg auf der Suche nach Barbara führte Alfred Lindemann nach Südafrika; hierhin verschlug es ihn anlässlich einer Konzertreise mit einem Rheinhausener Männerchor. Dabei stolperte er auch über die Heilige. Allerdings sah sie ganz anders aus, als es sich der Sterkrader vorstellte: Sie trug Hosen und auch die übrige Ausstattung eines Bergmannes – kurz, sie war ein Mann. „Ich hab' sie oder ihn bei einer Grubenfahrt auf einer Goldmine in Johannesburg gesehen. Auf meine Frage, warum Barbara ein Mann ist, wurde mir erklärt, dass sich die afrikanischen Bergleute nicht von einer Frau beschützen lassen würden. Um den Brauch aber auch in Johannesburg zu erhalten, wurde aus der Heiligen Barbara ein Mister Barbara. Ein Mann der Grubenwehr, dem sich die südafrikanischen Mineure bei Gefahr oder Unglücken anvertrauen können“, erklärte der weit gereiste Lindemann. Inzwischen ist er ein anerkannter Fachmann in Sachen Heilige Barbara, dessen Kenntnisse auch anderswo gefragt sind. Zu Vorträgen reiste er ins Erzgebirge und nach Hessen, zeigte in Ausstellungen die unglaubliche Vielfalt der künstlerischen Darstellungen der Heiligen.

Die Suche nach neuen Motiven der Schutzpatronin führt unweigerlich zu einem weiteren Steckpferd des „Heimatsforschers“, dem Drahtesel. Mit ihm ist er stets in der näheren und weiteren Umgebung unterwegs, um diese zu erkunden – und neue Anregungen und Informationen zu sammeln. Sei es aus Sterkrade oder anderen Regionen. Die bedeutendsten Flusstäler in Deutschland hat er auf diese Weise mit seinen Freunden schon erradelt – immer mit der Kamera im Gepäck, denn vielleicht gibt es ja irgendwo doch noch eine ihm unbekannte Darstellung der Heiligen Barbara zu entdecken. Eines haben alle seine Unternehmungen gemeinsam: „Ich versuche immer, andere an dem, was ich tue, teilhaben zu lassen.“ So entstanden nicht nur die Bücher und Kalender, die Ausstellungen und Vorträge, sondern auch eine kleine Info-Broschüre als Zusammenfassung von Radtouren in Nah und Fern um Sterkrade.

Pläne hat Alfred Lindemann noch jede Menge. So möchte er der Sterkrader Fahne wieder zu neuen Ehren verhelfen, „damit sie nicht in Vergessenheit gerät“. Auch ist eine Chronik der wichtigsten Daten der Geschichte Oberhausens in Arbeit – so an die 3000 Daten werden das wohl werden. Sie soll ebenso bald auf einer CD-Rom erscheinen wie die „500 Kilometer Oberhausener Straßengeschichte“ mit Bildern von jeder Straße im Stadtgebiet.

Und hier steigt Ulrich Lindemann, der Sohn des agilen Rentners, ins Geschehen ein. Er unterstützt seinen Vater mit seinem Wissen um die moderne Technik. Der Mitarbeiter der Oberhausener Stadtparkasse und Vater von zwei Kindern hilft, die mühsam gesammelten historischen Daten auf modernen Spei-



*Alte Stadtansichten nehmen
im Archiv von Alfred Lindemann
einen großen Platz ein.*

chermedien fest zu halten. Denn auf eines hofft Alfred Lindemann: „Dass sich vielleicht bald wieder mehr Leute finden, die sich aktiv mit dem Erhalt von Volksbrauchtum und Traditionen befassen. Davon gibt es zurzeit wenige, aber es gibt viele, die sich für das fertige Resultat interessieren.“ Vielleicht tritt ja eines der vier Enkelkinder in die Fußstapfen des Großvaters – der Grundstock dafür ist gelegt.



Fährt einen witzigen Zick-Zack-Kurs und dreht sich um die eigene Achse: die Familienachterbahn „Speedy“.

FREIZEIT

Ein ganz besonderer Park

Schausteller Oscar Bruch jr. investierte 12 Mio. in neue Erlebnisswelt am Centro.O.

VON MICHAEL SCHMITZ

Paul Healey, Sohn des britischen Centro.O.-Investors, kam gemeinsam mit Oberbürgermeister Burkhard Drescher zur Eröffnung und besuchte das neue Schmuckstück erst kürzlich wieder, um die Bereicherung des Centro.O. zu würdigen. Als Freizeit- und Erlebnisswelt im Zentrum der Neuen Mitte Oberhausen bietet der Centro.O. Park in der Tat ein optimales Ambiente zur Shopping-Mall. Und obwohl die erste Saison vor allem angesichts der wenig zuträglichen Witterung allenfalls durchwachsen verlaufen ist, Oscar Bruch jr. ist dennoch nicht unzufrieden: „Für uns war die erste Saison auch so etwas wie ein Test.“ Denn der aus einer der größten deutschen Dynastien stammende Schausteller ist, wie seine Familie und deren Vorfahren schon seit 1848, bislang gereist, von Kirmes zu Kirmes. Ein fester Standort, damit hat „Ossi“ jr. Neuland betreten, als nach monatelangen Vorarbeiten am 23. März 2001 der Centro.O. Park unter seiner Regie als attraktiver Freizeitpark eröffnet wurde.

Rund 12 Mio. Mark privates Kapital hat Bruch investiert in etliche Highlights, die sich um das weithin sichtbare Riesenrad ranken, in dem 32 Gondeln jeweils sechs Gäste auf bis zu 44 Meter Höhe, den höch-



*Nicht nur bei Kindern beliebt:
die Traktorbahn.*

sten Punkt im Park bringen, von wo aus man einen wunderschönen Panoramablick über das CentrO und Oberhausen insgesamt genießen kann. Zweithöchster Punkt ist der Drachenflug im asiatischen Teil des Parks, 28 in Form chinesischer Drachen gestaltete Gondeln tanzen mit bis zu zwei Besuchern in 32 Metern Höhe ein luftiges Ballett. Mehr als nur ein Geheimtipp auch auf Rummelplätzen, wo sie mit unterschiedlichen Mäusenamen rotiert, ist „Speedy“, eine Familienachterbahn, deren höchster Punkt zwar nur bei 14 Metern liegt, die aber auf 300 Meter Länge einen aberwitzigen Zickzack-Kurs fährt und sich dabei um die eigene Achse dreht.

Dagegen ist „BeeBee“, ebenfalls an der dem Rie-

senrad gegenüberliegenden Parkseite aufgebaut, ein echtes Familienfahrgeschäft, wo bereits Vierjährige mitfahren dürfen, wenn sie in Begleitung eines Erwachsenen sind. Zehn Gondeln für je zwei Personen schaukeln sich gegenläufig auf maximal fünf Meter Höhe. Eine der schönsten Attraktionen steht mit dem „Pirat“ mitten im Park. Direkt am Wassergraben zur Promenade können in dem 12 Tonnen schweren Schaukelschiff 54 Fahrgäste Platz nehmen, um sich dann bis zu einer Höhe von 18 Metern (Schiffspitze)



*Der Haupteingang
des neuen CentrO-Parks
liegt direkt an der Promenade.*

über die Mittelachse hinaustragen zu lassen. Im hinteren Teil des Parks warten zwölf „Bullen“ auf jeweils bis zu zwei Reiterinnen oder Reiter. Auf drei Scheiben, die sich horizontal und gegenläufig um die eigene Achse drehen, bietet das „Rodeo“ eine rasante Rundfahrt.

Sorgfältig haben Oscar Bruch und sein Team darauf geachtet, dass sich die Neuerungen in die wunderschöne, natürliche Parkanlage einfügen, da wurde nicht einfach mit Beton versiegelt, um Fahrgeschäfte zu bauen, da wurden, für den Besucher kaum sichtbar, die Infrastruktur im gesamten Untergrund aufgerüstet, unzählige Kubikmeter Beton in den Boden eingelassen, zig Kilometer Starkstromkabel und Wasser-



kanäle verlegt, um nur einige Schwerpunkte zu nennen.

Über diese sieben Neuerungen hinaus bietet Bruch weiterhin auch Bewährtes im CentrO. Park an. Nicht nur bei Kindern immer wieder beliebt ist die Traktorbahn, die fünf Minuten lang über 600 Meter Schienenstrecke tuckert, die Bruch aber auch mit einer Neuigkeit ausgerüstet hat. Über eine computergesteuerte Anlage können während der Fahrt Erinnerungsfotos von den Fahrgästen geschossen werden, die man dann direkt am Ausgang der Traktorbahn kaufen kann. Auch der Eiszweig-Express von Schöller ist geblieben, ebenso das Nostalgie-Karussell, der Rutschenturm als bis zur Neueröffnung markantester Punkt im Park, die Goldwaschbecken „Piratengold“ sowie die Trampolinanlage für bis zu zehn Kinder, die direkt neben dem Riesenrad zum Toben einlädt.

*Auch nostalgische Karussells
sind in die schöne Parklandschaft
eingebettet.*

Und auch die 3000 Quadratmeter große Schöller-Abenteuerinsel im Herzen des acht Hektar großen Parks ist beim Umbau natürlich nicht weggespült worden, sondern lockt weiterhin mit Wasserspielplatz, Hängebrücken und Kletterburgen.

Dass der CentrO. Park bei allen neuen Attraktionen Park geblieben ist, merkt jeder Besucher beim Gang durch das hügelige Gelände. Man geht über unterschiedliche Wegedecken an ständig sich wandelnden Wechsellpflanzungen vorbei, kann den Wasserläufen und Bächen folgen und darf sogar den Rasen betreten. Und man kann sich natürlich auch an zwei neuen, großzügig angelegten Gastronomie-Pavillons oder zwei Sonderständen entspannen, die vielfältige Party-



*Das Schaukelschiff „Pirat“
trägt die Fahrgäste
bis zu 18 Meter hoch.*

Snacks von den Klassikern wie Thüringer Rostbratwurst oder Currywurst und „Pommes Rot-Weiß“ bis zu Satespießen, Chicken Nuggets, Ham-, Cheese- und Chickenburgern, gemischten Salaten und Muffin oder Donuts bieten. Und natürlich Getränke, für die Großen auch ein frisch gezapftes Pils.

Übrigens hat der Park während des Weihnachtsmarktes im CentrO. freitags (von 14 bis 20 Uhr) sowie samstags und sonntags (jeweils von 12 bis 20) Uhr bei freiem Eintritt geöffnet. Für die Nutzung der Fahrgeschäfte und anderer Attraktionen können Wertmarken gekauft werden.

Damit deutet Oscar Bruch jr. an, dass es für die Saison 2002 eine neue Preiskonzeption geben wird. Der Schausteller, der einen auf zehn Jahre befristeten Vertrag für die Nutzung des Parks mit weiteren zehn Jahren Option abgeschlossen hat, plant ein völlig neues Konzept für die Eintrittspreise. Möglich ist ein niedriger Grundpreis, der eine Freifahrt auf dem Riesenrad beinhaltet. Für die Nutzung der anderen Fahrgeschäfte und Attraktionen müssten dann ebenfalls Wertmarken gekauft werden. Außerdem will Bruch,

der mit einem neuen Ausschank (Feuerzangenbowle etc.) in der Vorweihnachtszeit 2001 auf der Promenade steht und diesen später dann als dritte große gastronomische Einheit in den Park integrieren will, in der Winterpause den Park noch freizeitgerechter gestalten, denkt mit Rückblick auf den so genannten Sommer 2001 unter anderem an einen zusätzlichen überdachten Bereich.

Bei allem Blick nach vorn denkt er auch gern an den Tag zurück, an dem auf seine Einladung 350 behinderte Kinder aus Essen, aus dem Franz-Sales-Haus und der Pestalozzischule, kostenlos im Park sich amüsieren durften, auch der Bustransfer zum Nulltarif organisiert war. Glücklich zeigt der Schausteller (und Geschäftsmann) den später angekommenen Brief der Leitung. Darin bedankt sie sich für Bruchs Engagement für diese Kinder, das komme in unserer Gesellschaft nicht oft vor. Es ist eben ein ganz besonderer Park unter ganz besonderem Dirigat.

CHRONIK

Blick zurück auf 2001

VON HELMUT KAWOHL

Die große Sorge darüber, wie stark der Weltfrieden nach den schockierenden Terroranschlägen in den Vereinigten Staaten vom 11. September gefährdet ist, beschäftigte in der zweiten Jahreshälfte auch die Menschen in Oberhausen fast täglich. Lokale Ereignisse gerieten da verständlicherweise eher in den Hintergrund. Erfolgsmeldungen schrieben 2001 der Tourismus in Oberhausen, der sich mit der steigenden Zahl der Übernachtungsgäste an die Spitze im Ruhrgebiet gesetzt hat, der Gasometer mit der Winterausstellung „Blaues Gold“, die in den ersten zwei Monaten von 100 000 Besuchern gesehen wurde, und natürlich das Theater Oberhausen, das von Kritikern zum vierten Mal in Folge zur Nr. 1 im Rheinland gekürt wurde. Betrübt reagierten Theaterfans da auf die Nachricht, dass Intendant Klaus Weise das Haus zur Spielzeit 2003/2004 Richtung Bonn verlassen wird.

Für das Musical „Tobaluga & Lilli“ fiel nach nur 21 Monaten im Juni der letzte Vorhang, zum Jahresende wurde ein Weihnachtsmusical präsentiert. Warten wir also ab, wie es im Theater Centro weiter geht. Themen, die die Stadt und ihre Bürgerinnen und Bürger im Jahr 2001 immer wieder beschäftigten, waren auch die Pläne für den Zukunftspark O.vision auf dem ehemaligen Stahlwerksgelände an der Osterfelder Straße, der Umbau des Bert-Brecht-Hauses zu einem Kulturzentrum, die Teilprivatisierung der Müllverbrennungsanlage, die Trassenführung für den Metrorapid und die notwendige Reform der Stadtverwaltung vor dem Hintergrund der desolaten Finanzlage der Stadt.



Abgebrannt: Der stillgelegte Kühlturm auf dem ehemaligen Stahlwerksgelände

Dezember 2000 / Januar

Alteneinrichtungen Louise-Schroeder-Heim und Elly-Heuss-Knapp-Stiftung werden für 22 Mio. DM modernisiert · Neuer „Starenkasten“ blitzt schnelle Fahrer auf der Stadtautobahn A 516 · Gastronomenfamilie Hellersberg übernimmt Moni-Alm in Rottach-Egern am Tegernsee · Daniel Schranz neuer Chef der CDU-Ratsfraktion · Jugendkirche „Tabgha“ in Christ König Buschhausen furios gestartet · Ratsmitglieder sammeln auf dem Weihnachtsmarkt für die ukrainische Partnerstadt Saporoshje · Peter Maffay gastiert mit zwei ausverkauften Konzerten in der Arena · Müllgebühren steigen um 12 Prozent · Eishockey: „Revier Löwen“ nach starken Leistungen in den Play off-Rängen · Bürger füllen 5000 Pakete für Friedensdorf-Hilfsaktion · Stillgelegter Kühlturm auf dem ehemaligen Stahlwerksgelände gerät bei Abbrucharbeiten in Brand: 30 Meter hohe Flammen schlagen aus seinem Inneren heraus · „Missfits“ begeistern mit ihrem neuem Programm „Mit noch mehr Männern“ im Ebertbad · Zwei Männer sterben bei Schießerei in einem Geschäft in der Sterkrader Innenstadt · „Planet Hollywood“ auf der Centro-Promenade macht dicht · 690 000 sahen die umstrittene Plastinatenausstellung „Körperwelten“ im GartenDOM · Oberhausener Ingenieurbüro Marx plant Trasse für Metrorapid in China · Marktschreier begeistern auf dem Friedensplatz



Eingeweiht: Das „Historische Klassenzimmer“ im Gebäude des Stadtarchivs

Februar

„Historisches Klassenzimmer“ im Gebäude des Stadtarchivs eröffnet – ein Schulmuseum der besonderen Art · Arbeiten des Künstlers Walter Kurowski zeigen im Rheinischen Industriemuseum das Ende der Stahlindustrie in Oberhausen · Im Gasometer werden jetzt auch akustische Führungen angeboten · Tourismus in Oberhausen schreibt eine Erfolgsgeschichte · Mehr Hotelbetten geplant · Planungsausschuss signalisiert Unterstützung: Neubau soll Friedensdorf an Oberhausen binden · Gedenkhalle zeigt Ausstellung des Verfassungsschutzes zum Rechtsextremismus · MAN GHH Borsig-Chef Wulf Bohnenkamp erhält Ehrennadel der Stadt · In Alteneinrichtungen und für ökologische Projekte: 60 neue Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen in Oberhausen · Gesamtschulen registrieren Run auf die Plätze für das neue Schuljahr · Alstadener Bürger gegen Trasse für Metrorapid auf Oberhausener Gebiet · „Harlem Gospel Singers“ begeistern in der Arena · Rat beauftragt Verwaltung mit umfassender Reform des öffentlichen Dienstes · Hausbewohner in Sterkrade lebten Jahrzehnte auf einer Bombe – erst beim Abriss des Hauses wurde sie entdeckt und entschärft · Mehr als 400 000 Menschen bei sonnigem Winterwetter bei den großen Karnevals-zügen in der City und in Osterfeld · Anwohnerinitiative in der Arbeitersiedlung Weierheide will sich gegen Verkauf der Häuser wehren · 19 Millionen geschmuggelte Zigaretten auf Geheiß des Zolls in der Müllverbrennungsanlage verbrannt



Premiere: CentrO-Park mit neuem Konzept und neuen Fahrgeschäften

März

Musical „Tabaluga & Lilli“ feiert nach Überarbeitung zweite Premiere · Sabine Wilharm präsentiert in der Ludwig Galerie „Die Bilder zum Buch Harry Potter“ · 5000 Fans kommen zur Eröffnung der Ausstellung · Oberhausener Handwerk präsentiert sich im Bero-Zentrum · „Breuer GmbH“ aus Köln will Trickfilmzentrum HDO übernehmen · „Entente Florale“: Oberhausen beteiligt sich an Großaktion für eine blühende Stadt · Sozialmedizinisches Aus- und Weiterbildungszentrum „Medikon“ im Gewerbepark Kaisergarten eröffnet · „Riverdance“ zurück in der Arena · Stadt präsentiert Rahmenplanung für „O.vision“, dem zweiten Bauabschnitt der Neuen Mitte Oberhausen · Ehemalige Zeche Sterkrade ist Fundgrube für Bomben · Rheinisches Industriemuseum zeigt in der Antony-Hütte Fotos der GHH · Maul- und Klauenseuche rückt näher: Heimische Landwirte sorgen sich um ihre Existenz · WBO schließt Tiergehege im Kaisergarten · 106 671 Übernachtungsgäste gezählt: 2000 war Erfolgsjahr für den Tourismus in Oberhausen · Polizei besorgt über wachsende Gewaltbereitschaft · Neugestalteter CentrO-Park öffnet seine Tore · Kinderprinzenpaar sammelte für Partnerstadt Saporoshje Spenden in Höhe von knapp 10 000 DM · Sparkassen-Vorstand Prof. Dr. Jürgen Jakfeld in den Ruhestand verabschiedet · „Revier Löwen“ scheitern in den Play-Offs an den München Barons · Otto auf Tour zu Gast in der Arena · Im Jahr 2000 beförderte die STOAG 37,1 Mio. Fahrgäste



Außergewöhnlich: Müll aus Neapel wird in Oberhausen verbrannt.

April

Hemmschwelle zur Gewalt sinkt: Frauenhaus ist überfüllt · Reform der Stadtverwaltung nimmt Konturen an · Preussag-Konzern will Anteile an der Babcock Borsig AG veräußern · Kölner „Virtual Entertainment GmbH“ des Medienunternehmers Helmut Breuer kauft Mehrheit der Anteile am HDO-Filmtrickzentrum – Stadt will ihre Anteile abgeben · Metrorapid: Stadt fordert andere Trassenführung · Land will Ausbau des Straßenbahnnetzes in Oberhausen fördern · Liebe über den Wolken: Romantischer Heiratsantrag auf dem Gasometer · Celanese sichert Standort in Holten: 75 Mio Euro-Investition für Synthesegas-Anlage beschlossen · Müll aus Neapel rollt zur Verbrennung auch nach Oberhausen · Karfreitag: Tausende gehen mit Ruhrbischof Luthe den Kreuzweg zur Prosper-Haniel Halde · Orchester Oberhausen gibt zwei Konzerte für UNICEF · Circus Siemoneit-Barum begeistert · NRW-Bauminister Vesper lobt Strukturwandel in Oberhausen · 7. Kinderfest auf dem John-Lennon-Platz war runde Sache · Jobbörse des Arbeitsamtes mit Guildo Horn · Bau-gesellschaft Heine errichtet Bürotrakt in der Neuen Mitte und plant weiteres Bürogebäude neben dem Rathaus · Stadtkämmerer: Ausgleich des Haushalts rückt in weite Ferne · „Kaufhof“ feiert 40-jährige Präsenz an der Marktstraße · Schwierigkeiten beim 27. Angola-Einsatz des Friedensdorfes: Nur 35 schwer kranke Kinder konnten ausreisen · Comedy-Truppe „Springmaus“ begeistert im Ebertbad · Günther Dellenbusch, langjähriger Beigeordneter der Stadt, stirbt im Alter von 79 Jahren



Jubiläum: Bergmanns-Siedlung Stemmersberg feiert 100-jähriges Bestehen.

Mai

NRW-Kultusminister Michael Vesper eröffnet in der „Lichtburg“ die 47. Internationalen Kurzfilmtage – Motto „Filme für Ungeduldige“ – Estnischer Film gewinnt den Großen Preis · Polizei und Ordnungsamt verstärken Kontrollen auf der Marktstraße · Alpenrock der „Schürzenjäger“, Soul-Star Lionel Richie und Schmuse-Barde Eros Ramazotti begeistern in der Arena · Bergmanns-Siedlung Stemmersberg feiert 100-jähriges Bestehen · Bücherbus rollt auf Rekordspur · Zehn neue Jobs für Schwerbehinderte im Call-Center des Technologiezentrums TZU · 3366 Schülerinnen und Schüler beim Schulwaldlauf im Kaisergarten · Britische Immobilien-gruppe kauft C&A-Haus an der Marktstraße · Lkw schiebt zehn Pkw zusammen: 15 Verletzte bei Unfall auf der A 2 · Hausmüll aus Italien wird in der Gemeinschafts-Müllverbrennungsanlage Niederrhein verbrannt · Polizei: Keine harten Drogen an Oberhausener Schulen · 24. Musische Festtage des Christlichen Jugenddorfwerkes Deutschland · OB Burkhard Drescher überreicht Bundesverdienstkreuz für „Tausendsassa“ Peter Hoffmann · Prignitzer Eisenbahn befährt ab Dezember 2002 zwei Regionalbahnlinien · Schauspieler Günter Lamprecht liest in der Stadtparkasse aus seinem Buch · 20. Sterkrader Spiel- und Sportwochenende · Promis heizen beim Kart-Rennen über den Verkehrsring · Erneut dreister Blitzeinbruch mit einem Auto ins Juweliergeschäft Schmiemann · Mit Kindergartenplätzen ist Oberhausen Klassenprimus · Erste Kündigungen beim Musical „Tabaluga & Lilli“



Umgebaut: Aus Bunker im Knappenviertel wurde ein Bürgerzentrum

Juni

Fotoausstellung „I.N.R.I.“ in der Jugendkirche TABGHA in Buschhausen · Circus Corty Althoff gastiert im Gewerbepark Am Kaisergarten · Heine-Bau zeigt Interesse an „Coca Cola-Gelände“ in der Neuen Mitte · Direktor Wolfgang Flesch nach über 50 Jahren bei der Stadtparkasse verabschiedet - Statt Geschenke 50.000 DM als Spende für Kinderkrankenhaus in der Partnerstadt Saporoshje · Ex-Stadtdirektor Hans Seves im Alter von 71 Jahren verstorben · Letzter Vorhang für „Tabaluga & Lilli“ nach nur 21 Monaten · IHK: Oberhausen holt bei Wirtschaftsdaten auf · Ludwig Galerie Schloss Oberhausen zeigt in der Ausstellung „Pathos der Sachlichkeit“ fotografische Meisterwerke der Industrielandschaft · Ortsteil Königshardt feiert 225-jähriges Bestehen · Historischer Festumzug · Landweherschule wird 125 Jahre alt · Stadtdechant Emil Breithecker zum Päpstlichen Ehrenkaplan ernannt · Staffellauf für Klimakonferenz macht am Rathaus Station · Schillerschule weiht Erweiterungsbau ein · Arena Oberhausen heißt ab 2002 „König-Pilsener-Arena“ · Alter Bunker wurde umgebaut: Neues Stadtteilzentrum im Knappenviertel eröffnet · 40 Jahre Lions-Club Oberhausen · Eishockeyfans kämpfen für die Zukunft der „Revier Löwen“ · Genossenschaft in der Ripshorster Straße kauft alte Thyssen-Siedlung



Früh übt sich: Ein kleiner „Schumi“ beim Seifenkisten-Rennen des Industriemuseums

Juli

Rat erteilt Verwaltung Prüfaufträge für die Zukunft des öffentlichen Dienstes in Oberhausen · Adolf-Feld-Schule wird in den Sommerferien restauriert · Hamburger Fischmarkt in Osterfeld · 50 Jahre Katholisches Bildungswerk · Stahlplastik eingeweiht: Ballett der Rohre tanzt im Zentrum Altenberg · Zweite Geschwindigkeits-Messanlage auf der Konrad-Adenauer-Allee in Betrieb · Auf ehemaligem Teerbau-Gelände an der Mülheimer Straße wird der neue Baumarkt „Ziesak plaza“ eröffnet · Bürgerinitiative macht mobil gegen Metrorapid · 365 Pfadfinder treffen sich auf dem „Olga“-Gelände · Revier Löwen“ freuen sich über die Lizenz für die neue Saison · Heißluftballon landet im Garten an der Hiesfelder Straße · Seifenkisten-Rennen beim Kinderfest des Rheinischen Industriemuseums · Kellner rennen beim CentrO-Promenadenfest um die Wette · Drei Oberhausener am Rande des Weltwirtschaftsgipfels in Genua verhaftet · Richtfest für neues Verwaltungsgebäude der Gemeinnützigen Wohnungsgenossenschaft an der Seilerstraße · RWO startet mit 2:2 in Fürth in die neue Saison der Zweiten Fußball-Bundesliga · Kindergartenkinder lernen Selbstsicherheit und Vertrauen: Polizei startet Projekt gegen Gewalt · Händler mit Start des Sommerschlussverkaufes zufrieden



*Aufs Dach gesetzt:
Die neue Solarpyramide der EVO*

August

„Die Rückkehr der Dinosaurier“ – Ausstellung in der Arena · Theater Oberhausen erneut die Nr. 1 im Rheinland · Heike Kretschmer „beste Schauspielerin“ · RWO entlässt glücklosen Trainer Gerd Kleppinger · Nachfolger wird Dragoslav Stepanovic · Auf WBO-Betriebsgelände in Königshardt sollen neue Häuser gebaut werden · Ansiedlung des Medical-Centers „Squid“ soll 260 Arbeitsplätze bringen · Regierungspräsident lehnt auch den Haushalt für 2001 ab – Stadt soll bei freiwilligen Leistungen sparen · Neue Solarpyramide auf dem Dach der EVO · Buntes Parkfest auf dem „Olga“-Gelände · 18-Jähriger tötet 17-Jährigen: Makabres Spiel mit dem Tod wird blutiger Ernst · Friedensdorf-Einsatz in Afghanistan ohne Probleme · Umbau des Bert-Brecht-Hauses „wackelt“ · Stählerne Nachtwächter werden Holtens neues Wahrzeichen · STOAG peilt zukünftig über 40 Millionen Fahrgäste an · Vom Blitz gefällt: Pappel kracht zwischen zwei Häuser · 20-jähriger Spanier strampelt 2300 Kilometer mit dem Rad, um seine Oma in Oberhausen zu besuchen · Lehrermangel in Sonderschulen bereitet Sorgen · Theater-Intendant bannt Inszenierung „Portia Coughlan“ in Dorsten auf die Leinwand · Metrorapid: Trasse durch Alstaden wird abgelehnt · Großes Fest des Ehrenamtes auf dem Centro-Gelände · „The Dome 19“ füllt Arena mit heißem Sound · Jugendliche Steinwerfer treffen Ruderboot auf dem Kanal · Oberhausen wird in Landesarbeitsgemeinschaft „Fahrradfreundliche Städte“ aufgenommen



*Fertiggestellt: Der neue WBO-Betriebshof
im Gewerbegebiet „Zum Eisenhammer“*

September

Gesundheitsaktion in Grundschulen soll Kinder frühzeitig gegen Tabakkonsum stabilisieren · Polizei hebt illegales Waffenlager aus · Schmachtendorfer Heimatforscher Karl Lange erhält Auszeichnung „Bürger des Ruhrgebiets“ · Evangelisches Krankenhaus eröffnet „Brustzentrum“ bei Pilotprojekt gegen Krebs · Prof. Manfred Dammeyer kehrt in den Düsseldorf Landtag zurück · Große oder kleine Lösung: Umbau des Bert-Brecht-Hauses wird heftig diskutiert · 2. Oberhausener Kunstmeile steht unter dem Eindruck der Terroranschläge in den USA · Centro. feiert fünften Geburtstag mit Rennen von 36 000 Gummienten · Aus der Filmothek werden erstmals die Cinebytes · Sparkassen-Vorstand a. D. Prof. Jürgen Jakfeld verstorben · Terroranschläge prägen Besuch von Bischof Luthe in Oberhausen · Ökumenischer Gottesdienst und Schweigeminuten · Wenig Resonanz auf ersten autofreien Sonntag in Oberhausen · Entschieden: Theaterintendant Klaus Weise wechselt zur Spielzeit 2003/2004 an das Theater der Stadt Bonn · Ausstellung „Tim und Struppi – Ein Blick ins Atelier Hergé“ in der Ludwig Galerie eröffnet · Wirtschaftsbetriebe weihen neuen Betriebshof im Industriegebiet „Zum Eisenhammer“ ein · Zum Weltkindertag steigen in Altenberg 1000 Luftballons und 30 Friedenstauben in den Himmel · Ford-Oldtimer sind „Renner“ einer neuen Ausstellung im Rheinischen Industriemuseum · Dritter Platz für Oberhausen beim Bundeswettbewerb „Entente Florale – Unsere Stadt blüht auf“ · Mit „Blaues Gold“ eröffnet NRW-Ministerpräsident Wolfgang Clement erstmals eine Winteraustellung im Gasometer



*Spatenstich: UMSICHT baut
Brennstoffzellen-Blockkraftwerk*

Oktober

Friedensdorf-Leiter besorgt über Krieg in Afghanistan · Wegen möglicher Gesundheitsgefahren: Keine weiteren Mobilfunkanlagen auf städtischen Gebäuden · Neuer Stellplatz für Wohnmobil-Besitzer am Kaisergarten eingeweiht · Erstes Bergmannsfestival im CentrO · Ausverkaufte Arena feiert Depeche Mode · Skulptur blieb das Wasser aus: Kegel im Gasometer urplötzlich geplatzt · Lebenshilfe baut im Gewerbegebiet Waldteich neue Werkstatt für Behinderte · Trienekens oder Rethmann: Verkauf der städtischen Anteile an der Gemeinschafts-Müllverbrennungs-Anlage weiter unklar · Bero-Zentrum feiert 30. Geburtstag · Bauarbeiten auf der Konrad-Adenauer-Brücke machen B 223 zum „Nadelöhr“ · Spatenstich für Brennstoffzellen-Blockkraftwerk auf dem UMSICHT-Gelände · Revier-Komödie „Harte Brötchen“ mit Uwe Ochsenknecht und Katharina Thalbach wird an Kiosk in Eisenheim gedreht · Anschlag? Harmloser Werkzeugkoffer legt das CentrO für Stunden lahm · Konzern Stadt steht vor großem Reformprozess · Zwischen Oberhausen und den sardischen Städten Carbonia und Iglesias wächst Städtefreundschaft · Frauen können im St. Clemens Hospital und im Evangelischen Krankenhaus anonym entbinden · Trotz eingeleitetem Insolvenzverfahren: Circus Fumagalli spielt in Oberhausen · Stadt präsentiert auf der Münchener Gewerbe-Immobilien-Messe Expo-Real ihre Zukunftspläne · Eröffnung des Aquariums jetzt für 2005 geplant · Erste „Homo-Ehe“ im Schloss besiegelt · Hannes Wader begeistert mit neuen Liedern im Ebertbad · Ludwig Galerie präsentiert die Emscher aus neuen Blickwinkeln



*Für Frieden, gegen Gewalt:
11000 Schüler demonstrieren in der Arena*

November

Schüler marschieren für den Frieden und gegen Gewalt: NRW-Europaministerin Kraft spricht vor 11 000 Jugendlichen in der Arena · Neue Konzertsaison mit Gastspiel des Moskauer Symphonie Orchesters eröffnet · Musical „Vom Geist der Weihnacht“ feiert im TheatrO CentrO mit „Marienhof“-Star Judith Hildebrandt Weltpremiere · Gesamtdefizit im neuen Haushalt steigt auf 259,4 Euro · Rethmann übernimmt 49 Prozent der Anteile an der Gemeinschafts-Müllverbrennungs-Anlage · Gemütlichkeit bleibt Trumpf beim 2. Weihnachtsmarkt auf dem Friedensplatz · Informationsbörse zum Thema „Frau und Gesundheit“ in der Luise-Albertz-Halle · Chinesische Mönche zeigen faszinierende Kampfkunst und Körperbeherrschung in der Arena · OB Drescher setzt in Etatrede 2002 auf Konsens bei weiterem Strukturwandel · Gedenkfeier in der St. Martin-Schule zur Pogromnacht: Langstielige Rosen erinnern an den Terror · Transparente an Brücken werben für mehr Toleranz gegenüber Ausländern · 2000 Plakate für fremdenfreundliche Stadt · Sparkassen-Angestellter Jürgen Köhler zum neuen Stadtprinzen von Oberhausen gekürt · Fünf Oberhäuser Schulen wollen beim Versuch „Selbständige Schule“ mitmachen · Wolfgang Grothaus erneut zum SPD-Kandidaten für die Bundestagswahl 2002 nominiert · Rumänienhilfe: Katholische Frauengemeinschaft schickt zum 21. Mal Kleidung, Decken und Spielwaren zu Familien nach Temesvar · „Spaß-GesellschaftsAbende“ im Ebertbad begeistern Freunde des Kabarett

„Oberhausen von oben“ und von Norden nach Süden zeigt der Fotograf Hans Blosssey in seiner Bildergeschichte für das Jahrbuch 2002 – den inzwischen 19. Band dieser Reihe. Schöne Luftaufnahmen, die die Reize dieser Stadt eindrucksvoll dokumentieren.

Im neuen Jahrbuch berichten Journalisten u. a. über die Winterausstellung „Blaues Gold“ im Gasometer, die Szene-Kirche „Tabgha“, die Stadtentwicklung auf dem alten Stahlwerksgelände und im Hexbachtal, die Lage bei den ukrainischen Freunden in Saporoshje und über die sich anbahnende Partnerschaft mit zwei Städten auf Sardinien. Einen festen Platz hat wie immer auch Aktuelles aus dem Sport. Im Porträt diesmal Hildegard Matthäus, die „Miss Kultur“ aus Oberhausen.



Plitt Druck- und Verlag GmbH, Oberhausen